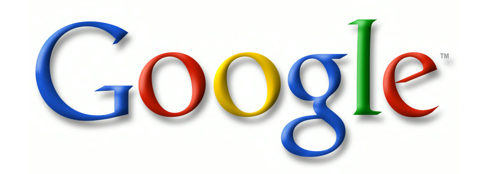








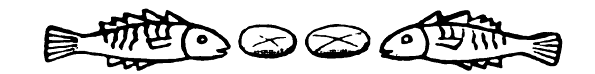
VALERIA
oder der
TRIUMPHZUG
aus den
KATAKOMBEN.



HISTORISCHE ERZÆHLUNG

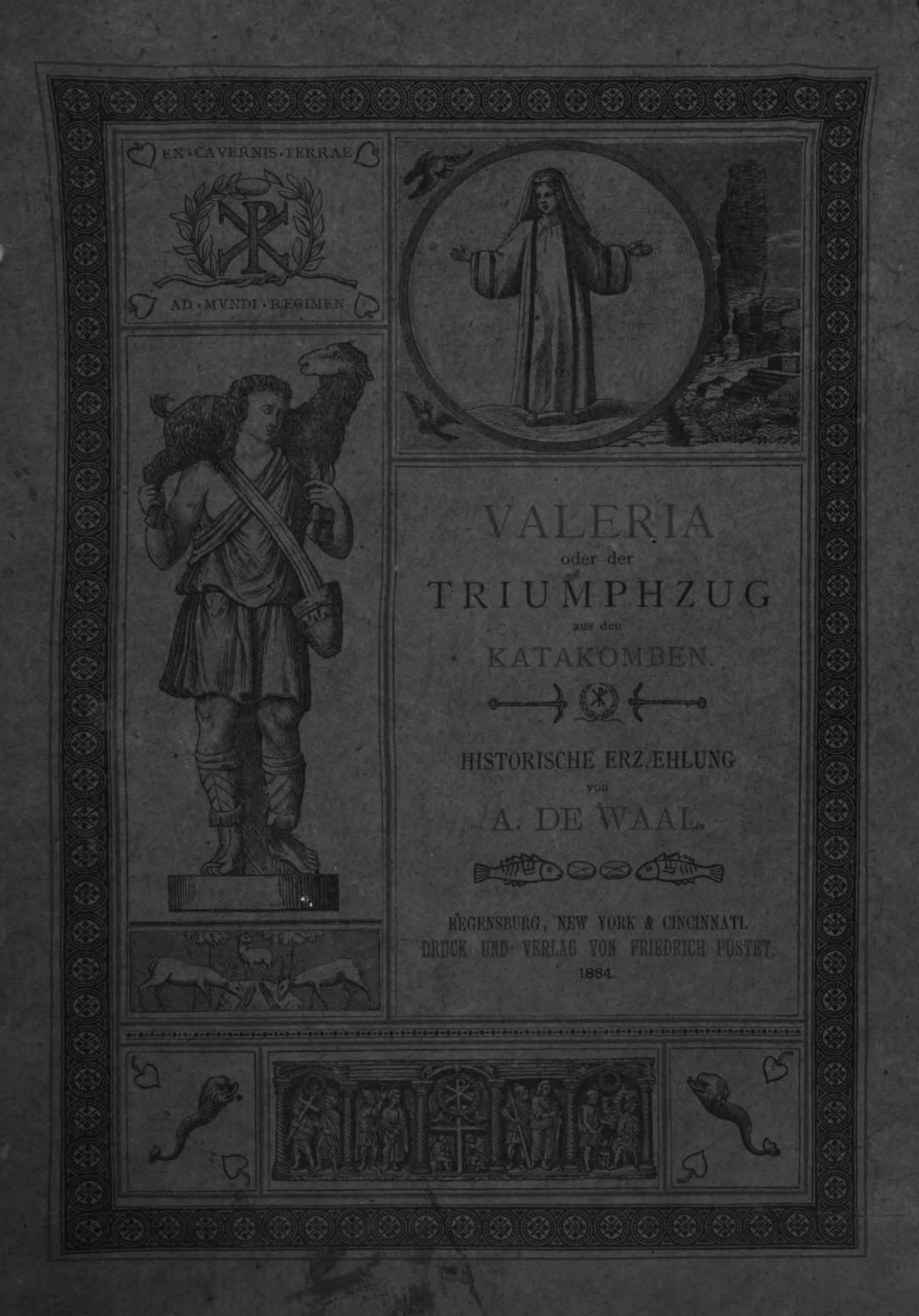
von

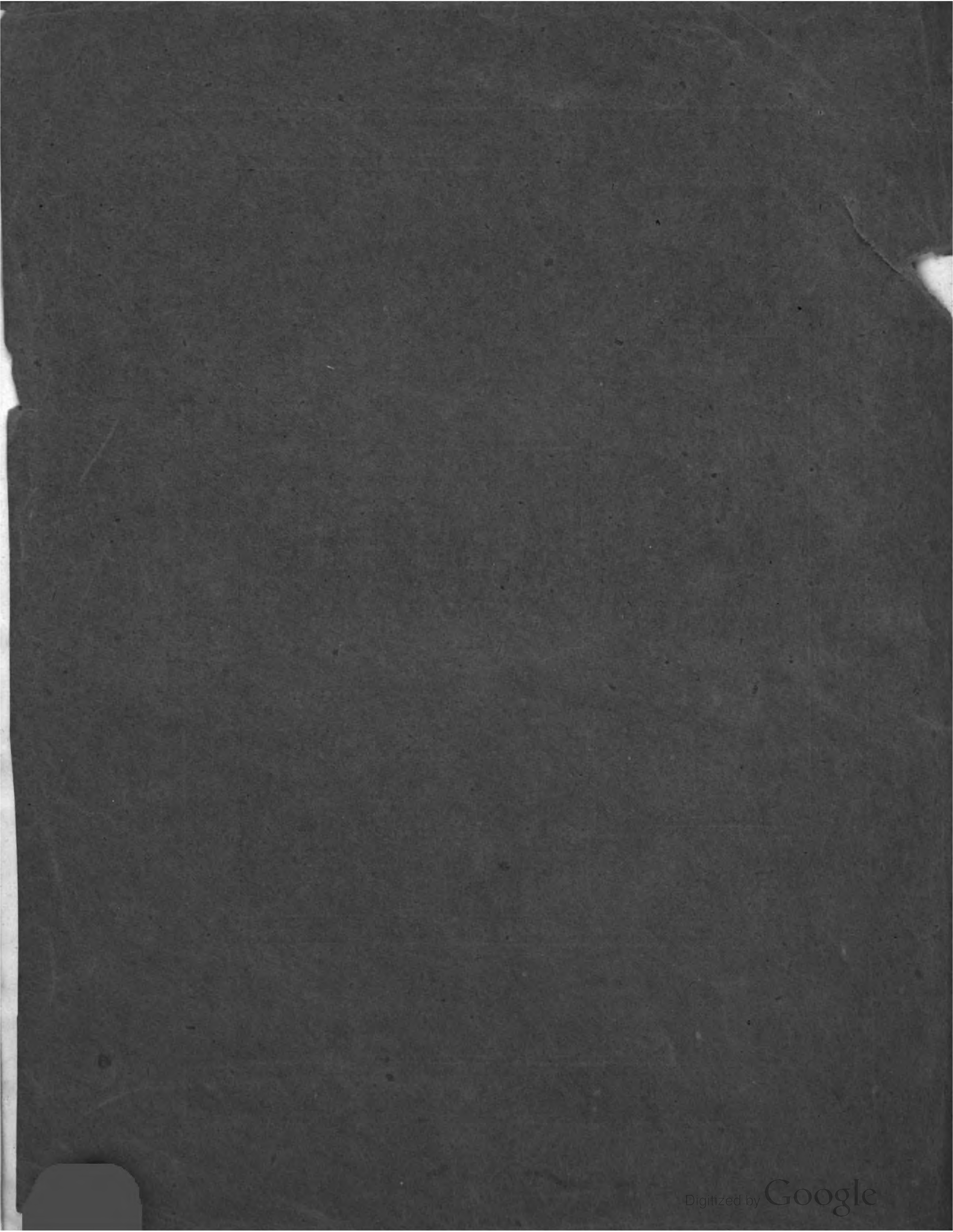
A. DE WAAL.



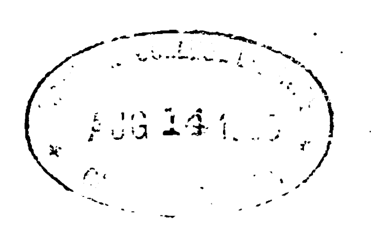
REGENSBURG, NEW YORK & CINCINNATI.
DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH PUSTET.
1884.




EX·CAVERNIS·TERRAE
AD·MVNDI·REGIMEN
VALERIA
oder der
TRIUMPHZUG
aus den
KATAKOMBEN.
HISTORISCHE ERZÆHLUNG
von
A. DE WAAL.
REGENSBURG, NEW YORK & CINCINNATI.
DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH PUSTET.
1884.




EX·CAVERNIS·TERRAE
AD·MVNDI·REGIMEN
VALERIA
oder der
TRIUMPHZUG
aus den
KATAKOMBEN.
HISTORISCHE ERZÆHLUNG
von
A. DE WAAL.
REGENSBURG, NEW YORK & CINCINNATI.
DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH PUSTET.
1884.



Vorwort.

Es gehört einiger Muth dazu, nach der „Fabiola" des Cardinals Wiseman einen verwandten Stoff zu behandeln; Manche haben es versucht, allein sie alle sind weit hinter ihm zurückgeblieben. Wird die „Valeria" glücklicher sein? Ich glaube es nicht, und dennoch habe ich es gewagt, die Erzählung zu schreiben. Auch ein Maler, der kein Raphael ist, kann es nicht lassen, nach Palette und Pinsel zu greifen, um das Bild, welches vor seiner Seele steht, auf die Leinwand zu übertragen, so gut und so vollkommen, als die Liebe zu seinem Ideal es vermag. Wenn die strenge Kritik Manches an seinem Gemälde zu tadeln findet, es wird doch, so hofft er, auch Viele erfreuen. Wer sich seit dreizehn Jahren mit dem Studium des christlichen Alterthums, mit den Denkmälern der Katakomben beschäftigt, der lebt sich in das Leben der ersten Christen hinein, dem gewinnt ein Name, den er auf einem Grabstein liest, wieder Gestalt, und die Phantasie spinnt den Faden, den die Inschrift ihr an die Hand gibt, zum Lebensfaden

aus; die Kämpfe, die Opfer, das Martyrium bis zu dem nächtlichen Leichenzuge hinab in die heilige Todtenstadt treten mit all' ihren Einzelheiten vor das geistige Auge, und wie von selbst gruppiren sich Freunde und Feinde und weben sich auf dem geschichtlichen Einschlag zu dem Bilde der Erzählung zusammen. So sind diese Blätter entstanden, — ein erster Versuch, — und wenn es mir einigermaßen gelungen sein sollte, das Interesse des Lesers für eine Periode der Kirchengeschichte zu fesseln, zu der jeder Christ in frommer Verehrung emporschaut, dann werde ich reichlich belohnt sein, um so reichlicher, wenn er in den Kämpfen der Gegenwart Muth und Vertrauen gewinnt durch den Hinblick auf die Helden der christlichen Vorzeit.

Außer einer Anzahl zum Theil künstlerisch vollendeter Holzschnitte sind jedem Kapitel erläuternde Noten beigegeben, die einen, um dem Leser den historischen Boden zu zeigen, auf welchem sich die Erzählung aufbaut, die anderen, um durch weitere Pinselstriche das Bild jener Zeit genauer und feiner auszuführen. Uebrigens wollen sie eben nur Noten, keine erschöpfenden Abhandlungen sein.

Das Buch sei den zahlreichen Landsleuten in der Heimath, die ich bei ihrem Besuche der ewigen Stadt in die Katakomben geführt habe, ein freundlicher Gruß, der von dem stillen Campo santo neben St. Peter her liebe Erinnerungen an Rom in ihnen wecken möchte. Es sei im Besondern und mit herzlichstem Danke all' den vielen Wohlthätern unseres Priester-Collegium's dargebracht, deren hochherzige Spenden die Gründung und Entwicklung desselben ermöglicht haben.

Die Erzählung ist geschrieben worden in Mitten mannigfaltigster Berufsgeschäfte, die mich wiederholt auf Monate nöthigten, die Feder ruhen zu lassen; nur wenn die heiße Gluth des Sommers die Fremden von Rom fern hielt, fanden sich die freien Stunden, um den abgerissenen Faden wieder aufzunehmen. Möge daher das Buch eine nachsichtige Beurtheilung finden!

Rom am Pfingstfeste 1884.

Der Verfasser.

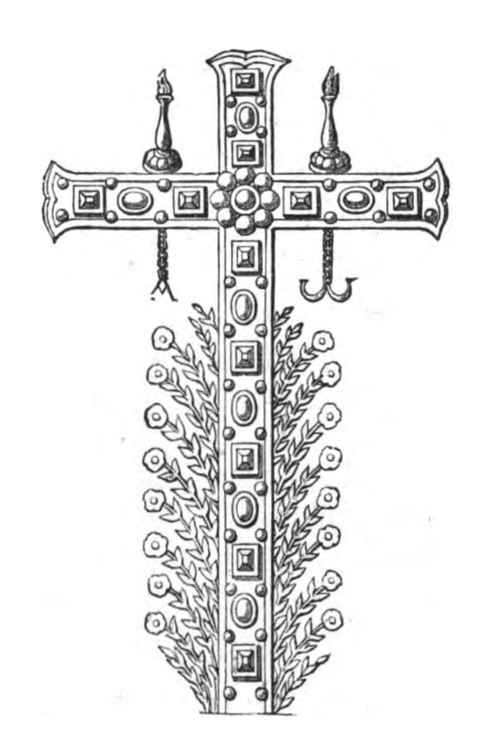
Namen- und Sach-Register zu den Noten.



Valeria

oder der

Triumphzug aus den Katakomben.

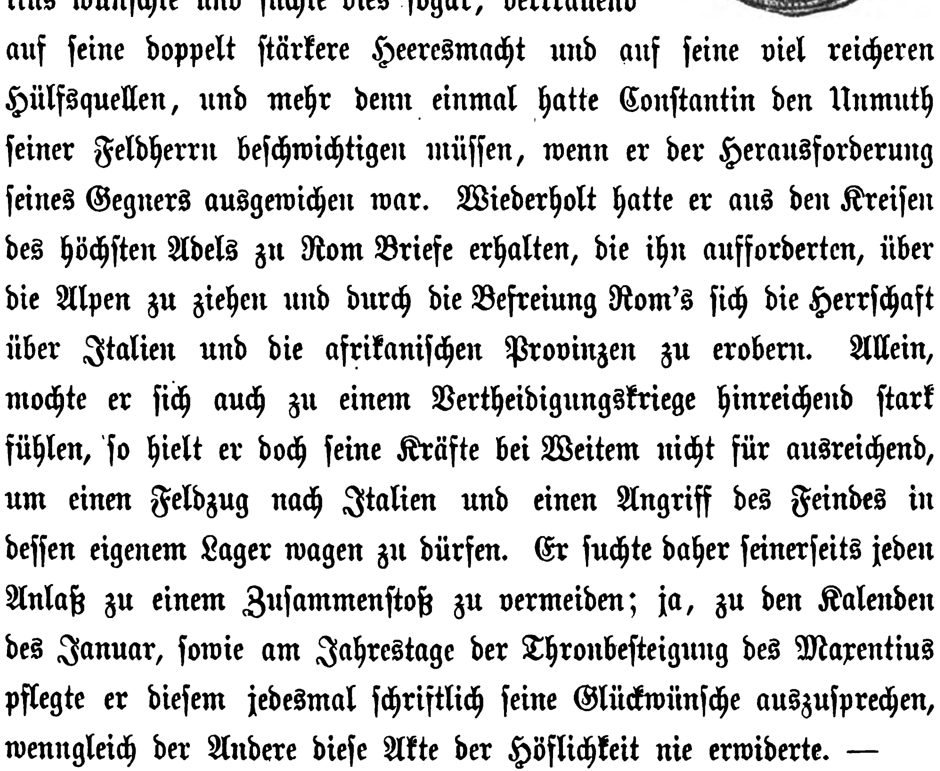


Erstes Kapitel.

Das Zeichen am Himmel.[1]

Unsere Erzählung fällt in den Herbst des Jahres 312 der christlichen Zeitrechnung. Wenige Monate bevor zu Rom Maxentius, der Sohn des Maximianus, den Händen des Vaters mit frevelhafter Gewalt die Herrschaft entrissen hatte, war in Gallien Constantin nach dem Tode seines Vaters Constantius Chlorus von den Truppen auf den Thron erhoben worden. Zwischen beiden Herrschern war die westliche Hälfte des römischen Reiches in der Weise getheilt, daß Maxentius Italien, die Länder an der Nordküste von Afrika und die Provinz Aegypten, Constantin dagegen Gallien, Spanien und Britannien beherrschte. Hielt Con=

stantin an dem Vorbilde seines Vaters fest, durch Milde sich die Anhänglichkeit seiner Unterthanen zu sichern, so suchte Maxentius die usurpirte Krone zu schützen durch eine immer unerträglichere Tyrannei. Daher blickten zumal die Römer von Jahr zu Jahr um so sehnsüchtiger nach Gallien hinüber, als Constantin mit seinen trefflichen Regententugenden den Vorzug kaiserlicher Abstammung verband, während des Maxentius Vater ein roher illyrischer Bauer gewesen war, der einzig wegen seiner wilden Tapferkeit von Diokletian den Purpur erhalten hatte.



Constantin kannte ebenso gut diese Stimmung in der Hauptstadt als die persönliche Abneigung des Maxentius wider ihn. Daß es einmal zwischen ihnen zu einer blutigen Auseinandersetzung kommen müsse, war ihm unzweifelhaft; Maxentius wünschte und suchte dies sogar, vertrauend auf seine doppelt stärkere Heeresmacht und auf seine viel reicheren Hülfsquellen, und mehr denn einmal hatte Constantin den Unmuth seiner Feldherrn beschwichtigen müssen, wenn er der Herausforderung seines Gegners ausgewichen war. Wiederholt hatte er aus den Kreisen des höchsten Adels zu Rom Briefe erhalten, die ihn aufforderten, über die Alpen zu ziehen und durch die Befreiung Rom's sich die Herrschaft über Italien und die afrikanischen Provinzen zu erobern. Allein, mochte er sich auch zu einem Vertheidigungskriege hinreichend stark fühlen, so hielt er doch seine Kräfte bei Weitem nicht für ausreichend, um einen Feldzug nach Italien und einen Angriff des Feindes in dessen eigenem Lager wagen zu dürfen. Er suchte daher seinerseits jeden Anlaß zu einem Zusammenstoß zu vermeiden; ja, zu den Kalenden des Januar, sowie am Jahrestage der Thronbesteigung des Maxentius pflegte er diesem jedesmal schriftlich seine Glückwünsche auszusprechen, wenngleich der Andere diese Akte der Höflichkeit nie erwiderte. —

Constantin hatte den Sommer des Jahres 312 im südlichen Gallien, in der Nähe der Stadt Lyon zugebracht; es war in den letzten Tagen des September, und eben wollte er, von einer Heeres-Uebung heimkehrend, in sein Zelt treten, als Anicius Paulinus, einer der edelsten Senatoren Rom's, in zerrissenen Kleidern sich ihm zu Füßen warf. Constantin erkannte den Senator, der unter seinem Vater eine Zeitlang Kriegslegat gewesen, sofort wieder, hob ihn auf und fragte erstaunt, was ihn aus Rom in solchem Aufzuge hierher führe.

„Mein Kaiser," sprach Paulinus mit Thränen in den Augen, „wisse, daß Maxentius mir erst mein Weib genommen, dann mich des Hochverraths angeklagt hat. Durch treue Freunde und unter dem Schutze der unsterblichen Götter entkam ich zwar aus dem Gefängnisse; allein was mag aus meinen Kindern geworden sein? Räche mich, Imperator, indem du das mit Füßen getretene Rom, — indem du dich selbst rächest. Denn wenn du taub bleiben könntest gegen die Bitten des Senats, theilnahmslos bei den Thränen unserer Frauen und Kinder, gleichgültig für den Jammer des ganzen römischen Volkes, so wisse, daß unter den Opfern des Tyrannen auch Sprößlinge des göttlichen Claudius, deines Urgroßvaters, sind. Ja, in seinem Hasse wider dich hat der Elende sich soweit fortreißen lassen, daß er befahl, deine Statuen umzustürzen und auf den Wandgemälden deinen Bildnissen die Augen auszustechen."[2])

Die Feldherrn in der Umgebung Constantin's hatten mit wachsendem Unmuth die Schilderung des unglücklichen Paulinus angehört; bei seinen letzten Worten brach ihr Zorn in helle Flammen aus. Unwillkürlich fuhren ihre Hände an die Schwerter; zumal die Jüngern forderten in kühnem Thatendrange den Kaiser auf, die ihm angethane Schmach mit blutiger Waffe zu rächen. Ihm selbst war bei jener Mittheilung die Zornesröthe in die Wangen gestiegen; seine Augen

funkelten unter den finster zusammengezogenen Brauen: so Manches er sich bisher von Maxentius hatte gefallen lassen, diese schwere, persönliche Beleidigung durfte er nicht schweigend hinnehmen.

Constantin bat seine Kriegsobersten, ihn allein lassen zu wollen; war er gewohnt, jedes wichtige Unternehmen in ruhiger Einsamkeit zu überlegen, so mochte er sich hier am wenigsten zu einem übereilten Schritte drängen lassen.

Während er in ernstem Sinnen, die Seele voll Zorn und Unmuth, in seinem Zelte auf und nieder schritt, verbreitete sich die Kunde von der ihm zugefügten Schmach rasch unter seinen Soldaten, und bald erscholl durch das ganze Lager der Ruf: „Auf gegen Rom! Nieder mit dem Frevler!"

Unterdessen kämpfte der Kaiser mit sich einen harten Kampf. So Vieles ihn dazu drängte, mit dem Schwerte in der Hand Sühne für die freche Beleidigung zu fordern, so ernste Bedenken erschwerten ihm die Entscheidung. Um zu einem Entschlusse zu kommen, beschied er den Opferpriester Gordianus zu sich, den Willen der Götter zu erforschen; dann berief er seinen Generalstab, sowie seine nächsten Vertrauten, auch den Senator Anicius Paulinus, zum Kriegsrath.

Es waren zum Theil alte Haudegen, die im Orient gegen die Perser, am Rhein mit den Germanen gekämpft und die Feldzüge in Aegypten, wie in Britannien mitgemacht hatten. Andere standen in jugendlicherem Alter und waren Waffengefährten Constantin's, welcher jetzt acht und dreißig Jahre zählte. Bei weitem der jüngste war der Centurio Candidus, ein Jüngling von stattlicher Gestalt, der die Ehre, zu den amici Principis, zu dem vertrauten Freundeskreise des Herrschers zu gehören, einem tapfern Schwertstreiche verdankte, mit welchem er einmal in der Hitze des Gefechtes dem Constantin das Leben gerettet hatte.[8])

Candidus war der Sohn des Castulus und der Irene.[4]) Wie sein Vater und seine beiden Schwestern als Martyrer gestorben waren, so war auch er mit ganzer Seele Christ. Alle Soldaten schätzten den tapfern und edlen Jüngling; die Christen aber, die zahlreich im Heere Constantin's dienten, verehrten in ihm zugleich ein Muster und Vorbild jeder christlichen Tugend. Denn gleichwie die drei babylonischen Jünglinge in den Flammen des Feuerofens unverletzt geblieben, so war auch er durch die Verführungen des Soldatenlebens rein und unversehrt hindurch gegangen.

Zum consilium Principis oder dem Generalstab des Kaisers gehörten auch die Könige und Anführer der germanischen und britannischen Hülfstruppen, und unter ihnen ragte besonders Eroc, der König der Alemannen, hervor, trotz seiner siebenzig Jahre eine hohe, martialische Gestalt, mit einer tiefen Narbe über der Stirne und einem weißen Barte, der bis auf den Gürtel hinabreichte. Constantin schätzte ihn um so mehr, als er seinem Einflusse es zu nicht geringem Theile verdankte, daß ihn das Heer nach dem Tode seines Vaters zum Imperator ausgerufen hatte.

Als der Kriegsrath versammelt war, ergriff der Kaiser das Wort und sprach:

„Ihr habt gehört, welchen Schimpf Maxentius mir angethan, und es bedurfte, beim Jupiter! euerer Aufforderung und der Zurufe der Soldaten nicht, mich zur Rache zu entflammen. Allein, wie die unsterblichen Götter nicht jeden Frevel sofort züchtigen, sondern ihre Stunde abwarten, so ziemt es auch dem Herrscher, besonnen zu handeln. Darum habe ich euch berufen, euere Meinung zu vernehmen; ich habe zudem in dieser wichtigen Sache auch die Götter um ihren Willen fragen lassen, und bald werden uns die Priester ihre Antwort bringen."

Auf diese Erklärung hin erhob sich König Eroc.

„Ich glaubte," sprach er mit einem Anfluge von Spott, den der Alte sich erlauben durfte, „du habest uns beschieden, um uns anzukündigen, daß beim Dämmern des nächsten Morgens das Heer auf dem Marsche sein müsse; in einem Monate wollest du vor den Thoren der Hauptstadt stehen. Denn, beim Wodan! dies muß ein Feldzug von nur wenig Wochen sein, der Schlag auf Schlag in ungestümem Vordringen den Feind zu Boden wirft. Maxentius muß noch im Bette liegen, wenn unsere Schwerter an die Thüre seines Schlafgemaches klirren."

Auch Constantin selbst hatte einzig in einem überwältigend raschen Angriff auf die in den oberitalischen Standquartieren zerstreuten Legionen, und in einem kühnen Zuge geraden Wegs auf Rom los die Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs erkannt. In demselben Sinne sprachen sich die Legaten und Kriegstribunen aus; der Befehlshaber der Flotte verbürgte sich für die Wegnahme Corsika's und Sardiniens, wie für Beschaffung des Proviants für das Landheer, und eben wollte Constantin das berühmte Wort Cäsar's wiederholen: Alea jacta est, „der Würfel ist geworfen," — als Gordianus, den Blumenkranz im Haare, den lituus oder Stab der Zeichendeutung in der Hand, mit seinen Priestern in die Versammlung trat.

„Deinem Befehle gemäß, göttlicher Kaiser," sprach er, „haben wir in den Eingeweiden der Opferthiere den Willen der ewig Waltenden erforscht. Möge dir beschieden sein, was dir glückbringend, heilsam und ersprießlich ist; allein wisse, daß die Zeichen ungünstig waren: die Götter sind deinem Vorhaben nicht geneigt."

Diese unerwartete Erklärung wirkte auf die Versammlung wie ein Nachtfrost auf junge Blüthen; Alle schauten einander stumm und fragend an; den tiefsten Eindruck machten die Worte auf Constantin selbst.

Peinliche Stille herrschte im Kriegsrath; wer mochte es wagen, dem Willen der Götter entgegen zu treten?

Anicius Paulinus, der römische Senator, war außer sich vor Schmerz und Unmuth.

„Nein, nein," rief er, „die Götter können nicht wollen, daß jenes Ungeheuer Rom noch länger unter die Füße trete. Entweder sind die Zeichen falsch gedeutet, oder — der Olymp mag sich in einem andern Volk Verehrer suchen!"

„Mögen die Götter deinem Schmerze die frevelhafte Lästerung verzeihen!" entgegnete Gordianus mit herbem Tadel; „wie willst du die Pläne der Ewigen mit der kurzen Spanne deiner Hand messen? Die Zeichen sind richtig gedeutet, und einst wird der Tag kommen, wo der göttliche Constantin erkennt, daß die Himmlischen ihren Liebling heute vor einem gefahrvollen Wagniß warnten, um ihn auf sichererem Pfade zu größerer Macht und Ehre empor zu führen."

Hatten auch die Worte des Paulinus bei manchem Kriegsobersten lauten Beifall gefunden, so bewirkten doch die mit solcher Auktorität erlassenen Erklärungen des Gordianus, daß man jetzt mit andern Augen die großen Gefahren des Unternehmens betrachtete. Der Eine rieth daher, alle Streitkräfte, welche den Rhein entlang die Grenzen zu vertheidigen hatten, heranzuziehen, um der Uebermacht des Gegners mehr gewachsen zu sein; ein Anderer sah nur in einem verbündeten Angriff, im Verein mit den Herrschern des Ostens, die Möglichkeit eines Erfolges; ein Dritter fand es für das einzig Richtige, sich nicht gegen den Willen der Götter in ein gewagtes, ja abenteuerliches Unternehmen zu stürzen, sondern die Rache auf eine spätere, günstigere Zeit zu verschieben.

Da erhob sich Candidus.

„Mein Kaiser," sprach er, „verzeihe dem Jüngsten unter deinen Kriegsleuten ein kühnes Wort. Willst du nach Rom ziehen, einzig, um eine persönliche Beleidigung zu rächen, so mag Gott das Blut, das darum vergossen wird, nicht gefallen. Allein wenn du hinziehest, die Stadt von der ruchlosen Tyrannei eines Barbaren zu erlösen,

Unschuld und Tugend vor Frevel und himmelschreiender Gewalt zu schirmen, dem römischen Volke statt der härtesten Sklaverei Freiheit und Ruhe zurückzugeben, dann wird Gott unsere Waffen segnen und dir zu dem Ruhme des Siegers den schönern Ruhm eines Vaters des Vaterlandes verleihen."

Gordianus warf dem kühnen Centurio einen Blick glühenden Hasses zu; er wußte, daß Candidus Christ war und Orakel und Opferschau verachtete.

„Beim Wodan! die Weisheit ist bei der Jugend!" rief Eroc, der sich bis dahin mit Gewalt zurückgehalten hatte. „Hörst du das immer lautere Rufen der Soldaten vor deinem Zelte, Imperator? Das ist auch eine Stimme der Götter. Und wenn du willst, so schicke ich zu einer der klugen Frauen unseres Volkes, die den Himmlischen wenigstens ebenso nahe stehen, wie deine Priester, und lasse durch sie den Willen der Götter erforschen."

Auch der Tribun Artemius, dessen ruhiges und bedachtes Urtheil der Kaiser besonders schätzte, gab dem jungen Centurio Beifall; allein die größere Zahl der Versammelten, und zumal die älteren Generäle hielten es doch für bedenklich, unter ungünstigen Zeichen einen Feldzug zu beginnen, bei welchem der Kaiser Alles, Land und Leben, auf das Spiel setzen mußte.[5]) Schon wurde in dem Widerstreit der Ansichten die Berathung immer erregter, und Constantin, der nur mit einem von einmüthiger und feuriger Begeisterung erfüllten Heere den Sieg erhoffen durfte, stand eben im Begriffe, die Discussion mit der Erklärung zu schließen, daß er sich dem Willen der Götter beuge, als plötzlich ein Soldat in das kaiserliche Zelt stürzte mit dem Ausrufe: „Kommet und schauet das wunderbare Bild, das sich am Himmel zeigt."

Alle eilten in's Freie.

Unbeschreiblich war die Bewegung, welche die vor dem kaiserlichen Zelte versammelten Krieger ergriffen hatte. Die Einen lagen auf den Knien und beteten mit erhobenen Händen; die Andern stürzten dem Constantin zu Füßen und jubelten ihm Siegesrufe zu; Andere starrten fragend und in ehrfürchtiger Scheu auf die wunderbare Erscheinung.

Ueber der zum Untergange sich neigenden Sonne stand groß und in strahlendem Lichtglanze ein verschlungenes Schriftzeichen, mit der deutlich zu lesenden Umschrift in griechischen Lettern:

ΕΝ ΤΟΥΤΩ ΝΙΚΑ

In diesem siege!

Beim Anblick der Himmelserscheinung warf sich Candidus auf die Knie, breitete seine Arme aus und rief, Thränen in den Augen:

„Sei gegrüßt, du hehres Zeichen meines Herrn, du unsere einzige Hoffnung! Nun du uns leuchtest, wer kann uns widerstehen?"

Dann erhob er sich und, frohlockend in seliger Freude, sprach er zu Constantin, der stumm und staunend seine Blicke unverwandt auf die Erscheinung heftete:

„Ja, mein Kaiser, in diesem Zeichen wirst du siegen! Nicht Menschenmund, der Himmel selbst verheißt es dir. Siehe, vor diesem Zeichen erzittern die Dämonen des Abgrundes: auch deine Feinde werden ohnmächtig vor ihm zu Boden stürzen."

„Ich erkenne," entgegnete Constantin, „daß das Zeichen aus den verschlungenen griechischen Buchstaben Chi (X) und Rho (P) besteht; allein ich frage mich vergebens, was dieses Monogramm zu bedeuten habe."

Candidus wollte eben die christliche Erklärung des Zeichens geben, als Gordianus ihm zuvorkam.

„Göttlicher Gebieter," sprach er mit lauter Stimme, damit alle Umstehenden es hörten, „nach aller Regel der Zeichendeutung macht

das höhere Orakel das niedere, das Zeichen am Himmel das in den Opferthieren nichtig. Wahrlich, du bist der erkorene Liebling der Götter, welche die Arglist feindlicher Dämonen zu Schanden gemacht und deren ungünstige Zeichen durch diese leuchtende Himmelserscheinung überboten haben. Denn dieses ist ihre Deutung und Erklärung: der große Mithras, den du und dein Heer als Sol invictus, als den unbesiegbaren und Alles besiegenden Gott verehren, soll dein Zeichen und Führer sein. Die verschlungenen Buchstaben sind die Consonanten des Wortes „*XAIPE*, Heil dir!“ und dieses Wort ist mit den beiden andern zu dem einen Gedanken zusammen zu fassen: Wählst du Mithras, den unbesiegbaren Sonnengott, zu deinem Geleit, so wird dir herrlichster Sieg und alles Heil werden.“[6])

Gordianus warf nach diesen Worten dem Candidus einen boshaften Seitenblick zu, und ein triumphirendes Lächeln spielte um seine Lippen, als die den Kaiser umgebenden Feldherrn, froh über die Aenderung der Zeichen, riefen: „Omen accipimus, wir nehmen das günstige Vorzeichen an; Mithras soll uns zum Siege führen“! und als der Ruf, sich fortpflanzend, unter immer brausenderem Jubel durch die Heerschaaren der Krieger erscholl: „Omen accipimus; nach Rom, nach Rom!“

Constantin allein stand noch unentschlossen. Die Deutung des Priesters befriedigte ihn nicht; zweifelnd und fragend ruhte sein Blick auf den beiden verschlungenen Buchstaben, die über der Sonne leuchteten. Nein, nicht auf die Sonne, auf dieses Zeichen **über** der Sonne zielten die Worte: „In diesem siege.“

Auch der alte Croc, der die Erklärung Gordian's nur halb verstanden und begriffen hatte, da das Griechische mehr noch als das Latein seine schwache Seite war, schaute nachdenklich in die wunderbare Erscheinung und wünschte sich einen seiner alten Druidenpriester herbei, der ihm eine bessere Deutung dieser geheimnißvollen Runen gäbe.

Candidus, der den Kaiser genau beobachtete, errieth dessen Gedanken, und indem er zu ihm trat, zog er eine tessera, ein christliches Erkennungszeichen, auf welchem dieselben verschlungenen Buchstaben eingravirt waren, aus dem Busen,[7]) zeigte sie dem Constantin und sprach:

„Mein Kaiser, uns Christen ist dieses Zeichen nicht fremd; es sind die zu einem Monogramm verschlungenen Anfangsbuchstaben des griechischen Wortes *XPICTOC*, Christus. So schreiben wir es auf die Grabsteine unserer Lieben, um auszudrücken, daß sie im Glauben an Christus, den Sohn Gottes, den Tod überwunden haben und in die ewige Ruhe eingegangen sind. In unsern heiligen Schriften wird Christus die Sonne der Gerechtigkeit genannt; als er seinen Jüngern in himmlischer Verklärung auf dem Berge Thabor erschien, da leuchtete sein Antlitz wie die Sonne; sein Thron ist nach den Worten der heiligen Sänger wie die Sonne vor dem Angesichte Gottes. Was soll auch," fügte Candidus spöttisch hinzu, „das „*XAIPE*, sei gegrüßt," das die Papageien an den Hausthüren den Eintretenden zuschreien, über der Sonne und mit dieser Umschrift für einen Sinn haben?"[8])

„Der Namenszug Christi, das Zeichen deines Gottes soll dies sein?" fragte Constantin, die Stirne runzelnd. — Also nicht Mithras, nicht Jupiter oder Mars, welche die römischen Heere bis heute angerufen, denen sie Altäre errichtet, denen sie all' die glorreichen Thaten ihrer Väter, wie die eigenen kriegerischen Erfolge zugeschrieben hatten, nein, der Gott der Christen, wider den Diokletian die blutigsten Edicte erlassen hatte, gegen dessen Bekenner die Kaiser des Ostens noch jetzt mit Feuer und Schwert wütheten, an den der größte Theil des Heeres nicht glaubte, auf ihn sollte Constantin die Hoffnung seines Sieges setzen? Und was würden seine Feldherrn, seine Soldaten dazu sagen?

Constantin erhob von Neuem seinen Blick zu der leuchtenden Erscheinung, und es war ihm, als ob eine innere Stimme in seiner Brust ihm zurief: Glaube den Worten des Jünglings und vertraue!

„Und in welcher Weise, mein trefflicher Centurio," fragte er, „soll denn dieses Zeichen uns zum Siege führen?"

„Mein Kaiser," entgegnete Candidus, „ist bisher der Adler das Zeichen gewesen, unter welchem die Legionen in den Kampf zogen, so lasse jetzt eine Standarte mit jenem Namenszuge Christi anfertigen und sie deinem Heere vorantragen. So befiehlt es die Umschrift, und unter diesem Feldzeichen wirst du den Sieg erringen. Und willst du mir eine Gnade erweisen, — die größte, die du mir gewähren kannst, — so vertraue meinen Händen dieses Zeichen an. In jeder Schlacht will ich es deinen Legionen voran tragen in das dichteste Kampfgewühl, und sei überzeugt, die Adler des Maxentius werden vor dem Zeichen Christi zu feigen Hühnern werden, unter die der Habicht fährt."

Das Auge des edlen, ritterlichen Jünglings leuchtete vom Feuer heiliger Begeisterung; seine Sprache hauchte eine solche Tiefe der Ueberzeugung, eine solche Gewißheit des Sieges, daß sich Constantin ihrem Eindrucke nicht entziehen konnte. Zudem sagte die von Candidus gegebene Erklärung seinem klaren, scharfen Verstande ungleich mehr zu, als die gesuchte und gekünstelte des Gordianus. Allein Constantin stand, trotz seiner Mutter Helena, dem Christenthum doch noch zu fern, und die Rücksicht auf seine den Göttern, zumal dem Mithraskult ergebenen Legionen schien ihm zu zwingend, als daß er sich nicht noch immer gesträubt hätte, den Namen des Christengottes an die Spitze seines Unternehmens zu stellen.

Der alte Eroc gab den Ausschlag.

„Mein Kaiser," sprach er, „mögen diese Runen bedeuten, was sie wollen, der Rath des Centurio, sie auf die Heeresfahnen der Legionen zu setzen, scheint mir ein ganz vortrefflicher. Wir haben in dieser

Erscheinung ein himmlisches Zeichen, das uns den Sieg verheißt; das genügt uns; Jeder deute es sich nach seinem Belieben!"

Constantin huldigte dem Grundsatze, in religiösen Fragen sich wie Andern die Freiheit der persönlichen Meinung zu lassen; er begriff, wie ein völlig neues Heereszeichen, das zudem die wunderbare Himmelserscheinung immer wieder den Soldaten in's Gedächtniß zurückrief, die Begeisterung und den Kampfesmuth seiner Krieger in jeder Schlacht entflammen mußte, und nunmehr entschlossen, die Würfel zu der großen Entscheidung zu werfen, trat er an den Rand der Erhöhung vor, den Soldaten seinen Entschluß zu verkündigen.

Sobald Constantin mit der Hand Schweigen gebot, legte sich augenblicklich die wogende Bewegung; Alles drängte sich näher hinzu, die Worte des Kaisers besser zu verstehen.

Vom Lichte der Sonne beschienen, über der noch immer das geheimnißvolle Zeichen leuchtete, hinter sich die Schaar seiner Feldherrn, stand der jugendliche Kaiser da, gehoben durch den großen Entschluß, den er eben gefaßt hatte, das dunkle Auge leuchtend, die Wangen geröthet, voll kriegerischer Kraft, eine edle, männliche Erscheinung, groß und schön wie ein Apollo.

Mit wohlklingender, weithin vernehmbarer Stimme redete er die Seinen also an:

„Soldaten! Ihr wißt, welche Beleidigung eurem Kaiser zugefügt worden ist; ihr wißt auch, unter welch' unerträglichem Joche blutiger Tyrannei die Hauptstadt des Reiches seufzt. Wenn ich als euer oberster Kriegsherr zauderte, das edle Blut meiner tapfern Krieger auf's Spiel zu setzen, so hat jetzt die Gottheit selbst durch jene Erscheinung ihren Willen kund gethan und zugleich unsern Waffen den Sieg verheißen. So folge ich dem Winke von oben und rufe euch zu: Auf nach Italien, auf nach Rom! Ein neues Heerbanner, welches statt des Adlers jenes himmlische Zeichen trägt, wird euch



voraufziehen; in ihm werden wir siegen und, ehe ein Monat zu Ende geht, vor den Thoren Rom's stehen. Morgen, wenn der Tag dämmert, brechen wir auf!“ 9)

Ein unermeßliches Jubelgeschrei, gleich dem Brausen des Meeres, stieg aus Tausenden von Kehlen, zugleich mit dem Geklirre der aneinander geschlagenen Waffen und Schilde, zum Himmel und hallte von den nahen Bergen wieder; eine Begeisterung, wie Constantin sie nie bei seinem Heere gekannt, hatte Alle fortgerissen. Wenn der Kaiser vor einer Stunde noch mit Bangen an die Möglichkeit des

Mißlingens gedacht hatte, jetzt war er seines Sieges gewiß: mit solch kampfmuthigen Legionen durfte er getrost selbst einer doppelten Uebermacht entgegentreten.

Mit dem Sinken der Sonne erlosch allmählich die himmlische Erscheinung, und die Soldaten eilten in ihre Zelte, sich zum Aufbruche zu rüsten.

Unterdessen ließ Constantin aus dem nahen Lyon kunsterfahrene Goldschmiede kommen, überwies ihnen einen Haufen reinsten Goldes nebst einer Menge von Perlen und Edelsteinen und bestimmte ihnen Form und Gestalt des neuen Heerbanners. Auf der Spitze eines langen Schaftes sollte von massivem Golde das Monogramm prangen, mit einer doppelten Reihe von Juwelen besetzt und von einem Kranze goldener Eichenblätter umschlossen; darunter sollte an eine Querstange die Fahne befestigt werden, mit Perlen und reichster Goldstickerei geziert; unterhalb der Fahne war in Form eines Medaillons das Brustbild des Kaisers, und zwar als Sonnengott, das Haupt mit Strahlen umgeben, anzubringen; auf diese Weise wollte nämlich Constantin der Erklärung des Gordianus und dem heidnischen Theile seines Heeres Rechnung tragen. Das war das neue Feldzeichen, welches fortan unter dem Namen Labarum als die Hauptstandarte des Heeres gelten sollte.[10])

Als Träger desselben wählte der Kaiser den Centurio Candidus aus: er hätte es keinen würdigeren Händen anvertrauen können.

Während beim Einbruch der Nacht die Soldaten, um die Freudenfeuer gelagert, unter Kriegsliedern und Becherklang ihre künftigen Siege feierten, hatte Candidus eine Anzahl christlicher Soldaten in seinem Zelte versammelt, dem Himmel für das wunderbare Zeichen zu danken und in frommen Hoffnungen sich den Triumph des Kreuzes unmittelbar nach der blutigsten Verfolgung, die Bekehrung Constan-

tin's zum Christenthum, die Eroberung Rom's und des römischen Weltreichs durch die heiligen Waffen des Evangeliums auszumalen.

Für Candidus aber gab es noch etwas Anderes, was sein Herz vor Freude hüpfen ließ: das war der Gedanke an seine Mutter Irene. Er stand mit ihr in stetem Briefverkehr, und so tief war seine fromme, kindliche Verehrung für sie, daß er jeden Brief der Mutter kniend las, weil er ihre Worte wie die Worte einer Heiligen betrachtete. Was er von seinem Solde zu erübrigen vermochte, sandte er ihr; als er zum Centurio befördert wurde, da freute ihn dies am meisten deßwegen, weil er nunmehr der Mutter reichlichere Unterstützung zusenden konnte. Der Senator Paulinus hatte ihm berichtet, daß sie gesund und wohl sei; es erfüllte sein Herz mit frommem Stolze, daß derselbe, obschon Heide, kaum Worte genug des Lobes finden konnte, sowohl für den Starkmuth, mit welchem Irene den Tod ihres Gatten und ihrer Kinder ertragen hatte, als auch für die Hingebung, mit welcher sie sich seitdem dem Dienste der Armen und Kranken widme. Kaum dem Knabenalter entwachsen, hatte Candidus das elterliche Haus verlassen, um die militärische Laufbahn zu betreten; seit sieben Jahren hatte er die Mutter nicht wieder gesehen; aber in heiliger Verklärung stand stets ihr Bild vor seiner Seele, und nächst Gott dankte er aus innerster Seele es ihr, daß er in Mitten all' der Versuchungen Religion und Unschuld bewahrt hatte. Wie malte der edle Jüngling sich im Geiste die Freude des Wiedersehens aus, wenn er als Bannerträger Christi vor die Mutter hintreten, zu ihren Füßen niederknien durfte! Und wenn der Gedanke an den dahingeschiedenen Vater und die Schwestern für einen Augenblick einen Hauch der Wehmuth trübend über den klaren Spiegel seiner Herzensfreude warf, so konnte er ja, heimgekehrt, vor ihren Gräbern es den seligen Todten verkündigen, daß derjenige gesiegt habe, für den sie in muthigem Bekenntnisse den Martertod erlitten hatten.



Nur ein Einziger theilte die allgemeine Freude im Lager nicht, Gordianus. Einsam in seinem Zelte auf einem Polster liegend, den Kopf auf die Hand gestützt, die Faust auf den Tisch vor ihm geballt, stierte er finster vor sich hin; unberührt stand der Becher duftigen Weins, stand die Schaale mit kostbaren Früchten vor ihm.

„Lächerlich gemacht von einem unbärtigen Buben, von einem Christenhund!" stieß er voll Ingrimm heraus. „Und wenn der Sieg Constantin's der Triumph des verfluchten Christennamens würde!" —

Eine Stunde später schlich sich aus dem Gemache des Gordianus ein Sklave in Reisekleidern, huschte durch das Dunkel der Nacht vorsichtig an den Zelten vorüber und schwang sich, wie eine Katze, über die Palissaden, mit welchen das Lager befestigt war.

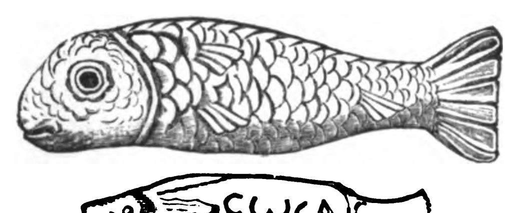


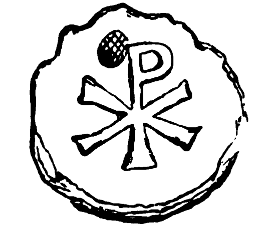
Anmerkungen.

1. Das Kreuz, welches wir an die Spitze unserer Erzählung stellen, ist abgebildet in der Taufkapelle der Katakomben des Pontianus. Es stammt aus dem fünften Jahrhundert, aus einer Zeit, als das Zeichen Christi, das einst dem Constantin erschienen, bereits den Sieg über die römische Welt und ihre Götter davon getragen hatte und nun triumphirend, mit Edelsteinen besetzt, mit Blumen und Lichtern geschmückt, frei und offen aus dem Dunkel der Grüfte hinausgezogen war, um Ihn, der das *A* und *Ω*, der Anfang und das Ende all' unseres Glaubens, Hoffens und Liebens ist, als den Sieger über den Erdkreis zu verkündigen.
2. So berichtet Nazarius in seiner Lobrede auf Constantin (Baronius Annal. III, 87.), indem er mit schwülstiger Ueberschwänglichkeit ausruft: „Siehe — o Jammer! kaum vermag ich es auszusprechen — siehe, wie die ehrwürdigen Bildnisse schmählich zerstört werden, das göttliche Antlitz durch Uebertünchen entstellt wird. O, diese ruchlosen Hände! O, diese fürchterlichen Augen! Seid ihr denn nicht erblindet? Habt ihr nicht, da ihr das Licht der Welt verdunkeltet, selbst die verdiente Finsterniß empfangen?" — War das Aufrichten der Statuen ein Zeichen der Anerkennung und der Freundschaft, so galt das Umstürzen derselben und das Uebertünchen der Bildnisse als Ausdruck der Aberkennung der kaiserlichen Würde. Wie hier, so gab auch 313 die Beschimpfung der Statuen Constantin's zu Laibach (Aemona) den Anlaß zum Sturze des Mitkaisers Licinius.
3. Die von den Kaisern regelmäßig zu ihren Berathungen und zu ihren geselligen Kreisen gezogenen Personen nannte man ihre amici oder comites, Freunde oder Begleiter. Später wurde das Wort comes (im französischen conte erhalten) Titel, der mit gewissen hohen Aemtern verbunden war, ähnlich wie unsere „Excellenz". In die Schaar der Freunde aufgenommen zu werden (recipi in cohortem amicorum), galt als höchste Ehre und bot zumal jungen Männern die Aussicht auf eine glänzende Zukunft. Die Kaiser wählten ihre „Freunde" theils aus den eigenen Verwandten, theils aus senatorischen Familien; ferner aus ihren Jugendgefährten und ehemaligen Mitschülern, endlich aus Leuten von Talent oder von besonderen, dem Herrscher angenehmen Fähigkeiten. (Vgl. die Darstellung bei Friedländer, Sittengesch. Rom's I, 118 ff.)
4. Castulus war an der labikanischen Straße, in der Nähe der Stadt, in einer Sandgrube lebendig verschüttet worden. Das um seine dortige Ruhestätte angelegte Coemeterium wurde im Jahre 1864 beim Bau der Eisenbahn theilweise wieder entdeckt. (Vergl. De Rossi, Bollettino 1864, 9.) Die durch spätere Zusätze erweiterten Martyrakten des hl. Sebastianus berichten Folgendes über ihn (Surius I, 490. § 46): „Der Hofbeamte Castulus, welcher die Gläubigen in seiner Wohnung beherbergte, ... wurde dreimal gefoltert und dreimal in Verhör genommen; da er aber im Bekenntniß des Herrn beharrte, ward er in eine Grube gestürzt und eine Masse Sand auf ihn geschüttet . . . und so ging er mit der Palme des Martyriums ein zum Herrn . . . . Die Wittwe des Martyrers Castulus,

Namens Irene, ging Nachts, um den Leichnam (des hl. Sebastianus) fortzubringen und zu bestatten; da sie ihn aber noch am Leben fand, brachte sie ihn über eine hohe Treppe in ihre Wohnung im Palaste u. s. w." Die Kirche feiert den Todestag des Castulus am 27. März; von der Basilika, welche sich ehemals über seinem Grabe erhob und die zugleich dem hl. Stratonicus, Bischof und Martyrer, geweiht war, der in demselben Coemeterium ruhte, ist kaum eine Spur übrig geblieben. (Vergl. Marchi, Architett. 77.)

5. Es wird ausdrücklich berichtet, daß die Zeichen der Opferschau ungünstig gewesen und die Befehlshaber sich offen gegen das Unternehmen ausgesprochen. So heißt es in der Lobrede auf Constantin nach dem Siege (Vergl. Baronius Annal. III, 88): „Welcher Gott war dir mit seiner Einsprechung nahe, daß du aus dir selbst, wider den Rath der Menschen, entgegen der ungünstigen Opferschau, es fühltest, die Zeit, Rom zu befreien, sei gekommen, während doch alle deine Rathgeber und Feldherrn (comites et duces) nicht bloß im Stillen murrten, sondern offen ihre Furcht wegen der ungünstigen Zeichen äußerten?"
6. Der Mithraskult war damals in dem römischen Heere ungemein verbreitet, wie die zahlreichen auf uns gekommenen Denkmäler beweisen; auf einigen Münzen Constantin's steht auf der Kehrseite der Sonnengott mit der Umschrift Soli invicto comiti, dem unbesiegten Sonnengott, der uns geleitet.
7. Unter tesseras versteht man zunächst kleine Gegenstände, welche beim Schließen einer Gastfreundschaft gewechselt wurden und als Erkennungszeichen für die Nachkommen dienten, um in der Fremde Herberge, Hilfe und Schutz bei dem Gastfreunde zu finden. Durch heilige Liebe mit einander verbunden, waren die Christen alle einander Brüder und Gastfreunde, und von den Tagen der Apostel her war die Beherbergung fremder Glaubensgenossen eine der theuersten Pflichten. Außer den Empfehlungsbriefen der Bischöfe hatte man Erkennungszeichen, durch welche Jemand sich als Christ auswies. Dazu gehörten Fischlein von Glas, Perlmutter, Silber oder Bronze, in denen die Gläubigen das Sinnbild des Erlösers

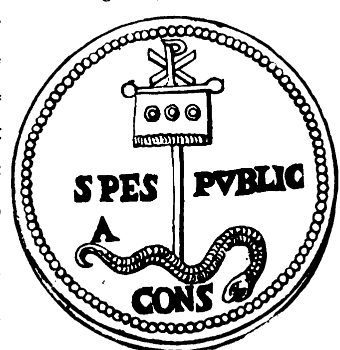




sahen (*IXΘYC*), sowie Medaillen, Münzen, Ringe u. dgl. mit christlichen Symbolen. Solcher tesserae sind uns manche erhalten. Außerdem gab es tesserae, die unsern Würfeln gleich waren und zum Spiel dienten, oder solche die als Eintrittsmarke für das Theater galten u. s. w.
8. Elstern und Papageien, die man den Gruß χαῖρε oder salve gelehrt hatte, hing man gern in ihren Käfigen über die Hausthüre. (Vgl. Becker, Gallus, II, 187.)
9. Nach einem Entwurfe Rafael's ist von der Hand seines Schülers Giulio Romano in den Stanzen des vatikanischen Palastes die Erscheinung dargestellt (siehe unsere Abbildung, S. 14); im Vorhofe von Skt. Peter steht die mächtige Reiterstatue Constantin's, den Blick zu

dem Kreuze emporgerichtet, das ihm in den Wolken erscheint; eine dritte Darstellung findet sich in der constantinischen Taufkapelle des Lateran. So hat Rom in Farbe und Marmor ein Ereigniß verewigt, welches für die Geschicke der Kirche von unermeßlicher Bedeutung gewesen ist.

10. Eusebius beschreibt in seiner Vita Constant. I, 28 seq. die Erscheinung nach der ihm persönlich vom Kaiser gegebenen Schilderung also: Um die Mittagsstunde, als die Sonne sich nach Westen neigte, sah er das Siegeszeichen des Kreuzes, aus Licht gebildet über der Sonne stehen, mit folgender Umschrift: „τούτῳ νίκα, in diesem siege". Mit ihm war das Heer Augenzeuge. Im Ungewissen über die Bedeutung dieses Zeichens sah er im Schlafe Christum, der ihm befahl, ein Heeresbanner nach dem ihm am Himmel gewordenen Zeichen anfertigen zu lassen. Constantin berief sofort bei Tagesanbruch Goldschmiede, beschrieb ihnen die Form und Gestalt der Erscheinung und übergab ihnen Gold und Edelsteine zur Ausführung. Eusebius beschreibt das Labarum, das er selbst wiederholt gesehen: ein ziemlich langer, mit Gold beschlagener Speer lief in einen goldenen, mit Juwelen besetzten Kranz aus, welcher die beiden ersten griechischen Buchstaben des Namens Christi, X P mit einander verschlungen umschloß. An einer darunter angebrachten Querstange hing ein Fähnlein aus Purpurstoff und mit kostbaren Steinen und reichster Goldstickerei geschmückt, von quadratischer Form; an dessen oberer Hälfte war in bunten Farben das Brustbild des Kaisers (und seiner Söhne) gestickt.



Von jener Erscheinung spricht auch der Heide Nazarius in seiner Lobrede auf Constantin, stellt sie aber in seiner Weise so dar, als ob Kriegsheere in der Luft gesehen worden seien, gewaffnet mit leuchtenden Schilden und blitzenden Schwertern, und man habe den Ruf gehört: „Wir ziehen zu Constantin, dem Constantin eilen wir zu Hülfe". — Artemius, der unter Constantin gedient hatte und von Julian wegen seines christlichen Bekenntnisses seines Amtes als Praefectus Augustalis entsetzt wurde, berichtet als Augenzeuge: „Constantin wandte sich an Christus, als er in den verhängnißvollen Kampf mit Maxentius zog. Da erschien ihm am Mittag das Zeichen des Kreuzes, leuchtender als die Strahlen der Sonne, und durch eine goldene Inschrift den Sieg verheißend. Das habe ich selbst gesehen, da ich an dem Feldzuge Theil nahm, und habe die Inschrift gelesen; auch das ganze Heer hat es gesehen und unter deinen Soldaten (Julian) sind noch viele, die Zeugen dessen sind." — Der römische Senat, in seiner überwiegenden Mehrzahl heidnisch, trug der Thatsache Rechnung auf der Inschrift, welche er über dem zu Ehren Constantin's errichteten Triumphbogen anbringen ließ: „er habe instinctu Divinitatis, von der Gottheit angetrieben" den Staat von dem Tyrannen befreit. (Vergl. über diese Inschrift De Rossi, Bollett. 1863, p. 57 seq.)

Zweites Kapitel.

Treu bis in den Tod.

er erschöpfenden Schwüle des Sommers war belebende Frische gefolgt; reichlicher Regen hatte das dürre Erdreich der römischen Campagna begossen und in üppigem Wachsthum allüberall auf den Fluren frisches Grün hervorgezaubert; der zweite Lenz war erwacht und schlang seine Blumenkränze um die gefüllten Fruchtkörbe des Herbstes.

Der Jubel des Landvolks am Feste der Meditrinalien (11. Oktober), wo zuerst der neue Wein gekostet wurde, und zwei Tage später an dem der Fontinalien, an welchem man die Quellen und Brunnen mit Blumengewinden schmückte, hatte die Römer aus ihren Villen in die Stadt zurückgeleitet.

Auch Aradius Rufinus, der Präfekt der Stadt Rom, war mit seiner Gemahlin Sophronia und seiner Tochter Valeria wieder

in den Palast eingezogen, welchen sie auf der Höhe des Cölimontium, nicht weit vom Lateran, besaßen; jener Stadttheil war damals der Sitz der vornehmsten Adelsgeschlechter, wo die Paläste eines Marius Maximus, eines Valerius Aradius, eines Symmachus u. a. an Größe und Pracht mit einander wetteiferten.[1])

Aradius Rufinus hatte unter Maximian, wie unter Constantius Chlorus seine ersten Kriegsdienste gethan; Constantin und Maxentius waren in der Jugend seine Waffengefährten gewesen. Später war er nach Nicomedia an den Hof Diokletian's gekommen, wo er Sophronia, eine Tochter des Vasallenkönigs Totorsus vom Bosporus, als Gattin heimführte. Da Totorsus und seine Familie Christen waren,[2]) hatte der Bräutigam seiner künftigen Gemahlin volle Freiheit ihres christlichen Bekenntnisses bewilligen müssen, und dieses Versprechen war von Rufinus ehrlich gehalten worden. Er selbst, als alter Patricier, hielt treu zu dem Kult der Götter, welche die Stadt Rom groß gemacht hatten, wenngleich er, in der Schule der Neuplatoniker gebildet, in einer reineren Auffassung die Vielheit der Götter nur als Symbole der verschiedenen Eigenschaften und Thätigkeiten eines einzigen höchsten Wesens betrachtete.

Die Ehe war mit drei Söhnen und einer Tochter gesegnet, und die Mutter hatte sie im Stillen alle in der christlichen Lehre erzogen. Zwar war dies dem Gemahl nicht entgangen; allein er rechnete wenigstens für seine Söhne darauf, daß die Schule und das Leben sie „aufklären" würden. Darum vertraute er sie dem Lactantius Firminianus an, den Diokletian im Jahre 301 aus Africa als Lehrer der Beredtsamkeit nach Nicomedia berufen hatte. Daß Lactantius nicht lange nach Uebernahme seines Amtes Christ geworden, ahnte Rufinus freilich nicht. Später führte der Vater sie in die militärische Laufbahn ein, und jetzt dienten die drei Jünglinge im Heere des Oberkaisers Licinius an den fernen Ostgrenzen des Reichs.

In der blutigen diokletianischen Verfolgung war Sophronia mit ihren Kindern, Dank der Stellung ihres heidnischen Mannes, verschont geblieben; als im Frühling des Jahres 305 Diokletian die Krone niederlegte, kehrte Rufinus von Nicomedia nach Rom zurück, wo sich seinem Ehrgeiz glänzendere Aussichten boten, und wirklich übertrug Maxentius, der im Jahre 306 in Rom die Herrschaft an sich riß, dem ehemaligen Waffengefährten der Reihe nach mehrere einflußreiche Aemter. Ja, zu Beginn des Jahres 312 ernannte er ihn sogar zum præfectus Urbi und legte damit die oberste Leitung der hauptstädtischen Angelegenheiten in seine Hände.[3]) Wenn der Ehrgeiz des Rufinus in dieser Ernennung seine höchste Befriedigung fand, so bereitete sie seiner Gattin bange Sorge und tiefen Kummer. Nicht nur fürchtete sie unter der Herrschaft eines Tyrannen Maxentius einen jähen Sturz von solch steiler Höhe, sondern sie sah dadurch auch die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches, endlich doch den Gemahl dem Christenthum zu gewinnen, abermals in unabsehbare Ferne gerückt.

Maxentius hatte beim Antritt seiner Regierung der Christenverfolgung ein Ende gemacht und auf alle Weise sich die Gunst des römischen Volkes zu erwerben gesucht. Leider dauerte der gute Anfang nur so lange, als seine durch frevelhafte Empörung wider den eigenen Vater erworbene Herrschaft von Außen bedroht war. Als dann aber die Eroberung Aegyptens durch seinen Feldherrn Rufus und die Zwietracht unter den übrigen Kaisern, zumal aber der Tod des Oberkaisers Galerius im Mai 311, ihn von der Furcht für die Sicherheit seines angemaßten Thrones befreit hatten, ließ er die Maske fallen, und mit Zittern und Entsetzen sah jetzt Rom täglich die Akte der Grausamkeit, der Habgier und der schamlosesten Wollust sich mehren, mit welchen der Tyrann Hohe und Niedere, Heiden und Christen verfolgte. Bei der im Jahre 311 ausgebrochenen Hungersnoth rief er seinen Soldaten zu: „Zehrt drauf los bis zum Verschleudern und Ver-

geuden: fruimini, dissipate, prodigite!" Da das Volk darüber murrte und, um Brod schreiend, sich vor dem Palast versammelte, befahl Maxentius seinen Soldaten, auf die Massen einzuhauen und so „ihren Hunger auf immer zu stillen." Die bis zur Unerschwinglichkeit gesteigerten und mit unerbittlicher Strenge eingetriebenen Steuern wurden theils für das Heer, theils für kostspielige Luxusbauten verwendet; noch war der neue Circus an der appischen Straße nicht fertig, und schon hatte der Kaiser auf dem Forum zu Ehren seines verstorbenen Sohnes Romulus den Bau einer Basilika begonnen. So drückte Maxentius das römische Volk mit eiserner Härte nieder, während er den Adel durch Confiskationen und Gefängnisse im Zaume hielt.[4]) Im Besondern mußten die Christen den Haß des Kaisers erfahren. Papst Marcellus hatte schon im Jahre 310 den Martertod erlitten; sein Nachfolger Eusebius wurde im folgenden Jahre nach Sicilien verbannt, wo er bald darauf starb; nur politische Rücksicht auf Constantin hielt den Tyrannen noch zurück, die alten Blutedicte Diokletian's gegen die Christen zu erneuern.

In den ersten Tagen nach seiner Wiederkehr in die Stadt fand Rufinus eine Menge rückständiger Geschäfte zu erledigen, welche von der Frühe bis in die Nacht seine Anwesenheit auf der Präfectur nothwendig machten. Seine Erholung fand er dann am Abende in der Unterhaltung mit Gattin und Tochter. Valeria, das jüngste der Kinder, welche jetzt sechszehn Jahre zählte, war eine überaus holde und anmuthige Erscheinung; das schwarze Haar umrahmte in reicher Lockenfülle das runde Gesicht mit den fein geschnittenen Zügen, und aus den tiefen Augen leuchtete eine edle, reine Seele voll kindlicher Unschuld. Sie besaß einen geweckten Geist und eine ungewöhnliche Energie des Willens, und so war sie die Freude und der Stolz ihres Vaters, der das einzige ihm noch gebliebene Kind auf das zärtlichste liebte. —

Eines Abends fand Rufinus seine Gemahlin ungewöhnlich ernst; vergebens forschte er nach der Ursache; umsonst bemühte er sich, Sophronia, die sich von einer unerklärlichen Unruhe geängstigt fühlte, aufzuheitern. Als nach der cœna oder dem Abendessen ein Sklave ein Körbchen köstlicher rother Trauben auf den Tisch stellte und Valeria eine derselben emporhob und sich in kindlicher Lust an der Größe und Schönheit derselben erfreute, nahm Sophronia in ihrer ernsten Stimmung davon Anlaß zu einer ungewöhnlich feierlichen Aeußerung.

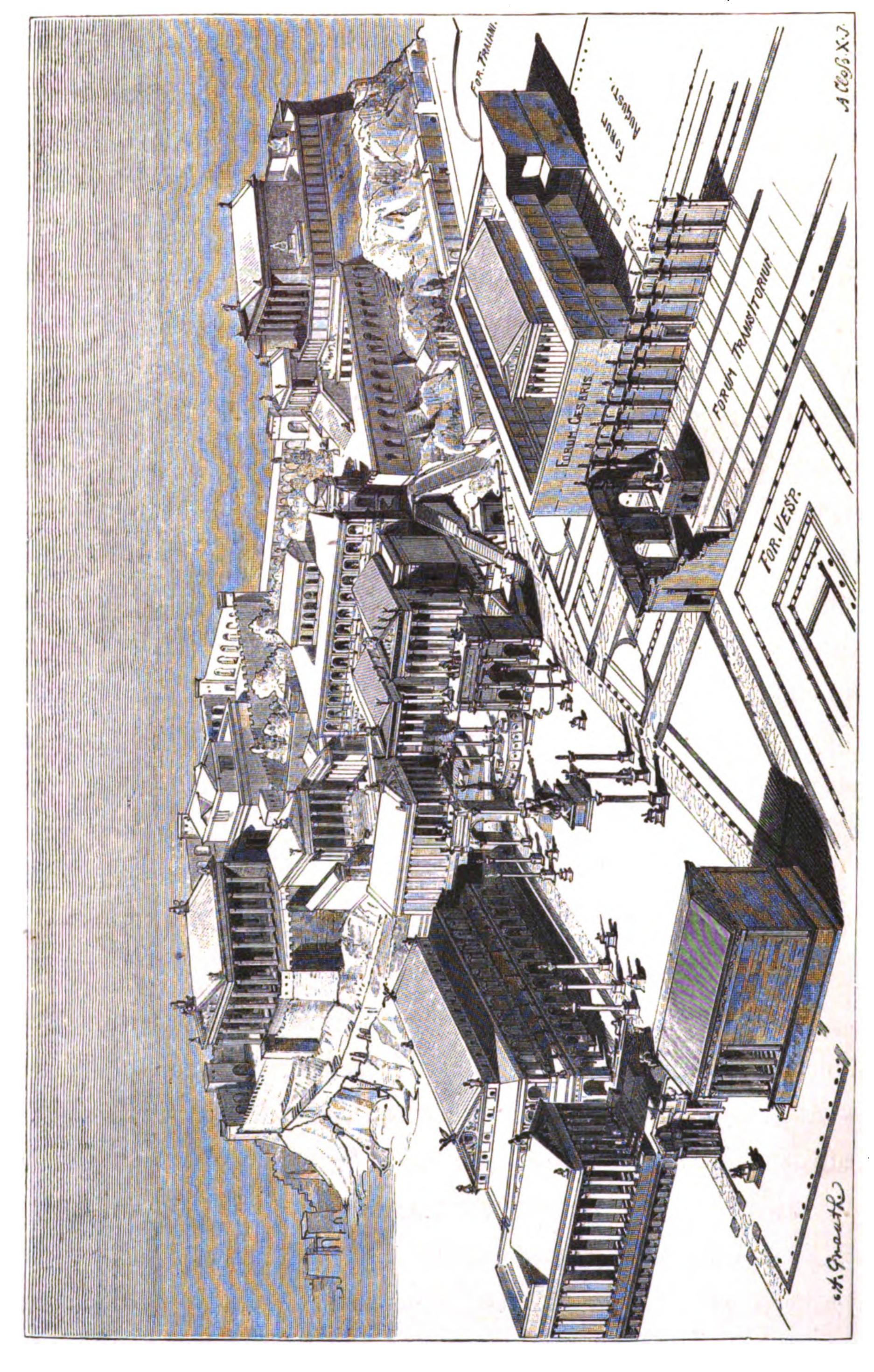
„Erkenne in dieser Frucht," sprach sie zu ihrer Tochter, „das Bild der in Leid und Prüfung erzogenen Seele. Auf steinigem Boden erwachsen, an das Holz gebunden, von Thränen träufelnd unter dem Messer des Winzers, — so muß den Weinstock die Frühlingssonne finden, daß sie sich seiner erbarme und so aus dem nackten Reis die edelste Frucht erwachse."

Bei diesen feierlichen Worten der Mutter ließ Valeria unwillkürlich die Traube in das Körbchen zurücksinken; Sophronia aber pflückte sinnend eine von den rothen Beeren, zerpreßte sie zwischen den Fingern und sagte:

„Die Schaale ist roth, doch das Innere ist klar und hell, und um die harten Traubenkerne legt sich der süße Saft — so ist es auch mit dem Leiden." [5])

In Sophronia's Auge perlte eine Thräne; schweigend und bekümmerten Herzens saßen Gatte und Tochter ihr gegenüber.

Am nächsten Morgen wäre Rufinus gerne seiner Gemahlin wegen, deren ahnungsvolle Wehmuth sich noch gesteigert hatte, zu Hause geblieben, wenn nicht gerade heute eine besonders wichtige Berathung seine persönliche Anwesenheit auf der Präfektur erfordert hätte; er versprach jedoch, in einer Stunde zurückzukehren. Als er fortgegangen war, stieg Sophronia zu der pergula oder dem offenen, mit Blumen



Die alten Kaiserforen mit dem Capitolinischen Hügel.

besetzten Erker ihres Hauses hinauf und verfolgte mit ihren Blicken den Gatten auf seinem Wege am Colosseum vorüber nach dem Forum, wo hinter dem Friedenstempel das Amtsgebäude der Präfektur lag. In zauberhafter Herrlichkeit stieg dort vor ihren Blicken das flavische Amphitheater auf, vom Tempel der Venus und Roma überragt, daneben der Triumphbogen des Titus und zur Linken der Palatin mit der stolzen Pracht seiner Kaiserpaläste; ein Bauwerk großartiger als das andere, leuchteten dort im Glanze der Morgensonne der Tempel des Jupiter Stator, das Septizonium des Severus und die Paläste des Augustus, des Tiberius und des Caligula mit ihrem Walde von Säulen und Statuen und dem blendenden Schmucke von Gold, Farben und seltenstem Marmor. Dahinter erhob sich das Capitol mit seiner Burg und dem goldgedeckten Jupitertempel. Allein Sophronia hatte für all diese Herrlichkeit kein Auge; ihr Geist weilte ferne bei ihren Söhnen, und eine namenlose Sehnsucht nach denselben beschlich ihr Herz; sie gedachte ihres Mannes, und seufzend richtete sie ihren von Thränen umflorten Blick zum Himmel mit der Frage: Wann, o Gott, wann wird in seiner Seele die Nacht des Heidenthums dem Gnadenlichte deiner Wahrheit weichen?

Ueber diesen trüben Gedanken beachtete Sophronia nicht die unheimlichen Gestalten, welche sich ihrem Palaste näherten; sie sah nicht, wie Sklaven in der kaiserlichen Livré eine geschlossene Sänfte in das vestibulum oder den Vorhof des Hauses trugen, während bewaffnete Soldaten in der nahen Gasse, wie in einem Hinterhalt, sich aufstellten.

Aus ihrem schwermüthigen Sinnen wurde Sophronia durch die Meldung geweckt, daß ein kaiserlicher Hofbeamter sie zu sprechen wünsche, und kaum war die Meldung gethan, als der Freigelassene auch schon selbst erschien.

Beim Anblicke des Menschen, dessen abstoßende Gesichtszüge durch ein gemeines Lächeln noch widerwärtiger wurden, zuckte Sophronia

zusammen; der Freigelassene aber verbeugte sich tief vor der Herrin und machte ihr ohne Umschweife die Mittheilung, der göttliche Maxentius, von ihrer Schönheit und Anmuth bezaubert, habe sie zu seiner Gemahlin erkoren; er, des Kaisers Diener, habe den Befehl, sie sofort zu dem Herrscher zu führen; die Sänftenträger ständen im Vorhof bereit.

Todesblässe überzog bei der Ankündigung des Freigelassenen Sophronia's Antlitz; einige Augenblicke stand sie erstarrt vor Schrecken und Entsetzen, gleich dem Reh, das plötzlich den Schakal sieht, dem es nicht mehr entrinnen kann und dessen Krallen es im nächsten Momente zerfleischen werden. Ein Blick zum Himmel gab ihr die Fassung wieder, und mit fester Entschiedenheit gab sie dem Boten zur Antwort:

„Melde dem Kaiser diese Worte seiner Dienerin: Ich bin Christin und durch heilige Bande unzertrennlich an meinen Gatten Rufinus geknüpft; ich darf und ich werde dem Kaiser nimmer willfahren."

„Nun," erwiderte der Höfling mit leichtfertigem Scherz, „die heiligen Bande, welche dich, hohe Herrin, an deinen Mann ketten, lassen sich lösen. „Οὐδεὶς ἀθάνατος, Niemand ist unsterblich", sagt das Sprüchwort. Somit steht nichts im Wege, daß du dem Befehle des Kaisers willfahrest."

Sophronia erschauderte.

„Nein," rief sie tief entrüstet, „niemals, niemals!"

„So wisse," entgegnete der Freigelassene kalt und trocken, „daß ich gemessenen Befehl habe, dich ungesäumt zum Kaiser zu bringen, auch mit Gewalt. Um Lärm zu vermeiden, habe ich bereits alle Zugänge besetzen lassen; meine Leute stehen im Vestibulum: hier hilft kein Sträuben."

Das edle Weib rang sprachlos vor Entsetzen die Hände.

War keine Rettung möglich? — keine? —

Aus der Tiefe ihrer Bedrängniß richtete Sophronia einen Blick inbrünstigsten Flehens zum Himmel; — es war, wie eine Eingebung von oben, welche ihr die Worte auf die Zunge legte, mit denen sie, scheinbar sich dem Befehle fügend, sprach:

„Gönne mir eine Viertelstunde, Festgewänder anzulegen."

Bereitwillig ging der Freigelassene auf den Wunsch ein; als Sophronia sich zurückgezogen hatte, sprach er hohnlachend:

„Wie alle andern! — Weibertugend? — ha ha ha!"

Die Viertelstunde verstrich; — Sophronia erschien nicht.

Nach längerm Warten riß dem Höfling die Geduld, zumal er des harrenden Kaisers gedachte, und so schritt er dreist durch die nächsten Zimmer, bis er an Sophronia's Gemach gelangte. Er klopfte; — keine Antwort. Er rief, des Putzens sei es genug; der göttliche Maxentius nehme es nicht so genau: — Alles blieb stille.

Sollte trotz all' seiner Vorkehrungen das Weib doch einen Ausweg gefunden haben, vielleicht einen geheimen Gang, um zu entfliehen?

Kurz entschlossen öffnete der Freigelassene die Thüre: in demselben Augenblicke stieß Sophronia mit den Worten: „Herr Jesus, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" sich einen Dolch in das Herz.

Lautlos brach sie zusammen.

Einen Fluch auf den Lippen schlich der Höfling davon. —

Der Kirchengeschichtsschreiber Eusebius berichtet uns die Thatsache in seinem Leben Constantin's, indem er hinzufügt: „Diese Frau hat allen Menschen jetzt und in Zukunft durch die That bewiesen, daß die Keuschheit allein bei den Christen unbesiegbar, daß sie stärker ist, denn der Tod." [6]) —

Von dem Erscheinen der Häscher sofort durch eine Sklavin benachrichtigt, hatte Valeria, welche die Morgenstunden mit Studium zuzubringen pflegte, zum Zimmer ihrer Mutter eilen wollen: die kaiserlichen Wächter hatten sie zurückgewiesen. Die Andeutung eines derselben enthüllte ihr das Schreckliche, das der Mutter drohte, und eine unsägliche Angst befiel sie. So verfloß fast eine halbe Stunde; da kam der Freigelassene, gab seinen Leuten einen Wink und eilte mit ihnen davon.

Valeria athmete auf: es mußte der Mutter gelungen sein, die Unholde von sich abzuwehren.

Sie eilte, sie flog durch die Zimmer, welche vor dem Gemache Sophronia's lagen, indem sie laut nach ihrer Mutter rief. Allein die Gerufene kam nicht, antwortete nicht, und als das Mädchen in das Zimmer der Mutter stürzte, — barmherziger Gott! da lag sie todt in ihrem Blute.

Unter einem lauten Schrei brach Valeria bewußtlos zusammen.

Rufinus hatte seine Geschäfte möglichst beschleunigt und eilte nun nach Hause, da auch ihn selbst eine unerklärliche Beängstigung erfaßt hatte. Bei seinem Eintritte in das Vestibulum kamen ihm der Thürhüter und die Sklavinnen jammernd und wehklagend entgegen; ohne ihren von Schluchzen und Weinen unterbrochenen Bericht anzuhören, stürzte er in banger Hast in das Zimmer Sophronia's: wie ein zerschmetternder Schlag traf ihn der Anblick der blutigen Leiche.

Von namenlosem Schmerze bewältigt warf er sich neben der Todten auf die Erde, nahm ihr Haupt in seine Arme und rief jammernd:

„Sophronia, süßes Weib! nein, es ist nicht wahr! Du kannst nicht todt sein! O, nur noch Ein Wort! Nur noch Einmal schlage die Augen auf!“

Allein seine Gattin war todt, und als er nach seiner Tochter fragte, erfuhr er, daß sie ohnmächtig daliege, und von der Leiche hinweg wankte er an das Lager seines Kindes.

Blaß wie Marmor, die Augen geschlossen, ohne Athem lag das Mädchen da; Rufinus ergriff die Hände seiner Tochter und faßte sie krampfhaft in seine Hände, als hätte er die Seele festhalten wollen, daß sie nicht dem schwachen Körper entweiche. Ach, wenn dies nicht bloß eine Ohnmacht war! Wenn dieselbe Stunde ihm Gattin und Tochter entrissen hätte!

Die treue Amme, welche um die Kranke beschäftigt war, beruhigte die Angst des Vaters; der Puls schlage noch, und bald werde Valeria wieder erwachen. Aber dann sei die höchste Schonung nothwendig, fügte sie hinzu, und bat den Vater, im anstoßenden Gemache die Rückkehr des Bewußtseins zu erwarten.

Rufinus ging.

Die Ohnmacht dauerte lange, und der unglückliche Mann hatte Zeit, die ganze Schwere seines Leids zu messen und zu wägen. Der Schlag, der ihn so plötzlich getroffen, hatte ihn geknickt, und vergebens suchte er nach einer Stütze, die ihn aufrichte. Heute zum ersten Male erfuhr er es an sich selbst, daß die schwache Kraft des Erdensohnes allein nicht ausreicht, das Gewicht schweren Unglücks zu tragen. Aber vom Himmel her streckte sich keine Hand aus, es ihm zu erleichtern, und seine Philosophie erwies sich ohnmächtig zu seinem Beistande.

Da brachte eine der Sklavinnen ein Blatt Papier,[7]) welches man erst jetzt auf einem Tische im Gemache Sophronia's bemerkt hatte. Rufinus erkannte sofort die Handschrift seiner Gattin; das Schreiben lautete folgender Maßen:

„Mein Gemahl, nur Gott weiß, wie innig ich dich und unsere Kinder liebe, wie es mir das Herz bricht, daß ich euch verlassen

muß, plötzlich, ohne Abschied. Allein ich kann nicht anders. Das Heiligste, was ich habe, muß ich meinem Gott makellos bewahren; ich darf das Gefäß des heiligen Geistes nicht der Entweihung preisgeben. Ich würde vor Scham vergehen, sollte ich mit Schande befleckt zu dir zurückkehren; viel weniger darf ich so vor den Augen der Engel, vor Gottes Angesicht erscheinen. Mit der glühendsten Inbrunst meines Herzens habe ich zu ihm gefleht, daß er mir einen andern Weg der Rettung zeige; kommt keine Hülfe, dann folge ich der Stimme in meinem Innern und entrinne, wie der Hirsch den Schlingen des Jägers, hinauf zu jenem Berge, wohin der Fuß des Verfolgers nicht gelangen kann. Christus wird meine Seele aufnehmen, und was ich dir, mein theuerer Rufinus, hienieden als Sünderin nicht zu erflehen vermochte, das hoffe ich dir zu erwirken, wenn ich als Martyrin für dich bete. Valeria, mein süßes Kind, tröste deinen Vater, empfiehl mich dem Gebete der Kirche, gedenke meiner Armen! Auch im Himmel bleibe ich deine und deiner Brüder Mutter, und einstens ....."

Unvollendet brach das Schreiben ab; das Eindringen des kaiserlichen Freigelassenen hatte es Sophronia unmöglich gemacht, ihrem Glauben und ihrer Hoffnung auf ein einstiges Wiedersehen, wo keine Trennung das Glück der Seligen bedroht, den vollen Ausdruck zu geben.

Rufinus las das Schreiben wieder und wieder, und sein Schmerz fand in einem Strome von Thränen Linderung. Wie hauchte jedes Wort der Dahingeschiedenen die zärtlichste Liebe; wie spiegelte sich in jeder Zeile die edle, hochherzige Gesinnung seiner Gattin!

Die römische Geschichte erzählt einen ähnlichen Fall von Lucretia, die, um ihre Schande nicht zu überleben, sich den Tod gegeben hatte. Wer hätte geglaubt, daß solch ein Heroismus jetzt noch möglich sei? Und doch stand Sophronia's That um so viel höher, als die Beweg-

gründe edler waren, die sie geleitet hatten. Obschon Heide, fühlte Rufinus die Erhabenheit dieser Beweggründe, die ihre Wurzel einzig in der hohen Auffassung der Keuschheit und der ehelichen Treue bei den Christen haben konnten.

Eine Sklavin meldete, daß Valeria aus ihrer Ohnmacht erwacht sei und den Vater zu sehen wünsche. Schweigend streckte die Jungfrau ihm die Hand entgegen; beide fanden keine Worte für ihren Schmerz; nur die Blicke und der stumme Druck der Hände redeten.

Dennoch war der Schmerz Valeria's ein ganz anderer, als der ihres Vaters, zumal, als sie das Schreiben der Mutter gelesen hatte. Sie, die Christin, vermochte ganz und vollkommen den hohen Sinn zu fassen, in welchem die Verstorbene gehandelt. Ihr, der glaubenseinen Tochter, hatte die Mutter stets ihr ganzes Herz erschließen dürfen, und Sophronia hatte es gethan mit all' der heiligen Liebe einer christlichen Mutter. Was der Gatte als Heide nicht verstand, worüber sie mit ihm nicht reden konnte, was in Stunden der Erhebung und Erleuchtung ihre edle Seele bewegte und erfüllte, das hatte sie in das empfängliche Herz des Kindes und der erwachsenen Tochter ausgeschüttet. Wie oft hatten sie mit einander ihre Gebete, ihre Thränen am Throne der göttlichen Barmherzigkeit niedergelegt, daß doch endlich die Scheidewand falle, welche den Gatten und den Vater im Höchsten und Heiligsten von ihnen trennte! Valeria hatte in ihrer Mutter mehr als eine Mutter verloren; aber aus ihrem Schmerze schaute sie empor zu der sieggekrönt am Throne Gottes stehenden Martyrin, und heller leuchtete in ihre Seele die Hoffnung, daß für den geliebten Vater die Stunde der Gnade jetzt weniger fern sei.

Eine der Sklavinnen hatte inzwischen die edle Matrone Irene, die vertraute Freundin Sophronia's, von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt, und diese trat jetzt voll christlicher Liebe und Theilnahme in das Haus der Trauer. Irene verstand es, wie Wenige, Balsam in

die brennende Wunde zu träufeln; sie brachte, was ihr Name bedeutete, Frieden; wo sie erschien, da kamen mit ihr Ergebung und Hoffnung, die beiden Engel, welche die ewige Barmherzigkeit in dieses Thränenthal geschickt hat, damit die schwachen Sterblichen nicht unter ihrer Kreuzeslast zusammenbrechen.

Es liegt beim Tode edler Menschen ein geheimnißvoller Trost darin, sich ihre letzten Worte und Handlungen zu vergegenwärtigen; sie sind wie ein goldenes Abendroth nach einem sonnigen Tage. So erzählte denn Irene, wie Sophronia noch gestern Mittag in das transtiberinische Stadtviertel gegangen sei, um in einer entlegenen Gasse eine arme Wöchnerin zu besuchen; sie gedachte dann so mancher Züge stiller Tugend, heldenmüthigen Entsagens und Ertragens, so mancher Worte der vertrauten Freundin, die, wie der Duft aus dem Kelch einer Rose, der edlen Tiefe ihres Herzens entströmt waren. Und wie wurde das Bild, welches Irene so von Sophronia entwarf, durch die letzten im Angesichte des Todes von ihr geschriebenen Worte vervollständigt!

In ihrer Liebe zu der Verstorbenen sprachen und erzählten die beiden Frauen, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der religiösen Anschauungen des Rufinus zu nehmen; hatte ja auch Sophronia in derselben Weise ihre Abschiedsworte geschrieben. Der Präfekt aber, mit seinem nach Trost dürstenden Herzen, nahm Alles auf, wie dürres Erdreich den erquickenden Regen. Er hatte immer geglaubt, Sophronia bis auf den Grund ihrer Seele zu kennen: jetzt erst eröffnete sich ihm die ganze reine und edle Tiefe ihres Herzens. Und was waren das für erhabene Ideen, die er heute zum ersten Male hörte, und die den Frauen so vertraut und gleichsam angeboren schienen! —

Rufinus wußte, daß Irenen's Gatte nebst beiden Töchtern wegen ihres christlichen Glaubens hingerichtet worden waren; er hatte sich jedoch nie nach den nähern Umständen ihres Todes erkundigt. Jetzt

aber drängte es ihn, zu erfahren, wie eine schwache Frau den Verlust ihres Mannes und ihrer Kinder ertragen habe, und mit seinem trostbedürftigen Herzen benutzte er eine Andeutung, welche jene machte, um seine Bitte auszusprechen.

Irene verstand die Gedanken des Rufinus und befriedigte gerne seinen Wunsch.

„Als die blutigen Edikte des Diokletian erlassen wurden," so begann sie, „und Maximian, seiner angeborenen Grausamkeit folgend, die Christen aus jeder Zufluchtsstätte vertrieb, unsere Kirchen und Hospize und selbst unsere Cömeterien confiscirte, stellte mein Gatte Castulus, der beim Kaiser das Amt des Oberhofmeisters bekleidete, unsere Wohnung der Kirche zur Verfügung. Während der Kaiser seine blutigen Mordbefehle unterschrieb, feierten in seinem eigenen Palaste die Christen die heiligen Geheimnisse. — Du erinnerst dich noch, edler Rufinus, des tapfern Tribunen Sebastianus?"

„Der erst von den numidischen Bogenschützen erschossen wurde," antwortete zunickend der Präfekt, „jedoch zum Leben wieder erwachte und dann mit Keulen erschlagen ward. Ich erinnere mich, daß man damals viel darüber sprach."

„Wir hatten," fuhr Irene fort, „die vermeintliche Leiche heimlich in unsere Wohnung geschafft, um sie in der Stille der folgenden Nacht zu begraben. Allein zu unserer höchsten Freude merkten wir, daß Sebastianus noch lebe, und unserer Pflege gelang es bald, die durch den Blutverlust erschöpften Kräfte wieder herzustellen. Kaum geheilt, trat er, nach dem Marterthum sich sehnend, dem Kaiser entgegen. Maximian ließ ihn, wie einen Hund, erschlagen, forschte dann aber alsbald nach, wo Sebastianus Aufnahme und Pflege gefunden habe. Die Entdeckung, daß sein eigener Hofbeamter in seinem eigenen Palaste ihm eine Zuflucht geboten habe, ja, dort sogar die Christen zum Gottesdienste versammle, erfüllte ihn mit der höchsten Wuth. Sofort wurde

mein Gatte ergriffen, und nach dreimaligem Verhör und dreimaliger Folter vor dem labikanischen Thore, in der Nähe der claudianischen Wasserleitung, lebendig in einer Sandgrube begraben."

Irene schwieg einige Augenblicke, von der innern Bewegung bewältigt, dann fuhr sie fort:

„Ich wurde unter rohen Mißhandlungen mit meinen beiden Töchtern, Mädchen von sechszehn und fünfzehn Jahren, in das Gefängniß geschleppt. Das jüngste Kind, mein Candidus, entging der Rache des Kaisers, da Castulus den Knaben kurz vorher in die Kriegsschule nach Gallien geschickt hatte. Die Leiden monatelanger Haft, so entsetzlich sie waren, wurden noch von dem Schmerz übertroffen, daß ich von meinen Kindern getrennt worden und trotz all' meines Bittens weder zu ihnen gelangen, noch etwas über sie erfahren konnte. Eines Morgens trat der Wärter in meinen Kerker und warf mir mit eisiger Gleichgültigkeit die Mittheilung hin, beide Mädchen lägen todt am Boden ihrer Gefängnißzelle. Sie waren am Kerkerfieber in der verflossenen Nacht gestorben. Mein Flehen, wenigstens, wenn auch nur



für Augenblicke, ihre Leichen sehen zu dürfen, schlug der harte Mann anfangs ab; endlich siegte doch meine Liebe, als ich ihn an seine eigenen Kinder erinnerte. Ich trat in die Zelle: da lagen sie, zwei gebrochene Knospen, an der Erde. Die eine hatte die Arme in Kreuzesform ausgestreckt; die andere ruhte neben ihr, Opferlamm neben Opferlamm....

Thränen erstickten die Stimme Irene's; Rufinus ergriff tief bewegt die Hand seiner Tochter: wie nahe war auch ihm ein gleicher Verlust gewesen!

Die Matrone trocknete die Thränen, welche die schmerzliche Erinnerung ihren Augen ausgepreßt hatte, und schloß dann ihre Erzählung also:

„Die Thronbesteigung des Maxentius öffnete die Thüre meines Gefängnisses, und mein erster Gang war zu der Ruhestätte meines Gatten und von da zu meinen Kindern, die man in einem gemeinsamen Grabe im Cömeterium des Callistus beigesetzt hatte. Seitdem stehe ich da, wie ein entblätterter Baum, der einsam seine nackten Aeste zum Himmel streckt. Nur Einen Trost und Eine Hoffnung hat mir der Herr noch gelassen, das ist mein Sohn Candidus."

Irene schwieg, und schweigend und sinnend saß Rufinus da. Wie viel Leid hatte dieses schwache Weib erduldet! — Und woher hatte es seinen Starkmuth in solchen Prüfungen geschöpft? — —

Valeria hatte sich nach und nach so weit erholt, daß sie ihren Vater zu bitten wagte, der theuern Todten die letzten Liebesdienste erweisen zu dürfen, und weil auch Irene die Bitte unterstützte, gab er trotz seiner Besorgniß endlich seine Zustimmung. Wer den bittern Kelch der Prüfung mit Starkmuth trinkt, der findet auf seinem Grunde geheimnißvolle Himmelskraft: das wußte Irene aus eigener Erfahrung.

So begab sich denn Valeria mit ihrer mütterlichen Freundin in das tablinum, wohin die Leiche unterdessen von den Dienerinnen getragen und auf einen Polster gebettet worden war. Rufinus blieb

allein in seinem Gemache mit seinem Schmerze und mit seinen Gedanken; aber der Schmerz war milder und die Gedanken waren lichter geworden.

Wenn das Grauen des Morgens seine ersten Strahlen über die dunkle Salzfluth aussendet, dann glätten sich die Wogen und dankend begrüßt der Schiffer das Aufleuchten des nahenden Tages.

Sophronia hatte, bevor sie sich freiwillig den Tod gab, jenes weiße Leinenkleid angelegt, das sie am Tage ihrer Taufe empfangen: sie hatte es von Sünde unbefleckt, geröthet mit dem Blute des Martyriums, ihrem Gott und Erlöser zurückgeben wollen.

Valeria sank tief bewegt neben der Leiche auf die Knie und indem sie ihre Arme um das theure Haupt schlang, sprach sie:

„Süßeste Mutter, als Martyrin, den Palmzweig in der Hand, stehst du jetzt am Throne Gottes. Nein, ich will nicht weinen! Die Tochter eines so starken Weibes, das Kind der Martyrin muß sich solcher Mutter würdig zeigen. Mag der Herr das schwache Reis an das Kreuzholz binden: aus Thränen schaue ich zu deiner Himmelsglorie empor und preise mit dir unsern Herrn, du Selige.“

Von Irene und zwei treuen Dienerinnen unterstützt, ging Valeria an die schmerzlich süße Arbeit. Sie salbten die Leiche mit kostbaren Spezereien, kleideten sie in ein golddurchwirktes Gewand, legten ihr einen Palmzweig zwischen die Hände und wanden einen Kranz von Rosen um ihr Haupt.[8]) Das mit dem Marterblut benetzte Taufkleid der Mutter schloß Valeria als heilige Reliquie in eine arca von kostbarem Holze, die mit Beschlägen und Verzierungen in getriebenem Silber und in Elfenbein geschmückt war.

Irene nahm dann die Sorge für die mancherlei Vorbereitungen zum Begräbnisse auf sich;[9]) Valeria aber eilte zu ihrem Vater, um dem Vereinsamten in seinem Kummer zur Seite zu stehen.

Sie fand ihn, den Kopf auf die Hand gestützt, sinnend über dem Schreiben Sophronia's; er reichte ihr das Blatt und sprach:

„Lies es mir laut vor, mein Kind; in deiner Stimme höre ich die Stimme der Mutter wieder.“

Valeria nahm das Blatt und las; sie mußte sich die größte Gewalt anthun, um ihre Rührung zu beherrschen, zumal als sie einen Blick auf ihren Vater warf, dem Thräne auf Thräne über die Wange rollte. Sie schloß mit den Worten: „Christus wird meine Seele aufnehmen, und was ich dir, mein theuerer Rufinus, hienieden als Sünderin nicht zu erflehen vermochte, das hoffe ich dir zu erwirken, wenn ich als Martyrin für dich bete.“

„Es ist das Testament der Mutter,“ sprach Valeria, indem sie ihren Arm um den Hals des Vaters schlang; „willst du nicht ihren letzten Wunsch erfüllen?“

Rufinus schaute aus Thränen seine Tochter an, drückte ihr die Hand und schwieg. Und seine Tochter verstand ihn, und voll Hoffnung und Dank richtete sich ihr Auge zum Himmel: — das Gebet der Martyrin begann zu wirken; das Lamm, das so lange in der Irre gegangen, empfand das erste Sehnen nach dem guten Hirten, daß er es ebenfalls auf seine Schultern nehme und hintrage in den Garten süßen Seelenfriedens und himmlischen Trostes.



Gemälde aus den Katakomben der hh. Petrus und Marcellinus.

Anmerkungen.

1. Vergl. unter andern De Rossi Bollett. 1874, 56, der die Paläste dieser Familien in dem Gebiet zwischen den beiden jetzigen Kirchen Stefano rotondo und quattro Coronati angibt. In derselben Gegend haben die seit 1859 fortgeführten Ausgrabungen unter der Kirche des hl. Clemens jene erstaunliche Reihenfolge von Bauwerken offen gelegt, die aus dem zwölften Jahrhundert in die Tage Constantin's und in das dritte christliche Jahrhundert, von da in die apostolische Zeit, und endlich in die Periode der Könige zurückführt. (Vergl. De Rossi, Bollett. 1870, 120 seq.) So ist das Gebiet zwischen Colosseum und Lateran der Sitz der haute volée im alten Rom gewesen; heute liegt es öde und verlassen, und über den im Schutte versunkenen Palästen dehnen sich Gemüsegärten aus. Die Verwüstung datirt aus dem Jahre 1084, wo der Normanenherzog Robert Guiscard, vom Lateran her die Stadt erstürmend, dieses Viertel in Brand steckte. Von da an siedelten die Römer sich in dem unbewohnten Marsfelde an, und ähnlich, wie es bei Jerusalem der Fall ist, steht das heutige Rom mit seinen Palästen und Kirchen, mit seinem Handel und seinen Festen westwärts von der alten Zeit. Erst in neuester Zeit beginnt man wieder, die Höhen des Esquilin und des Cölius bewohnbar zu machen.
2. Auf Münzen erscheint das Kreuz zuerst auf denen dieses Königs mit der Jahreszahl 296 und 303 unserer Zeitrechnung. (Vgl. Cavedoni, nuove ricerche intorno alle medaglie Constantiniane, p. 18.) Seit dem Jahre 270 aber schon kommen auf den zahlreichen Münzen desselben keine heidnischen Symbole mehr vor. Die frühe Ausbreitung des Christenthums in jener Gegend hängt mit der Wirksamkeit des hl. Clemens von Rom, des ersten Nachfolgers Petri, zusammen, der mit vielen andern Gläubigen in die Marmorbrüche des heutigen Inkermann verbannt wurde. (Vergl. De Rossi, Bollett. 1864, 5 seq.)
3. Das Verzeichniß der Stadtpräfekten oder Bürgermeister Rom's nennt uns für das Jahr 312 den Aradius Rufinus. (Vgl. Corsino, Series Praefectorum Urbi, p. 168.)
4. Ueber Maxentius berichtet Eusebius in seiner Kirchengeschichte (VIII, 14), er habe sich anfangs den Christen günstig erwiesen und seinen Beamten befohlen, von der Verfolgung derselben abzulassen, auch dem römischen Volke geschmeichelt, um sich gegenüber den früheren Kaisern in ein günstiges Licht zu stellen. Bald jedoch habe er sich zu allen Schandthaten und Verbrechen fortreißen lassen. Den Männern habe er ihre Frauen genommen und sie, mit Schimpf und Schande bedeckt, ihren Gatten zurückgegeben; wegen einer höchst geringfügigen Ursache habe er seine Prätorianer anf das römische Volk einhauen. und eine unzählige Menge römischer Bürger niedermetzeln lassen; eine große Zahl von Senatoren sei von ihm auf Grund erdichteter Verbrechen hingerichtet worden, um ihr Vermögen confisciren zu können. Kurz, es sei unbeschreiblich, wie schwer seine Tyrannei auf dem römischen Volke gelastet habe, zumal auch die Stadt durch eine unerhörte Hungersnoth heimgesucht worden sei.

5. Das Gleichniß vom Weinstock und den Trauben lag den Christen besonders nahe; wie der Herr sich selbst mit dem Weinstock, uns mit den Reben verglichen hatte, so waren Weinlaubgewinde und Scenen der Traubenlese die beliebteste Dekoration der Katakomben seit der ältesten Zeit. So erscheint der Eingang in das Coemetrium der Domitilla, welches dem ersten Jahrhundert angehört, mit Rebengewinden geschmückt; ein Arcosolium oder Nischengrab desselben Friedhofes ist ringsum mit den heitern Scenen der Traubenlese geziert. Selbst die Heiden hatten Kenntniß von der Vorliebe der Christen für dieses Gleichniß, so daß in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts heidnische Bildhauer aus Speculation Scenen aus der Traubenlese auf die Marmorsärge meißelten, um christliche Käufer zu finden. Ein derartiger Sarkophag von vortrefflicher Arbeit, in den Katakomben gefunden, steht jetzt im christlichen Museum des Lateran; mit den Bildern der Weinlese ist dort das des guten Hirten verbunden, das den Heiden als ein ebenfalls den Christen besonders liebes Bild bekannt gewesen sein wird.



6. Eusebius erzählt (Hist. eccl. VIII, 14) das Ereigniß in folgender Weise: Unter allen christlichen Frauen, welchen Maxentius nachgestellt habe, verdiene unsere höchste Bewunderung eine vornehme Christin, die Gemahlin des Präfekten der Stadt Rom. Als die Diener des Kaisers in ihre Wohnung eingedrungen seien, habe sie sich eine kurze Frist erbeten, um sich zu schmücken. Sobald sie sich allein in ihrem Gemache sah, stieß sie sich ein Schwert in die Brust, und brach sofort todt zusammen.

Den Namen derselben theilt uns Eusebius nicht mit; Rufinus aber nennt sie in seiner Uebersetzung des Eusebius (cap. 17) Sophronia. Dieser griechische Frauenname kommt im römischen Adel sonst nicht vor, und ist auch auf den Inschriften der Katakomben sehr selten.

Obwohl der hl. Augustin (de Civitate Dei, Lib. I.) darthut, daß Niemand sich selbst das Leben nehmen dürfe, auch nicht zur Bewahrung der Keuschheit, so erkennt er doch (cap. 26) an, wenn Gott es befehle und seinen Befehl ohne allen Zweifel zur Erkenntniß bringe, so sei dieser Gehorsam kein Verbrechen. Er erwähnt dann die hl. Frauen der Verfolgungszeit, die, um den Nachstellungen zu entgehen, sich in den Fluß gestürzt hätten, und deren Martyrium die katholische Kirche mit großer Verehrung feiere (earumque martyria in Ecclesia catholica veneratione celeberrima frequentantur). Wenn die römische Kirche das Fest der Sophronia nicht feiert und sie nicht als Heilige verehrt, so begeht sie ebenso wenig das der Domnina und ihrer beiden Töchter, die sich

aus gleicher Ursache in Antiochien selbst den Tod gaben, während dieselben bei den Griechen, bei denen ihr Fest auf den 4. October fällt, hoch verehrt werden. (Vgl. Ruinart, Acta Mart. sincera III, 110 und 206.)

7. Die Fabrikation des Papiers aus dem Stiel einer Schilfpflanze, papyrus, ist bei den Aegyptiern bereits anderthalb tausend Jahre vor Chr. bekannt gewesen. In der römischen Zeit gab es verschiedene Sorten, von der feinen Augusta und Liviana bis zu der amphitheatrica, die zu Anschlagzetteln verwendet wurde, und der emporetica, dem Packpapier. Kaiser Claudius ließ Papier von 1 und $1^1/_2$ Fuß Größe machen. Alexandrien in Aegypten blieb immer der Hauptplatz für die Fabrikation des Papiers; daneben kamen später Fabriken in Sicilien auf. In Rom gab es eigene Papierlager: eine solche horrea chartaria wird in der vierten Stadtregion erwähnt; auf Inschriften werden wiederholt chartarii, chartapolae, Kaufleute, welche einen Papierladen hatten, genannt. (Vgl. Marquardt, Röm. Alterth. II, 389 ff.)

8. Die Leichen wurden von den Gläubigen in Leinentücher (lintea) gehüllt und mit Spezereien (unguenta) gesalbt, häufig auch mit kostbaren und golddurchwirkten Gewändern bekleidet. In den Martyrakten ist wiederholt die Rede von pretiosis linteis, splendidis vestibus, aureis indumentis, in welchen die Blutzeugen bestattet wurden, und seit Bosio sind bis auf unsere Tage in zahlreichen Gräbern Ueberreste von Goldstoffen gefunden worden, in welchen die Todten beigesetzt waren. (Vergl. z. B. De Rossi, Roma sotteranea II, 125; Bollettino 1874, 96.) Nach Tertullian's Ausspruch verwendeten die Christen für ihre Todten mehr Spezereien und Wohlgerüche, als die Heiden zu Ehren ihrer Götter. Zwei einbalsamirte und trefflich erhaltene Leichen fand De Rossi in den Katakomben des hl. Callistus in Sarkophagen des vierten Jahrhunderts; beim Oeffnen der Särge hatten die Spezereien noch von ihrem Dufte bewahrt. — Die Heiden hielten Berührung der Todten für befleckend und man mußte sich nach einem Begräbnisse durch Lustration reinigen; die Christen kleideten sich in Festgewänder, um die Todten auf ihren Schultern zu bestatten; bei ihnen kommt nichts von Lustration vor.

9. Die Sorge für das Begräbniß galt als eine der wichtigsten und theuersten Pflichten der christlichen Nächstenliebe, zumal den Martyrern gegenüber. Ueber das Sammeln des Blutes und jeder Reliquie derselben durch die Christen gibt uns Prudentius (Peristeph. XI, 141 seq.) eine anschauliche Schilderung, wie die Gläubigen sich hinzudrängen, um mit Tüchlein den mit Blut benetzten Sand zu trocknen, „damit ja nichts von dem Thau auf dem durchfeuchteten Boden zurückbleibe, wie sie in gleicher Sorgfalt mit Schwämmen das Blut von den Marterwerkzeugen abwischen: Palliolis etiam bibulae siccantur arenae | Ne quis in infecto pulvere ros maneat; | Si quis et in sudibus recalenti adspergine sanguis | Insidet, hunc omnem spongia pressa rapit. Gaudentius von Brescia, der Zeitgenosse des hl. Ambrosius, zählt unter den Schätzen seiner Kirche sanguinem gypso collectum, etwas von dem in Gyps aufgesogenen Blute der Martyrer Gervasius, Protasius und Nazarius auf (Sermo in dedic. ss. XL Mart.).

Drittes Kapitel.

Drohende Wolken.



üstern Blickes, nachlässig auf einem Divan ausgestreckt, gähnend über die langweiligen Berichte der acta diurna, der damaligen Staatszeitung, erwartete Maxentius das Erscheinen Sophronia's.

Wie ihn uns seine Münzen zeigen, verrieth das ganze Wesen des Kaisers seine bäurische und barbarische Herkunft; zugleich aber war seinen Zügen der Stempel wüster, rohester Gemeinheit aufgedrückt. Ueber die niedrige Stirn hing ringsum das zottige Haar fast bis auf die Augenbrauen herunter; der runde, dicke Kopf ruhte auf einem



feisten Nacken; etwas unheimlich Freches glühte in den stechenden Augen. Hätte ein Maler zu diesem Kopfe und zu diesen Augen ein Bild und Gleichniß aus dem Thierreich gesucht, er würde nicht lange in der Wahl geschwankt haben.

Maxentius hatte die acta diurna zu Ende gelesen und wollte eben, des Wartens müde, einen zweiten Freigelassenen in die Wohnung der Sophronia schicken, als ein Bote mit einem angeblich sehr dringenden und wichtigen Briefe angemeldet wurde.

„Er soll ihn zum Kanzleipräfekten Heraclius bringen oder wohin er will," antwortete der Kaiser gähnend, bedachte sich aber dann doch, indem ihm einfiel, daß der Bote wahrscheinlich Nachrichten vom Kriegsschauplatze in Oberitalien bringe, und ließ sich den Brief geben.

Der Bote war von dem kaiserlichen Feldherrn Rufus gesandt worden, der das Heer im Norden befehligte.

Maxentius öffnete das Schreiben, und je weiter er las, desto mehr verfinsterten sich seine Züge.

Daß Constantin die Alpen überstiegen und bei Augusta Taurinorum (Turin) einen Sieg errungen, wußte er aus früheren Berichten, hatte diesem ersten Erfolge des Gegners jedoch keine Bedeutung beigelegt. Er vertraute so sehr auf das zumal in Aegypten erprobte Feldherrntalent des Rufus, daß er gar nicht zweifelte, derselbe habe sich nur aus Kriegslist schlagen lassen und werde ihm bald den abgehauenen Kopf Constantin's als Morgengruß überschicken.

Jetzt meldete ihm der Feldherr, daß nach der Einnahme der festen Stadt Turin der Feind in Eilmärschen auf Brixia (Brescia), dann vor Verona gezogen sei, an beiden Orten abermals die kaiserlichen Truppen blutig auf's Haupt geschlagen und Verona im Sturme

erobert habe. Ruricius, der Befehlshaber der Stadt, sei unter den Gefallenen. Wie zu Turin und Brescia habe Constantin auch hier, dem gewöhnlichen Kriegsbrauch entgegen, den Besatzungen das Leben geschenkt. Mit dem Falle Verona's sei Oberitalien verloren; das ungestüm rasche Vordringen des Feindes aber, sowie die Entmuthigung seiner eigenen Soldaten gestatte dem Feldherrn nicht, in der Po-Ebene dem Gegner noch einmal entgegen zu treten; er habe daher Befehl gegeben, die Apenninenpässe zu sperren, um Zeit zu gewinnen, in der Nähe von Florenz ein neues Heer zu concentriren. Dringendst bitte er den Kaiser, alle verfügbaren Kräfte, zumal die sehnlichst erwarteten Legionen aus Sicilien und Afrika, ihm auf Eilmärschen zuzusenden.

Diese Nachrichten rüttelten den Kaiser aus seiner gewohnten Trägheit auf.

Wüthend warf er den Unglücksbrief, ohne ihn zu Ende zu lesen, auf den Boden, trat ihn mit den Füßen und schrie:

„Florenz? Florenz? — Ha, der Schuft, der Verräther! Placentia, Parma und Bononia ohne Schwertstreich Preis zu geben! Warum eilte ich nicht selbst an die Spitze meiner Legionen, um den Fuchs, der in meinen Hühnerhof eingedrungen ist, todt zu schlagen?"

Voll Ingrimm schritt der Kaiser in seinem Gemache auf und nieder.

Wie war es möglich, daß Rufus, der noch nie eine Niederlage erlitten, daß seine besten Legionen, trotz ihrer doppelten Ueberzahl, sich dreimal nach einander hatten schlagen lassen?

Und wie vollständig mußten die Feinde jedesmal gesiegt haben, um sein Heer in völliger Auflösung zu zersprengen! —

Endlich erinnerte sich Maxentius, daß er den Brief noch nicht ganz zu Ende gelesen habe. Er hob ihn vom Boden auf; der Schluß des Schreibens lautete folgender Maßen:

„Wie Gordianus, der uns treu ergebene Priester des Mithras im Heere Constantin's, mir berichtet, hat dieser, angeblich nach einer ihm gewordenen Himmelserscheinung, ein neues Heerbanner anfertigen lassen, auf welchem er sich in seiner Bescheidenheit als Sonnengott darstellt, darüber ein Geheimzeichen, das den Namen des Christen-Gottes bedeutet. So plump die Fabel von der Himmelserscheinung erfunden ist, die sicherlich Constantin allein nach einer durchschwärmten Nacht gesehen hat, seine Soldaten, von denen ein großer Theil aus Christen besteht, verrichten unter diesem neuen Feldzeichen Wunder der Tapferkeit.

„Vor der letzten Schlacht habe ich aus den einzelnen Legionen fünfhundert der Besten auserkoren und ihnen die höchsten Ehrenpreise und Beförderungen verheißen, wenn sie jene Standarte eroberten; noch nie habe ich ein solch wüthendes Ringen gesehen; allein wie von dämonischen Mächten gehalten, wankte jenes verfluchte Feldzeichen nicht; von meinen fünfhundert aber ist kaum ein einziger übrig geblieben.“ —

„So?“ knirschte Maxentius, indem er die Fäuste ballte, „so? die Nazarener sind's, die mir nach Krone und Leben trachten? Ihr räudigen Hunde! Damit also lohnt ihr es mir, daß ich euch von der Kette losgelassen? — Der göttliche Diokletian hat euch richtig beurtheilt: warum habe ich sein Vertilgungsdekret aufgehoben?“

In diesem Augenblicke trat, zitternd vor dem Zorne seines Herrn, der Freigelassene, den Maxentius zu Sophronia geschickt hatte, ein und berichtete, daß das Weib sich unter der Erklärung, es sei Christin und werde deßhalb nie dem Befehle des Kaisers folgen, selbst den Tod gegeben habe.

Die erschütternde Nachricht rief in der Brust des Maxentius keine Gewissensbisse wach.

„Sie sei Christin und werde deßhalb nie dem Befehle des Kaisers gehorchen?“ wiederholte er höhnisch. „Ja, das paßt zusammen. Sie alle sind Hochverräther, vom letzten Bettler bis zu ihrem Bischof Milziades. Wie würden sie triumphiren, wenn Constantin in Rom einzöge! Aber bei den unsterblichen Göttern! ich will euch die Schüssel versalzen! — Geh’,“ herrschte Maxentius den Freigelassenen an, „und bestelle den Heraclius nach dem prandium zu mir; der soll mir diese Läuse aus meinem Pelz herausfangen.“

In finsterm Groll schritt der Kaiser wieder durch das Gemach. Hatte er im vorigen Jahre einige hundert römischer Bürger durch seine Prätorianer und Herkulier niedergemetzelt, warum könnte er nicht zum abschreckenden Beispiele jetzt einige Tausend Christen in’s flavische Amphitheater treiben und zusammenhauen lassen?

„Aber,“ wendete er sich selbst ein, „dieses Ungezieser ist unvertilgbar; wie die Motten in der Wolle haben sie sich in der ganzen Stadt und selbst im Palaste eingenistet. Und welch’ willkommenen Vorwand würde ich jenem gallischen Buben geben, sich als Erretter des römischen Volkes aufzuspielen, wenn ich einen Haufen dieser Strolche über die Klinge springen ließe!“

Von seinen Wuthausbrüchen wider die Christen ging der Kaiser wieder zur Erwägung seiner eigenen Lage über. — Wenn Rufus bei Florenz nochmals geschlagen wurde, stand dann dem Feinde nicht der Weg nach Rom offen?

„Wohl,“ sprach Maxentius zu sich selbst, „ich werde die Stadtmauern ausbessern und durch Wall und Graben befestigen lassen. Sie mögen es versuchen, die Hunde, in meinen Dachsbau zu kriechen: mit blutiger Schnauze sollen sie wieder abziehen.“

In diesem Augenblicke ließ sich Rufus anmelden. Angesichts der ernsten Lage hatte der kaiserliche Feldherr es für nöthig gehalten, persönlich mit dem Herrscher zu reden und ihm denjenigen Kriegsplan

vorzulegen, der allein nach seiner Ueberzeugung den Kaiser noch retten konnte. Indem er den Oberbefehl einem seiner Unterfeldherrn anvertraut hatte, war er, Tag und Nacht ohne Unterbrechung reisend, seinem Boten auf dem Fuße gefolgt.

Maxentius war von dem plötzlichen Erscheinen seines Feldherrn nicht wenig überrascht; die mündlichen Mittheilungen desselben bestätigten und erläuterten, was er in seinem Briefe gemeldet hatte.

„Wohl," wiederholte der Kaiser, „ich werde Rom befestigen und in Vertheidigungszustand setzen lassen. Eher soll darin kein Stein auf dem andern bleiben, als daß ich es dem Constantin übergebe!"

„Wenn Der einmal vor den Thoren steht," entgegnete Rufus, der, seiner Macht sich bewußt, freier, wie andere Sterbliche zum Kaiser reden durfte, „dann werden deine Mauern und Erdwälle dir wenig helfen. Für eine Belagerung fehlt es uns an Allem, zunächst an Proviant. Die Hungersnoth im Vorjahre hat die Magazine geleert, und ich zweifle sehr, ob der Stadtpräfekt Rufinus im Stande war, sie aus den kargen Erträgnissen dieses Sommers wieder zu füllen."

„Ich lasse ihn lebendig braten," schrie Maxentius, ärgerlich über den Widerstand seines Feldherrn, „wenn die Speicher nicht gefüllt sind. Ohnehin habe ich mit diesem Rufinus wegen seines Weibes abzurechnen. Jedenfalls reichen für die Legionen die Vorräthe auf einige Monate aus."

„Und was nützt es dir," entgegnete jener, „wenn du Rom zwei oder drei Monate hältst? Bist du zudem sicher, daß das Volk nicht einen Aufruhr in der belagerten Stadt macht?"

„Das Volk Aufruhr?" lachte der Kaiser. „Wie der Gaukler seinen Pudel, so lasse ich, die blutige Geißel in der Hand, die Römer vor mir tanzen. Doch rücke nun endlich einmal mit deinen Plänen heraus!"

„Rom kannst du auf die Dauer nicht gegen Constantin halten," wiederholte der Feldherr; „wirfst du dich dagegen nach Sicilien und auf deine afrikanischen Provinzen, so stehen dir frische Kräfte zu Gebote, um binnen Kurzem wieder mit einer mächtigen Flotte an der Mündung der Tiber zu erscheinen. Das ist der neue Kriegsplan, den ich dir vorzulegen gekommen bin. Willst du darauf eingehen, so entsende sofort einen Eilboten nach dem Süden mit Gegenbefehl an die heranziehenden Legionen; bringe dann, was du an Gold und Schätzen auftreiben kannst, auf die Schiffe, und zwar ohne Zögern; denn die feindliche Flotte ist bereits bis Ilva (Elba) vorgedrungen; ich werde mich mit meinen Legionen nach Capua und hinter den Volturnus zurückziehen. Constantin, mit dem Besitze Rom's zufrieden, wird uns den Winter über in Ruhe lassen, und bei Beginn des Frühlings dringen wir mit neuer Kraft zu Wasser und zu Land vor. Wir dürfen dabei auf die Bundesgenossenschaft der andern Kaiser rechnen, denen Constantin im Besitze von Britannien, Gallien, Italien und Afrika ein zu mächtiger College sein würde.

„Beim Herkules!" sprach Maxentius, „ich werde mir deinen Vorschlag überlegen. Haha, wenn Constantin mich in seine Gewalt brächte, gewiß, er ließe mir den Kopf abhauen und ihn auf einer Stange zur Schau in allen Städten des ganzen römischen Reichs umhertragen. Ich verspreche ihm wenigstens, daß ich es so mit dem seinigen thun werde."

„Wenn du ihn bekommst," entgegnete Rufus trocken.

„Wenn ich aus Rom hinaus muß," tobte der Kaiser, „dann stecke ich es erst an allen vier Enden in Brand, und ich schwöre dir, daß Nero neben mir ein Stümper im Heizen gewesen sein soll. Ich weiß, ich kann mich auf die Soldaten verlassen."

Rufus war ein Römer von altem Schlage; die schreckliche Drohung des Kaisers empörte ihn ebenso, wie die Zumuthung, daß die

Soldaten bei der Brandstiftung Handlangerdienste leisten sollten. Mit finsterem Stirnerunzeln heftete er sein Auge schweigend auf Maxentius, dann sprach er:

„Gewiß, du kannst dich auf mich und das Heer im Kampfe verlassen.“

Maxentius verstand seinen Feldherrn. —

Ein Freigelassener meldete jetzt, daß die sechste Stunde, die Zeit des prandium oder Mittagsimbisses, gekommen sei.

„Wir wollen uns durch Constantin nicht die Genüsse der Tafel verderben lassen,“ sprach Maxentius; „bei einem Becher Falernerwein läßt sich die Sache leichter besprechen.“ —

Noch am Abende kehrte Rufus zum Heere zurück, tief mißstimmt über den Befehl des Kaisers, der, vertrauend auf die Versicherungen seiner Wahrsager und Zeichendeuter, seinem Feldherrn aufgetragen hatte, sich mit seinen Truppen auf Rom zurückzuziehen, jedoch unter steten Gefechten, um für die aus dem Süden heranrückenden Legionen Zeit zu gewinnen. —

Um dieselbe Zeit saß in einer Halle der Thermen des Titus der junge Senator S y m m a c h u s einsam und allein, sinnend den finstern Blick auf die Marmorgruppe des Laokoon geheftet, welche in einer Nische im Hintergrunde der Halle aufgestellt war. Es gab in Rom keinen stolzeren Römer, keinen ergebenern Verehrer der Götter, als ihn. War es das tragische Ende der Sophronia, waren es die Nachrichten vom Kriegsschauplatz, die er auf geheimen Wegen erhalten hatte, was seine Stirne verfinsterte? Es war das eine und das andere, und doch empfand Symmachus kein Mitleid mit dem Tode eines Weibes, das als Christin gestorben war, und keine Theilnahme für die bedrohte Herrschaft des Maxentius, den er in demselben Grade verachtete, als er Constantin haßte.

Aus seinem finstern Brüten wurde der junge Senator durch das Erscheinen eines Greises aufgeweckt, der mit freundlichem Lächeln auf ihn zutrat und ihm die Hand zur Begrüßung reichte.

Auch auf des Symmachus Stirne glätteten sich die Falten, als er den Greis wieder erkannte; denn es war ja sein ehemaliger Lehrer, Lactantius Firmianus, der ihn einst am Hofe des Diokletian zu Nicomedia die Rhetorik gelehrt hatte.

„Es mögen jetzt acht Jahre her sein," begann nach den ersten Begrüßungen der Greis, „seit du aus Asien nach Rom zurückkehrtest, und ich durfte kaum hoffen, dich im Leben wieder zu sehen, wenn nicht eine glückliche Fügung mir vergönnt hätte, noch einmal die strahlende Beherrscherin der Welt, das goldene Rom zu schauen."

„Wenn du das für ein Glück angesehen hast, so dürftest du bald deine Meinung ändern," entgegnete Symmachus, dessen Stirne sich von Neuem bewölkte.

„Ich bin erst gestern angekommen," antwortete Lactantius, „und habe doch schon von vielen gar schlimmen Dingen gehört. Allein in tiefster Seele hat mich doch der erschütternde Tod der edlen Sophronia ergriffen. Ich lernte sie in Nicomedia kennen und bewunderte schon damals ihre hohe Gesinnung."

„Die That jenes Weibes würde auf mich Eindruck machen, wenn Sophronia nicht als eine leidenschaftliche Orientalin und zudem als eine überspannte Christin, sondern als echte Römerin mit kaltem Blute und fester Ruhe, wie jene Lucretia, sich das Messer in die Brust gestoßen hätte. Was mich empört, ist dies, daß selbst der Präfekt von Rom im Heiligthum seines Hauses nicht mehr sicher vor den Nachstellungen des kaiserlichen Tyrannen ist. Aber noch schmählicher ist, daß es in Rom keinen zweiten Brutus gibt, der den blutigen Dolch vom Boden aufzuheben wagt."

„Man erzählte mir auch von Constantin, von seinen Siegen über Rufus und wie er unaufhaltsam schon bis nach Umbrien vorgedrungen sei. Erkennst du nicht in ihm das Werkzeug in einer höhern Hand, die Frevel des Maxentius zu strafen?"

Auf diese Frage heftete Symmachus schweigend, unter bitterm Hohnlächeln, seinen Blick auf Lactantius; dann wies er mit der Hand auf die Gruppe des Laokoon und sprach:

„Betrachte dieses Bild; betrachte es genau! Siehst du, wie Laokoon, von den beiden Schlangen zerfleischt, in stummem Schmerz sich windet und zum Himmel aufstöhnt? Siehst du, wie seine Söhne, von den Windungen der Ungethüme umschlungen, zu dem Vater aufschreien, der ihnen nicht helfen kann? Das ist das Bild Rom's, Rom's, das mit seiner Bevölkerung von Maxentius und Constantin zerfleischt und in tödtlicher Umschlingung erdrückt wird. Nur darin hinkt der Vergleich, daß jene Schlangen einträchtig ihre Opfer anfielen, während diese beiden in verdoppelter Blutgier um die Wette die Beute zerreißen."

„Nein, nein," rief Lactantius mit auffallender Wärme, „du darfst Constantin weder mit jener Schlange vergleichen, noch ihn dem elenden Maxentius gleichstellen."

„Du kennst ihn nicht, guter Alter," entgegnete Symmachus mit bitterm Lächeln; „du glaubst, er gleiche seinem Vater Constantius Chlorus, und vergissest, daß seine Mutter Helena eine dacische Kellnerin niedrigster Herkunft und zudem eine Christin ist." [1])

Lactantius unterdrückte die Antwort, die ihm schon auf den Lippen lag; der Senator aber fuhr mit vor Schmerz und Ingrimm zitternder Stimme fort:

„Weißt du, daß Constantin den verfluchten Namen des Christen-Gottes auf sein Heerbanner gesetzt hat? O Rom, die Gallier und die Karthager haben dir nicht die Schmach angethan, die dieser Im-



perator an der Spitze römischer Legionen dir bereitet! Prudentius, wenn du, gleich dem greisen Homer, den Quell der Dichtung unversiegt in deiner Brust bewahrt hast, wohlan, so erhebe deine Stimme für die unsterblichen Götter wider den gekreuzigten Juden, den Constantin auf den Thron Jupiter's erheben will!"

Ein tief schmerzlicher Zug flog über das Gesicht des Greises. Einst ein Verehrer der Götter hatte er als Dichter und Redner das Christenthum bekämpft, und das hatte ihm die Gunst Diokletian's

erworben. Plötzlich von der Gnade gerührt und zu Christus bekehrt, hatte er seitdem unermüdlich in Wort und Dichtung und zumal durch philosophische Abhandlungen seinen neuen Glauben vertheidigt und das Heidenthum bekämpft, um das früher gegebene Aergerniß wieder gut zu machen. Wie schmerzte ihn jetzt die Erfahrung, daß seine Gedichte zur Verherrlichung des Götzendienstes noch nicht vergessen waren, während seine Vertheidigungsschriften des Christenthums selbst seinem ehemaligen Schüler unbekannt geblieben! [2])

Auf die Aufforderung des Symmachus schüttelte er mit dem Kopfe, indem er mit bitterm Lächeln erwiderte:

„Wenn Jupiter keine Blitze zu schleudern vermag, seinen Thron zu vertheidigen, und Minerva's Speer und Apollo's Bogen zerbrochen sind, wie kann die Feder in der Hand eines Greises die Götter Rom's vor dem Untergange retten?"

Symmachus wollte eben antworten, als in die Halle eine Anzahl von Fremden trat, denen ein Führer mit lauter Stimme die Gruppe des Laokoon zu erklären begann. Verletzt durch die Worte des Lactantius, ärgerlich über die Störung, verabschiedete sich Symmachus kurz von seinem Lehrer und eilte hinaus. —

Das tragische Ende der edlen Sophronia hatte in allen Kreisen der Hauptstadt tiefsten Eindruck gemacht, hatte, Viele beschämend, das moralische Bewußtsein aufgerüttelt und die Erniedrigung, in welche der Tyrann Adel und Volk hinabgewürdigt hatte, Allen zur vollen Erkenntniß gebracht. Der Kanzleipräfekt Heraclius, durch seine Spione unterrichtet, konnte dem Kaiser darüber berichten, als er nach dem prandium vor demselben erschien.

Heraclius, früher Christ, war im Beginn der diokletianischen Regierung aus Athen als Rhetor oder Professor der Beredtsamkeit nach Rom gekommen.[3]) Als er hier nicht sofort bei den Christen die erwartete Unterstützung fand, hatten Mißstimmung und Nahrungs-

sorgen ihn in heidnische Kreise geführt, und so war er, unerfahren in dem raffinirten Schwindel der Hauptstadt, in die Schlingen der Sabina gerathen, einer Dame aus einer altrömischen aber verarmten Familie. Ihr schien der junge, redegewandte Professor eine Zukunft zu haben; er selbst faßte kaum das Glück, daß eine hochadelige Dame, deren Brillanten allein Millionen werth waren, ihm ihre Hand schenken wolle. Erst nach der Heirath sollte er erfahren, daß der zur Schau getragene Reichthum nur Schein gewesen. Seinen christlichen Glauben hatte Heraclius Anfangs verheimlicht; um Sabina zu heirathen, verleugnete er Christum: unter heidnischen Ceremonien und Opfern war die Vermählung begangen worden. Wie alle Renegaten und Abtrünnigen, so war auch Heraclius seitdem ein verbissener Feind der Christen. Sein Haß war noch gesteigert worden, als er im Beginn der Regierung des Maxentius die Wiederaufnahme in die Kirche, jedoch ohne vorhergehende Buße, begehrt, ja, sie mit Waffengewalt zu ertrotzen versucht hatte und wegen der dabei vorgefallenen Verwundungen auf eine Zeitlang aus Rom verbannt worden war.[4])

Maxentius hörte den Bericht seines Geheimsekretärs über die Stimmung in der Stadt und den tiefen Eindruck, den der Tod der Sophronia auf die Bevölkerung gemacht hatte, sehr gleichgültig an.

„Wohl", sagte er höhnisch, indem er einen Becher calda oder Glühwein hinunterstürzte, „man muß in der That auf die öffentliche Meinung Rücksicht nehmen. Schreibe daher sofort den Haftbefehl für Rufinus und lasse ihm den Proceß machen, weil er — — nun weil er, wie Rufus mir berichtete, für die Verproviantirung der Stadt nicht hinlänglich gesorgt hat."

„Wie?" fragte Heraclius verwundert, „den Präfekten der Stadt Rom, Valerius Rufinus, willst du verhaften und .... und ..."

„Und wenn es mir beliebt, zum Tode verurtheilen lassen," ergänzte Maxentius kaltblütig. „Was Stadtpräfekt! So ein senatorischer

Mohnkopf sitzt nicht fester auf seinem Stengel, wie eine plebeische Distelblume."

Die erste Mittheilung von dem christlichen Heldentode Sophronia's hatte auf den Renegaten ihren Eindruck nicht verfehlt und längst vergessene Regungen in seiner Brust aufgeweckt; allein er hatte sie mit Gewalt unterdrückt. Rufinus mit seinem römischen Adelsstolz war dem Emporkömmling längst verhaßt. So kostete es den feilen Diener seines Herrn kaum einen schwachen Kampf mit seinem Gewissen, auf die Idee des Kaisers einzugehen, um so das erst seit Kurzem in ihn gesetzte Vertrauen des Herrschers zu rechtfertigen. Während ein schadenfrohes Lächeln über seine Züge flog, sprach er:

„Deine Göttlichkeit hat diese Natter schon zu lange am Busen gehegt. Du allein hast es nicht sehen wollen, wie Rufinus auf alle Weise die Gunst des römischen Volkes zu gewinnen trachtet. Ich zitterte, so oft ich daran dachte, welch' ungeheuere Macht dieser ehrgeizige Mensch in seiner Stellung als Stadtpräfekt zu seiner Verfügung habe. Jetzt aber, wo Constantin sich wider dich erhoben hat, ist er doppelt gefährlich; und wenn er, wie deine Göttlichkeit sagt, für die Verproviantirung Rom's nicht die nöthigen Vorkehrungen getroffen, ..."

„Dieser Schurke, dieser Verräther!" rief Maxentius; „er ist ja Constantin's Waffengefährte gewesen."

„Dann zweifle ich keinen Augenblick," fuhr der heimtückische Grieche fort, „daß man in seinem Hause compromittirende Schriften, z. B. eine geheime Correspondenz finden würde, durch welche eine Verschwörung mit Constantin . . . . . ."

„Noch einmal!" schrie Maxentius wüthend, „schreibe sofort den Haftbefehl und sorge, daß die Richter ihre Pflicht thun!"

„In diese unzweifelhaft bestehende Verschwörung aber," sprach Heraclius weiter, ohne auf den Befehl des Kaisers zu achten, „für

welche sich die Beweise finden werden und finden müssen, war sein Weib Sophronia verwickelt, und weil sie nicht gegen ihren Gatten Zeugniß ablegen wollte, hat sie sich selbst entleibt. So sollen es die Römer morgen in den acta diurna lesen.[5]) Auf jene Correspondenz hin aber läßt sich auch noch andern Leuten der Proceß machen. Sie werden verurtheilt, und ihr Vermögen verfällt dem Fiscus."

Maxentius mußte einige Augenblicke nachdenken, um den ruchlosen Plan des Heraclius zu begreifen. Dann aber schlug er mit der Hand auf sein Knie und rief höchst befriedigt aus:

„Bei allen Göttern! im ganzen römischen Reiche finde ich keinen zweiten Schurken, wie du bist! Dein Plan ist ausgezeichnet, vortrefflich! Damit ist dem Volke das Maul wegen jenes Weibes gestopft; mit dem Halsband der Processe aber halte ich die Meute in Botmäßigkeit, und die Confiscationen kommen mir für den Bau der Basilika, wie für die Feste zum bevorstehenden Jahrestage meiner Thronbesteigung gerade gelegen. Was fragt das römische Rattennest darnach," setzte er mit verächtlichem Hohne hinzu, „woher das Korn kommt, wenn das Ungeziefer sich nur recht voll fressen kann?"

„Aber noch eins," fuhr Maxentius fort, und seine Stirne verfinsterte sich. „Das Natterngezücht der Christen mußt du mir ausrotten: darum habe ich dich zu mir beschieden, und nach der eben gelieferten Probe fürchte ich nicht, daß es dir Skrupeln machen wird, deine ehemaligen Schandgenossen unter das Messer zu liefern. Niemand auch ist dazu befähigter, als du: du kennst ihre Schlupfwinkel, die Tage ihrer Zusammenkünfte, ihre Geheimzeichen. In acht Tagen darf es in Rom keinen Christen mehr geben. Denn sie alle haben sich mit Constantin verschworen, und ich bin nicht sicher, so lange ich von diesen Verräthern noch Einen in den Mauern der Stadt und im letzten Dorfe meines Reiches habe."

So verbissen in seinem Groll gegen die Kirche, die ihn von sich ausgestoßen, der Renegat war, und so begierig er sonst jede Gelegen-

heit ergriff, den Kaiser wider die Christen zu verstimmen, dieser Befehl erschreckte ihn. Heraclius kannte ja zu gut die Macht des christlichen Glaubens, hatte sie in der diokletianischen Verfolgung zu oft erprobt, als daß er nicht auf das lebhafteste von der Nutzlosigkeit blutiger Maßregeln überzeugt gewesen wäre. Zumal aber jetzt, wo Constantin gegen Rom vorrückte, erschien ihm eine Verfolgung auch politisch im höchsten Grade unklug. Dazu kam noch, daß Heraclius angesichts der wiederholten Niederlagen des Rufus schon die Möglichkeit in's Auge gefaßt hatte, daß Constantin den Maxentius stürze. Um sich für diesen Fall dem Sieger zu empfehlen, war in ihm der Plan gereift, seinem Herrn außer andern Gnadenakten die Rückgabe der Coemeterien und Kirchen an die Christen anzurathen. So wollte er sich diesen wieder nähern, und er hoffte, um solchen Preis die Aufnahme in die kirchliche Gemeinschaft erkaufen zu können. Statt dessen sollte er sich jetzt zum Werkzeug erneuter Blutedicte hergeben, welche selbst bei der heidnischen Bevölkerung unpopulär geworden waren und gegen die sich auch, trotz seiner Versunkenheit, das eigene bessere Gefühl sträubte?

Der schlaue Grieche bedurfte nur weniger Augenblicke, um ein Auskunftsmittel zn finden. Da Widerspruch und Gegengründe den Kaiser nur in seinem Eigensinn zu bestärken pflegten, beschloß er, auf Umwegen auf sein Ziel loszusteuern.

„Mein Gebieter," sprach er, „niemals hat dein göttlicher Mund mir einen Auftrag ertheilt, den ich auszuführen freudiger bereit gewesen wäre. Und da die Götter mir vergönnt haben, deine Befehle im Voraus zu errathen, so habe ich in langem und ernstem Nachdenken endlich ein neues und zwar das einzig unfehlbare Mittel gefunden, die Nazarener mit der Wurzel auszurotten."

„Beim Herkules!" rief Maxentius, „ich lasse dir auf dem Forum den stolzesten Triumphbogen errichten, wenn dein Mittel probat ist."

„Es ist eben so sicher, als einfach,“ entgegnete der Grieche. Und nun entwickelte er einen Plan, der wirklich nach seiner eigenen Ueberzeugung allein zum Ziele führte, von welchem er aber auch zugleich voraussah, daß der Kaiser auf denselben nicht eingehen werde.

„Die blutigen Feuerbrände des Diokletian, wie der früheren Kaiser,“ sprach er, „haben nur den Fanatismus dieser Rotte entflammt; andere Pfeile mußt du auf deinen Bogen legen, willst du sie vernichten. Ein Bergwasser bäumt sich gegen die Schranken auf, die man ihm in den Weg wirft; wenn du es aber zwischen engen Dämmen in die Wüste leitest, verläuft und versiegt es von selbst im Sande. Wohlan denn, sperre den Christen jede Gemeinschaft des öffentlichen und bürgerlichen Lebens mit den Verehrern der unsterblichen Götter ab. In allen Schulen lasse dein Bildniß anbringen, und Lehrer und Schüler sollen ihm täglich vor dem Unterrichte Weihrauch opfern. Auf dem Markte haben deine Priester jeden Morgen die Nahrungsmittel mit Weihwasser zu besprengen; alle Kaufleute, bis zum letzten Krämer, müssen Götterbilder in ihren Läden aufstellen. Ehen, Verträge, Kaufcontracte sind ungiltig, wenn sie nicht unter Opfern abgeschlossen worden; kein Kläger darf vor Gericht auftreten, ohne zuvor feierlich die Götter angerufen zu haben. Durch diese und ähnliche Mittel schließest du die Nazarener vom Unterricht, Handel und Erwerb, von Recht und Verkehr aus, und ehe ein Menschenalter vorüber ist, wird es in deinem Reiche keinen Christen mehr geben. Was die göttlichen Kaiser mit Hekatomben von sogenannten Martyrern nicht erreichten, das wirst du zu deinem ewigen Ruhme vollbringen, ohne einen Tropfen Blutes vergossen zu haben.“ [6])

Maxentius war von dem Vorschlage sehr enttäuscht.

„Diesen langweiligen Versuch mag ein Anderer machen,“ sprach er gähnend; „wen ich erwürgen will, den packe ich gleich bei der Kehle. Ein Grieche freilich,“ fügte er verächtlich hinzu, „hantirt lieber mit

Giften und schleichenden Mitteln. Ich muß nun einmal," sprach er ärgerlich und schlug mit der Faust auf den Tisch, „diesen Füchsen den Balg ausklopfen, und wenn nicht du der Stock sein willst, so finde ich einen Andern."

Heraclius verlor keinen Augenblick seine Ruhe.

„Deine Göttlichkeit weiß," entgegnete er, „wie blind und unbedingt ich deinen Befehlen gehorche. Allein von den Mißgriffen Diokletian's war der schlimmste der, daß er die Versammlungsorte der Christen confiscirte und damit selbst die Fallen fortnahm, um die Füchse zu fangen. Gib den Nazarenern ihre Kirchen und Coemeterien zurück und gewähre ihnen freies Versammlungsrecht; dann warte nur einen ihrer Festtage ab, und du wirst sehen, wie sie alle, ihren Bischof Milziades mit seinen Priestern und Diakonen an der Spitze, in die Falle laufen, wo deine Prätorianer sie mit Einem Male erschlagen können."

„Der Vorschlag ist seltsam, aber beim Jupiter! er gefällt mir," sprach der Kaiser nach einigem Nachdenken. „Ich erwarte bis morgen das Edict zur Unterschrift. Allein — werden die Hunde nicht sagen, ich hätte ihnen aus Furcht vor Constantin ihre Heiligthümer zurückgegeben, und werden sie dann nicht um so frecher bellen?"

„Das Bellen wirst du ihnen ja dann bald verleiden," antwortete Heraclius. „Man muß diese Christen behandeln, wie die Jagdhunde: indem du ihnen mit der einen Hand den Knochen kaiserlicher Huld vorwirfst, schwingst du mit der andern die Peitsche über sie; dann kriechen sie vor dir auf dem Bauche. Was hindert denn, während du ihnen ihre heiligen Orte zurückgibst, zugleich einige hundert derselben in die Verschwörung der Sophronia zu verwickeln und als Hochverräther zum Tode zu verurtheilen? Die tauglich sind, werden zu den Arbeiten am Neubau der Basilika verwendet; die andern dienen für die Festspiele, mit welchen du den Jahrestag deiner glorreichen Thronbesteigung feiern wirst."

Damit hatte der schlaue Grieche die richtige Saite angeschlagen; denn mehr noch als die Ausrottung der Christen lagen dem Kaiser die rasche Vollendung seiner Basilika und die bevorstehenden Feste am Herzen. In der That ließ Maxentius alsbald den Gedanken an die Christen fahren, um über diese beiden Gegenstände zu reden; Heraclius aber wußte ihm ein so ansprechendes Festprogramm zu entwickeln, daß der Kaiser auf das Höchste befriedigt war.

Er hatte dem Entwurfe nur Eins hinzuzufügen.

„Die Einweihung des Circus mit Lustralwasser durch die Priester," sprach er, „ist mir zu wässerig; ich will sie mit Blut vornehmen. In dem Augenblicke, wo bei der Wettfahrt der Erste als Sieger das Ziel erreicht und der Circus vom Jubelgebrüll des Volkes wiederhallt, soll außerhalb in einem abgesperrten Raum ein halbes hundert dieser Christen niedergemetzelt werden. Ihr Todesröcheln und das Blut, das da an die Mauern spritzt," fügte er mit grinsendem Lachen hinzu, „das ist ein besserer Segen, als all das Geschnatter und Weihwasser der Priester."

Heraclius fand die kaiserliche Idee vortrefflich, und so schieden sie, beide befriedigt, von einander, — Löwe und Hyäne.



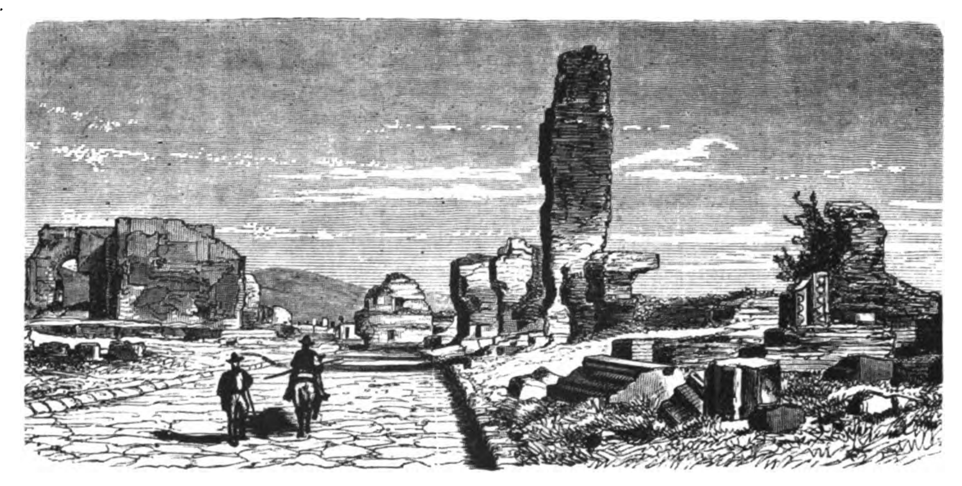
Anmerkungen.

1. Daß die hl. Helena von niedrigster Herkunft war, kann kaum bezweifelt werden, wenngleich die Angabe des Geschichtsschreibers Nicephorus (VII, 18), sie sei aus Drepanum bei Nicomedia gebürtig gewesen, ebenso unrichtig ist, als die Annahme des Baronius und englischer Historiker, daß sie aus Britannien stamme. Ihr Geburtsort ist eine Stadt in Serbien (Dacien), die bei den Alten Naissum hieß; ihre niedrige Herkunft aber (Constantinus natus Helena matre vilissima — stabulariam hanc primo fuisse asserunt) thut ihren glänzenden Verdiensten keinen Eintrag. (Vgl. Pagi's Noten zu Baronius, pag. 981.)
2. Lactanz, wahrscheinlich in Italien geboren, erhielt seine Ausbildung in Afrika in der Schule des Rhetors Arnobius. Ein von ihm verfaßtes Gedicht bewog den Kaiser Diokletian, ihn um das Jahr 301 als Lehrer der Beredtsamkeit und der lateinischen Sprache an seinen Hof nach Nicomedia zu berufen, wo er auch eine Beschreibung seiner Reise dorthin in Versen herausgab. Seine Bekehrung zum Christenthum fällt noch vor den Ausbruch der diokletianischen Verfolgung 303. Um 312 sandte ihn Constantin nach Trier als Erzieher seines Sohnes Crispus; wahrscheinlich starb er eben daselbst um das Jahr 330. (Vgl. Alzog, Patrologie, S. 179.)
3. Die Professoren der Beredtsamkeit, zumal der griechischen, standen zu Rom in Ansehen: „Schon im ersten, noch mehr im zweiten Jahrhundert gelangten berühmte Rhetoren nicht selten zu der einflußreichen Stellung kaiserlicher Sekretäre, die zuweilen eine Vorstufe zu noch höheren Aemtern war; öfter wurden Rhetoren von den Kaisern in den Ritterstand erhoben. Der Rhetor Heliodorus zur Zeit Hadrian's stieg bis zum Vicekönig von Aegypten, und sein Sohn, Avidius Cassius, durfte es wagen, die Hand nach der Kaiserkrone auszustrecken. Dem Rhetor Cornelianus, der unter Marc Aurel und Commodus das griechische Sekretariat hatte, rühmt, allerdings mit Uebertreibung, Phrynichus nach, die Kaiser hätten ihn neben sich gesetzt und ihn dem Namen nach zum Sekretär ernannt, in der That aber zum Gehülfen in der Regierung erwählt." (Friedländer, Sittengesch. Rom's, I, 99 und 269.)
4. Eine Inschrift des Papstes Damasus zu Ehren des Papstes Marcellus schildert uns die Ursache der Verbannung desselben. Die Apostaten (die „miseri"), welche in der diokletianischen Verfolgung vom Glauben abgefallen waren, verlangten vom Papste Wiederaufnahme in die Kirche, jedoch ohne der vorgeschriebenen strengen und langjährigen Buße sich unterwerfen zu wollen. Da Marcellus auf dieser Buße bestand (lapsos quia crimina flere | Praedixit), versuchten jene sich mit Gewalt die Aufnahme zu erzwingen. An die Spitze der Bewegung gegen den Papst stellte sich ein Mensch, Christum qui in pace negavit, der nicht durch die Qualen der Folter zum Abfalle gebracht worden war, son-

dern „im Frieden“ Christum verleugnet hatte. So folgte der blutigen äußern Verfolgung die innere; die Empörer gegen die kirchliche Ordnung griffen sogar zu den Waffen, drangen in die gottesdienstlichen Versammlungen und richteten dort ein Blutbad an. (Hinc furor, hinc odium sequitur, discordia, lites | Seditio, caedes; solvuntur foedera pacis.) Damit war der kirchliche Streit vor das weltliche Strafgericht gebracht; Maxentius aber, statt den Schuldigen zu züchtigen, schickte den Papst Marcellus in die Verbannung. Als sein Nachfolger Eusebius ebenso wenig der Anmaßung der Apostaten nachgeben wollte, richtete sich auch gegen ihn der Kampf. Eine zweite Inschrift des Papstes Damasus auf Eusebius nennt uns jetzt den Führer der revolutionären Bande, Heraclius. Die blutigen Auftritte wiederholten sich und boten dem Tyrannen Maxentius die erwünschte Gelegenheit, abermals gegen die Christen einzuschreiten, und nunmehr konnte er nicht umhin, beide, den Papst Eusebius und den Heraclius, in die Verbannung zu schicken. Der Papst starb auf Sicilien, wahrscheinlich im Jahre 310; die Kirche feiert seinen Todestag am 17. August. Sein Nachfolger Milziades ließ später die Gebeine nach Rom übertragen und setzte sie in einer eigenen, reich geschmückten Grabkammer im Coemeterium des Callistus bei. (Vergl. De Rossi, Roma sotterr. II, 201 seq. die eingehende geschichtliche Abhandlung.)

5. Der officielle Tagesanzeiger (acta diurna) enthielt über die öffentlichen Angelegenheiten nichts, als was die Regierung bekannt werden lassen wollte, also das Meiste gar nicht, Anderes entstellt und das wenige der Wahrheit gemäß Mitgetheilte in großer Kürze; außerdem Hofberichte, Familiennachrichten aus den höhern Ständen, Stadtereignisse u. dgl. Das Hauptsurrogat für die fehlenden Organe der öffentlichen Meinung war die gesellige Unterhaltung, die eine Menge von Nachrichten und Neuigkeiten in Umlauf brachte, zu deren Verbreitung es sonst kein Mittel gab. (Friedländer, Sittengeschichte Rom's I, 336.) „Je ne doute pas que Rome ne fût jour par jour et heure par heure plus au courant de ses propres affaires et de ses propres sentiments que Paris ne l'est aujourd'hui. Le journal parlé de la ville éternelle échappait au timbre, à la censure, à la police, à l'avertissement, à la saisie.“ (Champagny, les Antonins II, 194.) Während die acta diurna unsern Zeitungen entsprechen, sind die ephemerides, mit welchem Worte man jetzt häufig „Zeitung“ übersetzt, Tagebücher, welche von dem Kaiser oder auch von Privatpersonen geführt wurden, und die nicht für die Oeffentlichkeit, sondern für das Haus bestimmt waren. (Vgl. Friedländer a. a. O. I, 183.)

6. Es ist das Mittel, welches später im Jahre 362 Kaiser Julian der Abtrünnige in Anwendung brachte, der letzte Versuch der heidnischen Kaiser, das Christenthum zu vernichten. Daß Julian den Christen verbot, Schulen zu halten, in denen Rhetorik, Grammatik und Medizin gelehrt und die heidnischen Klassiker erklärt wurden, nennt selbst der Heide Ammianus Marcellinus (22, 10) ein hartes und barbarisches Gesetz, das in ewigem Stillschweigen begraben zu werden verdiene. Theodoret (Kirchengesch. III, 15) berichtet, Julian habe Opferfleisch in die Brunnen werfen, alle Waaren auf dem Markte, Brod, Fleisch und Gemüse mit heidnischem Weihwasser besprengen lassen u. s. w.



Die Appische Straße in unseren Tagen.

Viertes Kapitel.

In den Katakomben.

Rom war durch Papst Fabianus um das Jahr 250 in sieben kirchliche Regionen eingetheilt worden; an der Spitze derselben stand je ein Diakon, der zugleich die Aufsicht über die einer jeden Region zugewiesenen Friedhöfe oder Cömeterien hatte. Das Cölimontium, wo der Palast des Rufinus lag, gehörte zur zweiten Region, deren Begräbnisse an der appischen und der latinischen Heerstraße lagen. Valeria hatte gewünscht, daß ihre Mutter in den Katakomben an der appischen Straße beigesetzt werde, welche unmittelbar unter der Aufsicht des Papstes standen und von dem heiligen Callistus ihren Namen trugen.

Im alten Rom fanden die Begräbnisse des Nachts statt; nach Irene's umsichtiger Anordnung sollte die Leiche Sophronia's in aller Stille und ohne Gepränge hinausgetragen werden. Das hinderte aber nicht, daß sich im Atrium eine große Anzahl von Armen, Krüppeln und Greisen versammelte, welche ihrer Wohlthäterin ihre Liebe und Dankbarkeit beweisen wollten. Als Irene in Begleitung zweier Dienerinnen in ihrer Mitte erschien, um im Namen des Rufinus und seiner Tochter Almosen unter sie auszutheilen, erschrack sie nicht wenig, als sie in der Menge auch Rustica, die Gattin eines der fossores oder kirchlichen Todtengräber aus dem transtiberinischen Stadtviertel erkannte. Obschon die Frau erst vor vier Tagen geboren hatte, war sie doch mit ihrem Säugling und ihrer blinden Mutter, der greisen Witwe Regina, gekommen, und als Irene ihr sanft Vorwürfe machte, entgegnete das junge Weib:

„Es litt uns beide nicht zu Hause: wir müssen noch einmal die Hand küssen, die uns so viel Gutes gespendet hat."

Irene beeilte sich, die zwei Frauen in das Gemach zu der Leiche zu führen, und es war tief ergreifend, zu sehen, wie die Mutter mit ihrem neugeborenen Kinde und die blinde Greisin an der Bahre knieten und ihrem Schmerze und ihrer Dankbarkeit Ausdruck gaben. Erst nach langem Sträuben nahm Rustica das Tuch an, welches Irene ihr aufdrängte, damit sie sich auf dem Heimwege gegen die kalte Nachtluft schütze.

Wie oft entdeckt man in der rauhen, häßlichen Muschel der Armuth die kostbare Perle edelster Gesinnung!

Nun trat Rufinus mit seiner Tochter noch einmal zu der Todten, um unter heißen Thränen den Abschiedskuß auf ihre Stirne zu drücken. Dann breitete er, der Sitte gemäß, ein kostbares Tuch von tyrischem Purpur über das Antlitz der nach Römischem Brauch offen auf der Bahre liegenden Leiche, welche vier Männer auf den Schultern trugen.

Nachdem die Priester die Gebete der Kirche gesprochen, setzte sich unter dem Scheine der von den Sklaven des Hauses getragenen Fackeln der Zug, dem außer Rufinus und seiner Tochter nur Irene und die nächsten Angehörigen folgten, in Bewegung.

Trotz der späten Stunde standen vor den nächsten Palästen und Häusern überall Gruppen von Personen, die in stiller Theilnahme dem Leichenzuge mit ihren Blicken folgten. Doch wagte niemand, ein Wort des Mitleids zu sagen, aus Furcht vor den kaiserlichen Spionen, deren Nähe man witterte.[1])

Von der Anhöhe des Cölimontium herabsteigend, begegnete der Trauerzug einer Schaar junger Leute, welche den Abend in einer der verrufenen Tabernen dieses Stadttheils durchschwärmt hatten. Vom Weine berauscht, zu nächtlichem Unfug immer bereit, drängte sich der ausgelassene Haufe sofort heran, um dem Geleite die Fackeln zu entreißen. An der Spitze der Nachtschwärmer stand ein Jüngling, dem wir bald wieder begegnen werden, der Sohn des kaiserlichen Kanzleipräfekten.

„Beim Bachus!" rief er seinen Kumpanen zu, „die Todten brauchen keine Fackeln, um den Weg unter die Erde zu finden; allein wenn wir meiner schönen Telesilla ein Ständchen bringen wollen, bedürfen wir der Lichter."

Mit diesen Worten versuchte er einem der Sklaven die Fackel zu entreißen; allein jetzt trat ihm aus dem kleinen Gefolge ein Mann entgegen, ließ seine Hand schwer und wuchtig auf die Schulter des Jünglings fallen und sprach in erschütterndem Ernste:

„Der Stadtpräfekt Rufinus geleitet seine Gattin zu Grabe; wage es nicht, die stille Feier zu stören."

Dieses Wort und der tiefe Gram, mit welchem es gesprochen wurde, der heroische Tod Sophronia's, wie das hohe Amt des Leidtragenden stießen die Bande in scheuer Beschämung zurück.

Verlegen stotterte der Anführer eine Entschuldigung; dann entwichen alle.

An den Bädern des Caracalla vorüber gelangte der Zug, ohne weitere Störung zu erfahren, zum appischen Thore, das heute vom heil. Sebastianus seinen Namen trägt. Dort harrte eine Schaar von Christen, zumal Arme, um der Verstorbenen das Geleit zu den Katakomben des Callistus zu geben.

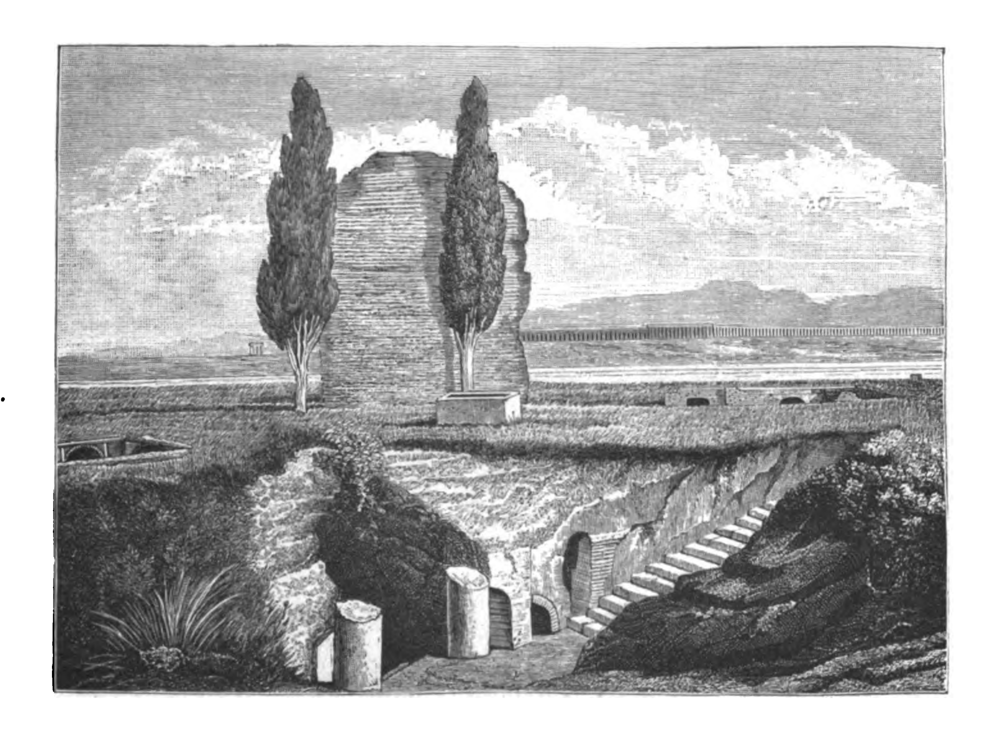
Die Nacht war wundermild. Vom stillen Himmel schauten die Sterne, wie Blicke der Engel aus dem Paradiese, auf die nächtliche Procession nieder; lautloser Friede lagerte über der ganzen Natur, und die Blätter der Bäume wagten, gleich frommen Kindern, kaum zu flüstern, um die Andacht nicht zu stören. Finster aber schauten zu beiden Seiten der Straße auf den christlichen Leichenzug die heidnischen Grabmonumente, die eitle Pracht und Prahlerei der Lebenden über Asche und Verwesung, für die es keine Hoffnung seliger Auferstehung gab.

Die Kleriker an der Spitze des Zuges hatten Psalmengesang angestimmt, nicht in traurigem, sondern in festlichem Tone, wie es zumal bei der Bestattung der Martyrer vorgeschrieben war.[2]) Wie oft waren seit dreihundert Jahren diese heiligen Gesänge in der Stille der Nacht auf der appischen Straße erklungen, wenn die Christen die Leichen der Blutzeugen von den Richtstätten und aus dem flavischen Amphitheater zu den Katakomben geleiteten! Aber bald wird die Zeit kommen, wo das römische Volk, wo die Hirten der Albaner- und Sabinerberge, wo die Pilger aus Etrurien und Campanien in langen Zügen unter heiligen Jubelgesängen zu den glorreichen Gräbern der Martyrer wallfahrten, um in ihnen den Sieg des Kreuzes über die Welt zu feiern. Ja, wenn die stolzen Grabmäler mit ihren ruhmredigen Inschriften längst in Trümmer gefallen sind und nur



Die Appische Straße zur Kaiserzeit.

wüste und epheuumrankte Ruinen über den erbrochenen und geplünderten Grüften emporstarren, dann werden, selbst aus Ländern, wohin nie der Fuß eines römischen Kriegers gekommen, aus unbekannten Welttheilen fromme Beter die appische Straße dahin wallen, um in Einem Glauben, in Einer Liebe und Hoffnung an den Gräbern der Martyrer zu beten. Wohl schmachtet zwar heute noch die Kirche, und zumal die römische, unter dem Drucke grausamer Verfolgung; allein schon naht vom Norden her der Befreier, das Zeichen Christi auf seinen Heerbannern und auf den Schilden seiner Krieger; Maxentius ahnt nicht, daß die Tage seiner Tyrannei gezählt sind, ebenso wie die Christen, die jetzt die Leiche der Martyrin hinausgeleiten, es nicht ahnen, wie nahe der Morgen des großen Alleluja ist.



Der eigentliche Eingang in die Katakomben des heiligen Callistus lag hart an der appischen Straße, neben dem Grabmal der christlichen Cornelier; noch heute steht der braune Kern des Monumentes zwischen

dunkelgrünen Cypressen, neben denen die alte Treppe in die Gräberstraßen hinabführt.[3]) Seitdem aber durch Diokletian die Grundstücke, unter welchen die Katakomben lagen, confiscirt worden waren, hatten die Christen sich einen unter Strauchwerk und Gestrüpp verborgenen Eingang eröffnet.



Dort erwarteten die fossores oder Todtengräber die Leiche.

Bei der Enge des Raumes mußte dieselbe von der Bahre gehoben und frei hinuntergetragen werden; Rufinus nahm die theuere Bürde in seine Arme, und trug sie, unterstützt von den Christen, die sich zu dem heiligen Liebesdienste hinzudrängten, in die Tiefe hinab.

Nachdem man die niedrigen Gewölbehallen der Arenarien oder Sandgruben durchschritten hatte, die dem Eingange zunächst lagen,

bewegte sich der Zug, vorüber an dem Grabe des Papstes Cornelius, in die langen Galerien der unterirdischen Stadt, bis man zu der Kapelle gelangte, in welcher Sophronia ihre Ruhestätte finden sollte.

Dort harrte inmitten seiner Priester und Diakonen der Papst Milziades, um persönlich die Beisetzung der Martyrin vorzunehmen.

Unter den Gebeten der Kirche hoben die fossores die Leiche auf und schoben sie in die offene Grabnische; Valeria aber goß ein Gefäß mit kostbaren Wohlgerüchen über die Todte aus, so daß die ganze Kapelle von dem Dufte erfüllt wurde.

Bis hierher hatte Rufinus, der Heide, der heiligen Feier beiwohnen dürfen, und Alles hatte ihn tief ergriffen, die Procession in der Stille der Nacht die appische Straße entlang unter dem Gesange der Psalmen, die Wanderung durch die Gräberstraßen der Katakomben, die fromme Andacht, mit welcher die Christen die Bestattung umgaben.

Aber nun begann die heilige Liturgie, der er als Heide nicht beiwohnen durfte. Wie schmerzlich empfand er es, daß er ausgeschlossen sein mußte von der Liebe, welche die Christen um das Grab seiner Gattin versammelt hielt!

Ach, jetzt erkannte er die tiefe Kluft, welche ihn von seiner Sophronia und seinem Kinde trennte. Einen Augenblick versuchte er es, sein Herz und seinen Geist emporzurichten zu seinen alten Göttern; allein die Dämonen des Götzencultes hatten es nicht gewagt, ihm in die geweihte Ruhestätte der Martyrer zu folgen. Ihrem Banne entrückt fühlte er vor seinem geistigen Auge die Hülle schwinden; im Dunkel der Todtenstadt ging ihm das Lebenslicht der Wahrheit auf.

Der Bischof Milziades hatte seinem Diakon Severus den Auftrag gegeben, während der Dauer der heiligen Liturgie den Rufinus in den Katakomben und zu den berühmtesten Gräbern der Martyrer umher=

zuführen und ihn, wenn er es wünsche, an das Tageslicht zurück zu geleiten.

Severus machte den Präfekten auf einige besonders schöne Grabschriften aufmerksam. So lasen sie auf einem Marmorsteine die Worte: „Quiriacæ, bonæ feminæ — palumba sine felle — in pace. Der Cyriaca, der guten Frau — sie war eine Taube ohne Galle — möge sie im Frieden ruhen!" Auf dem Grabstein der Jovina lautete die Inschrift: „recessit a sæculo ingressa in pace, sie hat die Zeitlichkeit verlassen und ist im Frieden eingegangen." Der Glaube an ein Leben nach diesem irdischen Leben, an eine Verbindung der Lebenden mit den Abgeschiedenen, an ein dereinstiges glückliches Wiedersehen trat in den manichfachsten Formen dem Rufinus auf den Inschriften entgegen. Da las er: „Claudi vivas in æterno, Claudius, lebe in Ewigkeit;" „Leontino in Deo pax, dem Leontinus sei Friede in Gott;" „In pace spiritus Silvani, amen, die Seele des Silvanus ruhe im Frieden, Amen;" „Irene dulcis vivas in Domino, süße Irene, mögest du in dem Herrn leben." Eine andere Inschrift lautete: „Dulcis anima in pace Domini, süße Seele, du ruhst im Frieden des Herrn; quæ vixit annos xv virgo, fünfzehn Jahre lebte sie, die Jungfrau; pater filiæ suæ dulcissimæ, der Vater setzte seiner süßesten Tochter den Grabstein." „Januaria, bene refrigera et roga pro nobis, hieß es auf einem andern Grabstein, „Januaria, reiche Erquickung sei dir, und bete für uns." Eine Frau empfiehlt sich und ihren Gatten der Fürbitte der in Christo eingegangenen Seele mit den Worten: „Vincentia in ☧ petas pro Phœbe et pro virgineo eius, Vincentia, du ruhst in Christo; bete für Phöbe und ihren Gatten." Und worauf alle diese Hoffnungen des Friedens und des ewigen Lebens in Gott dem Herrn, zu dem die Verstorbenen uns vorausgegangen sind und wohin sie durch ihre Gebete den Hinterbliebenen den Weg bahnen, begründet seien, das sprach eine griechische Inschrift mit den Worten aus:

„ΧΡΙϹΤΙΑΝΑ . Η . ΕΝ . ΘΕΩ . ΚΑΙ . ΧΡΙϹΤΩ . ΠΙϹΤΕΥϹΑϹΑ, Christiana, die an Gott und Christum geglaubt hat.“

Viele Inschriften waren nach Grammatik und Orthographie fehlerhaft, von unkundiger Hand roh in den Stein eingemeißelt worden. Die Glaubenszuversicht, die sich in ihnen aussprach, war also Gemeingut aller Christen, auch der Niedrigsten, nicht ein Privilegium der Gelehrten und Eingeweihten, wie es in den Schulen der Philosophen der Fall war.

Manche Gräber waren mit Gemälden geschmückt; einige derselben erklärte Severus, soweit Rufinus, der Heide, es zu fassen vermochte, und auch hier sprach sich dieselbe lebendige Hoffnung, dieselbe freudige Ueberzeugung aus, wie in den Inschriften.

Auf verschiedenen Grabsteinen las der Präfekt zu seiner nicht geringen Verwunderung die Namen von Personen, die er im Leben gekannt, von denen er aber nicht geahnt hatte, daß sie Christen gewesen seien; allein sie alle gehörten zu denjenigen, die er wegen ihrer edlen Gesinnung besonders hochgeschätzt hatte. Manche derselben waren von senatorischem Stande und entstammten den ältesten Adelsgeschlechtern Rom's.[4])

Auf ihrer Wanderung näherten sich die beiden zuweilen der Kapelle, in welcher die Christen am Grabe der Sophronia versammelt waren: wie wunderbar und ergreifend war ihr Gesang, der durch die Hallen der Katakomben bald näher, bald ferner an das Ohr des Rufinus tönte! Wie zog es ihn dann zu ihnen hin, um mit ihnen zu dem Gott der Christen zu beten!

Als die heilige Feier beendet war, wurde Rufinus noch einmal an die Ruhestätte seiner Gattin geleitet, um ihr das letzte Lebewohl zu sagen, bevor die fossores das Grab mit der Marmorplatte verschlossen.

Valeria hatte mit der ganzen Gluth ihrer kindlichen Liebe zu ihrem Heilande für den Vater gebeten; gleich einem lichten Engel des

Himmels hatte ihr Flehen den Vater auf seiner Wanderung durch die Gänge der Katakomben begleitet. Als sich Rufinus jetzt über die Leiche seiner Gattin beugte und seine Lippen auf ihre kalten Hände zum letzten Abschiede drückte, da hörte die Tochter aus dem Munde des Vaters ein Wort, das ihr Herz mit süßester Wonne erfüllte:

„Theueres Weib, möge dein Gott bald auch mein Gott werden!"

Die fossores hoben die Marmorplatte vor die Grabnische und verschlossen sie ringsum mit Mörtel: die römische Kirche hatte in ihrer Schatzkammer der Katakomben ein neues Kleinod niedergelegt.

Die Zeit war nicht ausreichend gewesen, in den Grabstein eine Inschrift zu meißeln; das schmerzte den Rufinus, und während die fossores ihre Arbeit verrichteten, ergriff er aus dem Werkzeug derselben ein spitzes Eisen und kratzte in den Kalk der anstoßenden Mauer die Inschrift ein:

SOPHRONIA DVLCIS SEMPER VIVES DEO.

Süße Sophronia, du wirst immer bei Gott leben.



Der Präfekt wiederholte dabei nur Worte und Wendungen, wie er sie zahlreich auf den Grabsteinen gelesen hatte; allein indem er nun selbst sie schrieb, sie sich vor Augen stellte und sie auf seine Gattin anwandte, da ergriffen ihn diese Worte mit einer wunderbaren Macht: es war das Bekenntniß seiner eigenen Ueberzeugung, dieses „semper vives Deo, du wirst immer bei Gott leben." Dieser Glaube aber an Einen Gott und an ein ewiges Leben in ihm erfüllte sein Herz mit Licht und Trost und nie empfundener Freude. Thränen rannen über seine Wangen, und von der innern Bewegung fortgerissen, schrieb er unter die Inschrift, sein Bekenntniß wiederholend und bestätigend, die Worte

SOPHRONIA VIVES

Ja, Sophronia, du wirst leben.

Und während durch die Ungunst der Zeiten, von barbarischen Händen zerbrochen, die Grabsteine und Inschriften der Kapelle sämmtlich verschwunden sind, stehen die Worte, welche Rufinus in die Wand kratzte, noch heute und erzählen uns von dem Troste einer Seele, die in dem Kampfe zwischen Natur und Gnade, zwischen der Nacht des Unglaubens und dem Lichte des Glaubens siegreich sich emporgerungen hat.[5])

Sophronia's Gebet am Throne Gottes begann Erhörung zu finden.

Als die fossores ihre Arbeit beendigt hatten, verließen die Gläubigen mit dem Scheidegruß: „Vale in pace, lebewohl im Frieden!"[6]) die Grabkapelle, um durch die Gänge der Katakomben wieder an die Oberfläche der Erde empor zu steigen.

Eben ging die Morgensonne über den Albanerbergen auf und vergoldete mit ihrem Schimmer das leichte Gewölk, das still und friedlich,

gleich einer Heerde Schäflein unter der Obhut des Hirten, am weiten Himmelszelte lagerte, und schaute hinüber nach Rom, der Weltstadt, mit ihrem rastlosen, friedelosen Jagen nach Erwerb und Genuß, und beleuchtete die Grabmäler an der appischen Straße, in denen alles Ringen und Haschen und alle Leidenschaften, Lust und Schmerz, Lieb und Leid in ewigem Schweigen ruhten.

Valeria hatte bemerkt, wie ihr Vater die Inschrift in den Kalkbewurf der Grabkammer einritzte; mit wachsender Spannung hatte sie Buchstaben um Buchstaben unter seiner Hand entstehen sehen, aus dem halben Worte das ganze, bevor es noch geschrieben war, errathen, und bei jedem weitern Worte jubelte ihr Herz höher auf, und Thränen seligen Glückes rannen über ihre Wangen. Es bedurfte nicht des bittenden Blickes der Jungfrau, den Bischof Milziades zu veranlassen, auf dem Heimwege mit Rufinus über die Lehren des Christenthums zu sprechen. Die Zeit reichte völlig aus, die Grundwahrheiten unserer heiligen Religion, soweit sie damals den Katechumenen enthüllt wurden, darzulegen, und Milziades hatte an Rufinus einen ebenso willigen, als verständigen Schüler.

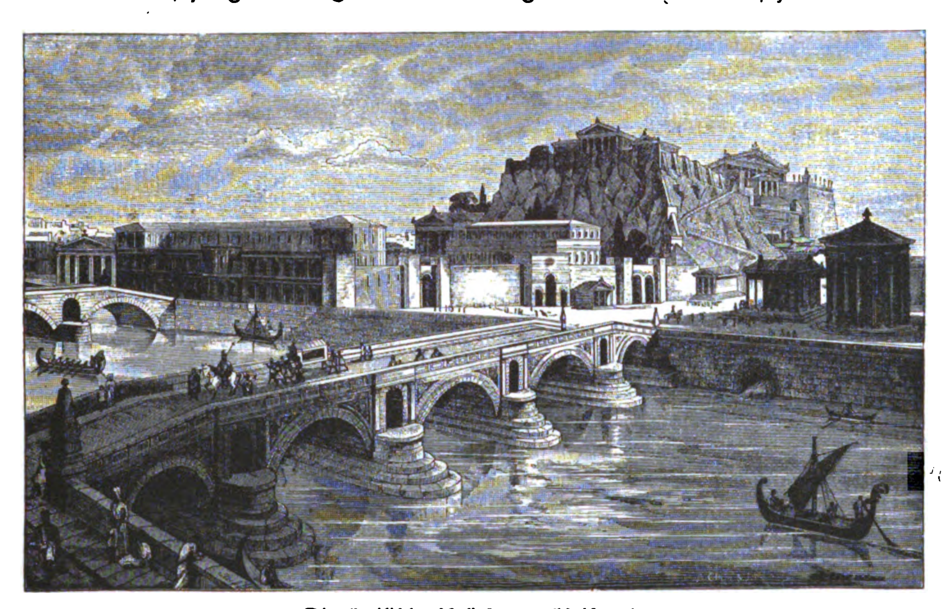
Als dann aber beim Abschiede der Papst die Hoffnung aussprach, bald dem Präfekten das heilige Kreuzzeichen auf die Stirne zeichnen und damit ihn feierlich in die Zahl der Katechumenen aufnehmen zu dürfen,[7]) da schrack dieser doch vor dem äußern Schritt und dem offenen Bruche mit der römischen Staatsreligion noch zurück. Es genüge ja, meinte er, daß er im Herzen den Gott der Christen verehre; wenn seine amtliche Stellung und günstigere Zeitumstände es gestatteten, werde er gewiß gerne den Wünschen des Bischofs entsprechen.

Milziades hoffte Alles von der Einwirkung Valeria's auf ihren Vater, wenngleich eine bange Ahnung ihm sagte, daß zu einer langsamen und allmähligen Hinüberleitung zum Christenthum vielleicht die Zeit fehlen werde.

Und der heilige Greis hatte richtig geahnt.

Kaum war in der verflossenen Nacht der Leichenzug aus dem Palaste des Präfekten fortgezogen, als ein Gerichtsbeamter mit einigen Häschern in die Wohnung eindrang und eine Anzahl von Schriftstücken, sowie die Schlüssel der Präfektur mit Beschlag belegte. —

In der Nähe des Palatin verabschiedete sich Valeria von ihrem Vater und schlug mit Irene den Weg über die ämilische Brücke in



Die ämilische Brücke zur Kaiserzeit.

das transtiberinische Stadtviertel ein, um die Wöchnerin Rustica zu besuchen, da sie besorgten, der gestrige Ausgang und die kalte Nachtluft könnten der guten Frau geschadet haben. —

Rufinus wurde beim Eintritt in seine Wohnung von dem vicarius oder Hausmeister durch die Mittheilung von der nächtlichen Haussuchung überrascht.

Der Präfekt erblaßte: er wußte, was die Haussuchung bezweckte: Maxentius hatte sein Verderben beschlossen.

Und jetzt erscholl auch schon im Atrium Lärm und Waffengeklirr; im nächsten Augenblick drang eine Schaar von Schergen und

Bewaffneten, welche offenbar auf seine Rückkehr gewartet hatte, in das Gemach.

Aber nun erhob sich auch in Rufinus das volle Selbstbewußtsein des römischen Patriziers, höher noch gestimmt durch den Gedanken an den hochherzigen Tod seiner Gemahlin.

„Ich weiß, weßhalb ihr kommt," redete er den Anführer der Häscher an; „ich werde euch folgen; aber laßt die Ketten bei Seite. Weder der Senator Valerius Rufinus, noch der Präfekt von Rom läßt sich fesseln, bevor er vor dem Richterstuhl gestanden."

„Zwar lautet mein Befehl, dich gebunden zum mamertinischen Kerker zu führen," antwortete jener; „allein wenn du freiwillig folgst, will ich keine Gewalt anwenden." —

Der Weg am Colosseum vorüber, auf der Via sacra durch den Triumphbogen des Titus und über das ganze Forum, war weit genug, um das Volk in Menge zu dem traurigen Schauspiel der Wegführung seines Stadtpräfekten in das Gefängniß herbeizuziehen. Allein die Furcht vor dem Tyrannen hielt Alle im Zaume, und nur der Ausdruck auf den Gesichtern verrieth die innere Empörung über diesen neuen Gewaltakt.

In der Gerichtshalle des mamertinischen Kerkers erwartete schon der Prätor mit seinen Beigeordneten die Ankunft des Gefangenen. Auch Heraclius hatte sich eingefunden, unter dem Vorwande, als Präfekt der kaiserlichen Kanzlei sein Gutachten über die Handschrift der confiscirten Schriftstücke abzugeben, in Wahrheit aber, um den Gang des Proceßverfahrens zu beherrschen. Vorsichtig hatte er die mangelhafte Verproviantirung der Stadt nicht als Anklagepunkt aufgenommen; der Nachweis wäre ihm, wie er sehr wohl wußte, nicht möglich gewesen.

Nach den üblichen Vorfragen begann das Verhör des Angeklagten über sein früheres Verhältniß zu Constantin und seine ehemaligen Beziehungen zu einigen Feldherrn desselben. Dann wurden aus den confiscirten Papieren Briefe vorgelegt, deren Handschrift Heraclius durch Vergleichung mit den Gratulationsbriefen an den Kaiser als die des Constantin feststellte. Der Inhalt dieser Briefe, deren Verlesung der Prätor befahl, war allerdings im höchsten Grade compromittirend für den Stadtpräfekten: dafür hatte Heraclius ja gesorgt, der sie durch einen Geheimschreiber der kaiserlichen Kanzlei hatte anfertigen lassen. Aber Rufinus erhob nun auch, auf das tiefste empört, Protest gegen diese Briefe, die er nie erhalten habe und die gefälscht und ihm untergeschoben sein müßten.

„Wer diese Schreiben angefertigt hat," sprach er und schaute den Heraclius mit einem Blicke an, den dieser nicht zu ertragen vermochte, „das wird der Präfekt der kaiserlichen Kanzlei den Richtern sagen können, und vielleicht weiß er auch, wie sie unter meine Papiere gekommen sind."

Diese Worte des Gefangenen verwirrten den feigen Griechen für einen Augenblick; aber schnell faßte er sich wieder und mit berechneter Kaltblütigkeit ersuchte er den Prätor, die Aeußerung des Angeklagten durch den Notarius genau zu Protokoll nehmen zu lassen, indem er höhnisch hinzufügte:

„Als vertrauter Diener des göttlichen Maxentius stehe ich zu erhaben, als daß dieser Pfeil aus der Hand eines Hochverräthers mich treffen könnte; eine solche Ausflucht setzt das Verbrechen des Angeklagten nur vollkommen außer Zweifel."

Ohne Rufinus weiter zu Wort kommen zu lassen, sprach denn nun auch der Prätor sofort die Sentenz, welche den Präfekten des Hochverraths gegen das Leben des Kaisers für überführt erklärte und ihn zum Tode und zur Confiscation seiner Güter verurtheilte.

Auf einen Wink des Heraclius wollte der Kerkermeister mit seinen Schergen schon Hand an ihn legen; aber Rufinus richtete sich hoch auf und befahl ihnen:

„Wartet! Ich habe noch ein Wort zu sagen!"

„Der Kaiser will meinen Tod," sprach er zu dem Prätor, „und sein Wille ist das Gesetzbuch, nach welchem du mich verurtheilst. Das Gaukelspiel mit den Briefen hättet ihr euch sparen können. Ich muß sterben, weil die Tugend meiner Gattin zu hoch war für die Ruchlosigkeit des Tyrannen, und würdig solchen Weibes geh' ich aufrecht in den Tod. Aber das mag Heraclius seinem Herrn als letzten Gruß seines ehemaligen Waffengefährten melden: Verbrechen stützen keine Throne! In frevlem Hochmuth trittst du alles göttliche und menschliche Recht mit Füßen: deine Füße gleiten aus auf diesem Boden!"

„Laßt mich aussprechen!" herrschte Rufinus die Schergen an, als einstimmig der Prätor und Heraclius, wüthend über die kühne Sprache des Verurtheilten, ihnen befahlen, den Gefangenen fortzuschleppen. „Das unschuldige Blut, das du vergießest, Maxentius," fuhr Rufinus fort, sein Auge leuchtete und drohend hob sich seine Rechte zum Himmel, „die Seufzer der Witwen und Waisen, die Noth der Beraubten und Verbannten, der Jammer des unterdrückten Volkes, es schreit um Rache, Usurpator, und vor dieser Rache schirmen dich keine Prätorianer. In Schmach und Schande wirst du enden, du und all' die feigen Sklavenseelen, die deinen Lastern dienten, — und nahe ist die Stunde der Vergeltung."

„Ha," schrie Heraclius den Schergen zu, „könnt ihr noch länger diese Majestätsbeleidigungen ertragen? Ergreift ihn! In das unterste Verließ mit dem Hochverräther! Fort, fort!"



Nun stürzten sich der Kerkermeister und dessen Diener auf Rufinus, knebelten ihn und schleppten ihn davon. — Finstern Aerger auf seinem Gesichte eilte Heraclius nach Hause. Wie ein Gespenst, das aus den Sümpfen von Moder und Verwesung aufsteigt, verfolgte ihn die Drohung des Mannes, der unschuldig von ihm gestürzt und in den Tod geliefert worden war. Um von Stufe zu Stufe emporzusteigen, war Heraclius gewissenlos über seine Opfer dahingeschritten und er hatte darüber kaum eine Unruhe empfunden; jetzt ängstigte ihn das Gespenst der Rache; vergebens beschleunigte er seine Schritte; der unheimliche Schatten schwebte an seiner Seite und flüsterte ihm unaufhörlich die letzten Worte des Stadtpräfekten in das Ohr: „Nahe ist die Stunde der Vergeltung.“



Anmerkungen.

1. Die römischen Kaiser haben zu allen Zeiten Späher und Horcher und im Verborgenen schleichende Spione gehabt; überall lauerte die Angeberei; Rom war eine Stadt, „in der lauter Ohren und Augen sind für Alles, was ist und nicht ist." Die geheime Polizei beobachtete Jeden, und der Despotismus machte auch aus dem unschuldigsten Worte eine Majestätsbeleidigung. Das schändliche Gewerbe der Delatoren oder Ankläger in Majestätsprocessen stand zumal unter tyrannischen Herrschern in üppiger Blüthe, und manche dieser elenden Menschen haben sich dadurch ungeheuern Reichthum gesammelt. (Vgl. Friedländer, Sittengesch. Rom's I, 217 und 338 ff.)

2. Unter dem Gesange von Psalmen und Hymnen wurden die Leichen, zumal die der Bekenner und Martyrer, zu Grabe getragen; vorauf und hinten nach gingen die Gläubigen, mit brennenden Wachskerzen und Fackeln in den Händen, und statt der heidnischen Klagelieder oder Nänien erschollen Gebete und Siegesrufe, cum cereis et scolacibus, cum voto et triumpho magno, wie es in den Martyrakten des hl. Cyprian heißt. Der Beisetzung selbst ging die oblatio pro dormitione, die Feier der hl. Geheimnisse für die Seelenruhe voraus, und die große Menge der Grabkammern der Katakomben steht mit dieser Sitte der alten Kirche in engem Zusammenhang. Schon Tertullian bezeugt die Feier von Gebet und Opfer für die Verstorbenen, indem er sagt: „pro uxoris receptae apud Dominum spiritu postulas, pro ea oblationes annuas reddis, für die Seele deiner zu dem Herrn aufgenommenen Gattin betest du, für sie bringst du jährlich das Opfer dar." (Vgl. De Rossi, Roma sott. III, 496.) Cyprian (epist. 1) aber verweist auf die Verordnung seiner Vorgänger, daß für Jemand, der gegen die damaligen Kirchengesetze sich vergehe, indem er einen Priester zu seinem Testamentsvollzieher ernenne, kein Opfer dargebracht und für seine Seelenruhe die Messe nicht gefeiert werden solle, ut non offerretur pro eo, nec sacrificium pro dormitione eius celebraretur. Denn Der verdiene nicht, am Altare Gottes in dem Gebete der Priester erwähnt zu werden, der die Priester und Diener des Altars von dort abzuziehen versucht habe.

3. Die alte Bezeichnung für die Friedhöfe in unterirdischen Gängen war Cœmeterium, Ruhestätte; die darüber liegenden Grundstücke hießen areae, (auch horti) und so nannte man in Afrika und anderwärts die zu ebener Erde angelegten Gottesäcker. Jedes einzelne Cömeterium hatte seinen Namen von demjenigen, der es angelegt oder der Kirche geschenkt hatte (Coemeterium Lucinae, Praetextati; area Euclepii; hortus Philippi); die einzelne Grabkammer nannte man cubiculum (Schlafgemach), das Grab loculus,

Plätzchen. Ein arcosolium war ein in die Wand ausgebrochenes Nischengrab, luminare der Lichtgaden, der von oben her Licht und Luft in die Gänge und Grabkapellen führte. Für die Christen war das Grab nur die Ruhestätte, in welcher sie „in somno pacis, im Schlafe des Friedens" schlummerten bis zum großen Morgen der Auferstehung; der Heide nannte das Grab die „aeterna domus", das ewige Haus. Während der Heide den Todten am Eingange des Grabes die oft auf den Inschriften wiederkehrenden Worte in den Mund legte: „Spes et fortuna valete, Hoffnung und Glück lebt wohl," erfüllte den Christen die Hoffnung, daß die unsterbliche Seele lebe, glücklich in der Anschauung Christi: mens nescia mortis | vivit et aspectu ponitur bene conscia XPI. Für den Heiden war das Grab die Stätte grauenvoller Finsterniß. (Hic jaceo infelix Zmyrna puella tenebris); der Christ rief dem Abgeschiedenen zu: luce nova frueris: lux tibi Christus adest, denn ihm ging im Tode erst der wahre Tag auf, dessen Sonne Christus ist. Daher waren die Lampen, welche die Christen an den Gräbern ihrer Todten anzündeten, ein Symbol des ewigen Lichtes, in welchem die Seelen, selbst leuchtend, wandelten (sidereo radians Euphrasia regno); der Heide suchte durch die Beleuchtung der Grabkammern nur sein eigenes Grauen vor den Todten zu verscheuchen, oder sie war ihm ein Sinnbild des Tageslichtes, nach welchem in ungestillter Sehnsucht die Abgeschiedenen zurückverlangten.

4. Es gehört zu dem interessantesten Theile der Forschungen de Rossi's, wo er aus dem Zeugnisse der Grabschriften den Nachweis liefert, daß nicht etwa erst in der nachconstantinischen Zeit, sondern bereits im zweiten und sogar schon im ersten Jahrhundert das Christenthum Eingang in eine ganze Reihe von altrömischen Adelsfamilien gefunden hat. Im Besondern sind es die Coemeterien der Domitilla und der hl. Lucina, die uns neben Personen von senatorischem Rang Angehörige und nahe Verwandte selbst der flavischen Kaiserfamilie vorführen. Im Laufe des dritten Jahrhunderts mehren sich fortschreitend die Inschriften mit dem nur den senatorischen Familien zuständigen Titel „clarissimus, Durchlaucht", und beim Ausbruche der diokletianischen Verfolgung mag es wohl kaum ein Adelsgeschlecht im alten Rom gegeben haben, aus welchem nicht die Kirche ein oder mehrere Mitglieder zu ihren Kindern zählte. Nicht wenige derselben gehören zu den edelsten und glorreichsten Blutzeugen der christlichen Wahrheit.

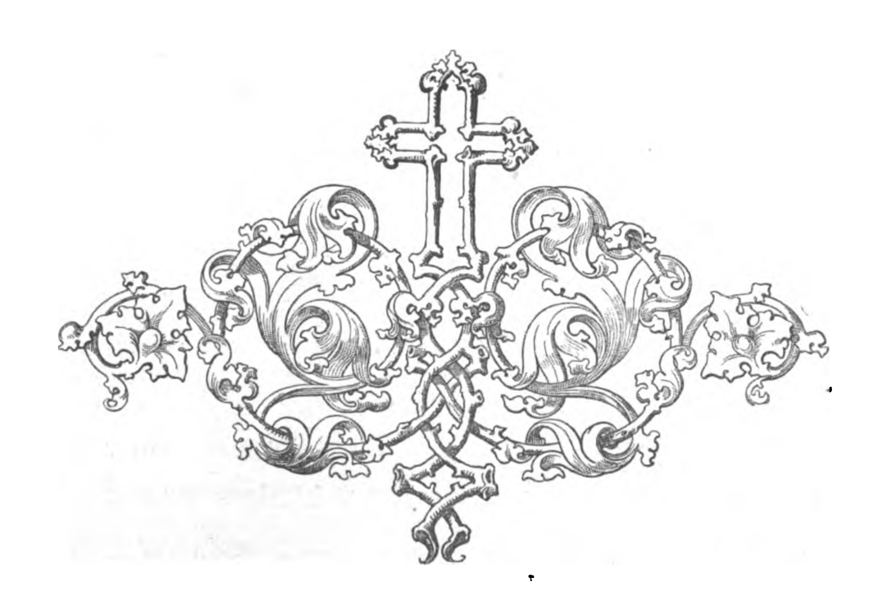
5) Eingeritzte Inschriften im Kalkbewurf oder im Stein (graffiti) finden sich nicht nur auf den Wänden der Katakomben, sondern auf allen antiken Monumenten, auf den Mauern in Pompeji, auf den Pyramiden Aegypten's, auf den Ruinen der Tempel in Griechenland u. s. w. Während die unleidlichen modernen Kritzeleien und mit Bleistift ausgeführten Inschriften durch die bloßen Namen der „sich verewigenden" Besucher keinerlei Interesse gewähren, bieten die antiken graffiti einen höchst werthvollen Beitrag zur Kenntniß des Alterthums, des heidnischen, wie des christlichen, da sie außer den meist gleichgültigen Namen eine Fülle der mannichfaltigsten Notizen enthalten. Ich erinnere nur an das berühmte Spottcrucifix des Palatin, an die Gebete, welche die Pilger auf die Wände der Martyrergräber in den Katakomben einkratzten, an die von Garrucci erläuterten graffiti zu Pompeji.

Die Inschriften auf Sophronia finden sich auf der Rückwand eines Cubiculum's, an der Seite eines Arcosolium's, nicht weit von der Grabkammer, die gewöhnlich dem Papste Milziades zugeschrieben wird. Noch zwei andere Inschriften, von derselben Hand der Sophronia gewidmet, stehen nicht weit von dort; die eine lautet: Sofronia vibas (felix?) cun t(uis); die andere: Sofronia (vivas) in Domino. (Vgl. De Rossi, Roma sotterr. I, 15 und 385.) „Wenn dieser Name", sagt der gelehrte Erforscher der Katakomben, „der so oft und in so großen Lettern und in so feierlicher Form in den graffiti der Katakomben des Callistus wiederkehrt, einer vornehmen und geschichtlich berühmten Dame zuzuweisen wäre, so würde ich an jene christliche Matrone denken, die Gemahlin des Präfekten von Rom unter Maxentius, die durch freiwilligen Tod sich den unsittlichen Nachstellungen des Tyrannen entzog." Die Inschriften gehören der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts an; die Verwechselung des v und b und ähnliche Schreibfehler begegnen uns auch auf einer Grabschrift einer vornehmen Dame aus der Familie der Valerier, die als eine Frau von miravili benignitate atque innocentia bezeichnet wird; der Sohn oder Bruder, welcher ihr den Grabstein setzte, bekleidete, wie die Inschrift angibt, ein Amt am Hofe des Maxentius. (De Rossi, Roma sotterr. III, 112.)

6. Statt des trostlosen Vale, welches der Römer nach der Bestattung zum ewigen Abschied dem Todten nachrief, bevor er die Grabstätte verließ, gebrauchten die Christen die Formel: in pace, oder pax tecum, ruhe im Frieden, Friede sei mit dir. Auf den Grabsteinen lesen wir unter anderen frommen Zurufen voll des Glaubens und der Zuversicht auf ein ewiges Leben: Aeterna tibi lux Timothea in ☧, das ewige Licht leuchte dir, Timothea, in Christo! Te suscipiant omnium ispiriti sanctorum, mögen dich alle seligen Geister in ihre Gemeinschaft aufnehmen! Victor dulcis anima innocens vivas inter sanctos et iustos et in orationibus tuis petas pro nobis, süßer Victor, unschuldige Seele, mögest du leben unter den Heiligen und Gerechten, und in deinen Gebeten bitte für uns! Antonia, anima dulcis, in pace; tibi Deus refrigeret, Antonia, süße Seele, ruhe im Frieden; möge Gott dir Erquickung verleihen! Attice, spiritus tuus in bono; ora pro parentibus tuis; Atticus, deine Seele ist im Himmel; bete für deine Eltern! Eine von de Rossi ergänzte griechische Inschrift lautet: „Mein Kindchen, du lebst in Gott, und so lange ich lebe, bete für mich!" (Roma sotterr. II, 276.)

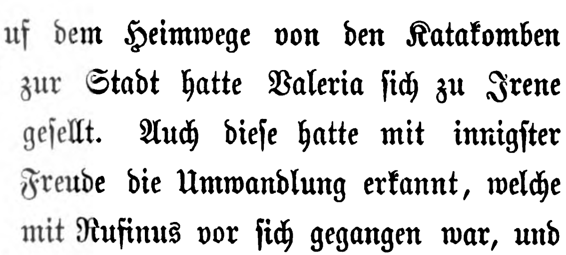
7. Wer sich zum Unterricht im christlichen Glauben meldete, empfing das Kreuzzeichen auf die Stirne und galt dadurch schon in gewisser Beziehung als zur Gemeinde gehörig; „fidelis" oder „Gläubiger", „Bruder" wurde er erst durch den Empfang der Taufe. — „Insofern die Katechumenen," sagt der hl. Augustinus (tractat. 11 in Joh.), „das Kreuzzeichen auf der Stirne tragen, gehören sie bereits zu der großen Familie; allein sie müssen noch erst aus Sklaven Söhne werden. Quod signum crucis in fronte habent catechumeni, iam de domo magna sunt, sed fiant ex servis filii. Non enim nihil sunt, quia ad magnam domum pertinent." Die noch nicht Getauften durften dem Anfange der Messe bis nach der Predigt beiwohnen; dann entließ der Bischof sie mit Gebet und Segen. So bestimmt das Concil von Laodicea, (Can. 18): Quod oporteat post allocutiones episcopum orationes super catechumenos celebrare, et postquam

catechumeni egressi fuerint, super eos, qui sunt in poenitentia, precem fieri. Auf den Grabsteinen ist häufig angegeben, ob der Verstorbene nur erst Katechumen gewesen, oder bereits „die Gnade empfangen" hatte und als „fidelis" gestorben sei. So heißt es von einem zwölfjährigen Knaben: „Gratiam accepit D (omini) N (ostri); vivas inter sanctos; er empfing die Gnade unseres Herrn; mögest du unter den Heiligen leben"; von einem einjährigen Kinde: „Celerine fili fidelis quiescis in pace, Celerinus, mein Kind und Kind der Kirche, du ruhst im Frieden." Als Formeln für die empfangene Taufe kommen die Ausdrücke auf den Grabschriften vor: „percepit, consecutus est, er hat es empfangen, er hat es erreicht." Eine griechische Inschrift auf den Knaben Zosimus betont, daß er ein Christ und von christlichen Eltern geboren sei (πιστός ἐκ πιστῶν). Eine rührende Grabschrift berichtet umständlich, daß das Töchterchen Nila Florentia pagana nata, als Heidin geboren, in seinem achtzehnten Monat fidelis facta, getauft sei, supervixit horis quatuor, nach Empfang des Sakramentes noch vier Stunden gelebt habe. — Durch den Empfang der Taufe wiedergeboren, galt der junge Christ in den Augen der Kirche als „Kind", und so wird ein Mann von 35 Jahren, der Silberschmied Helias, als „Knabe" bezeichnet: depositus puer; ebenso der 37jährige Victorinus, der als Neugetaufter starb, neofitus perit (neofitus iit ad Deum) und als „Knabe" die Welt verließ, decessit de saeculo puer. — Von der Sorge, daß Kinder nicht ungetauft stürben, legt die in dem Coemeterium der Priscilla gefundene Grabschrift auf das im Alter von 1 Jahre und 9 Monaten gestorbene Knäblein Apronianus Zeugniß ab: „Da seine Großmutter es herzlich liebte und sie sah, daß es dem Tode verfallen sei, bat sie die Kirche, daß es als Christ von hinnen scheide, cum soldu (solide) amatus fuisset a maiore sua et vidit, hunc morti constitutum esse, petivit de Ecclesia, ut fidelis de saeculo recessisset."



Fünftes Kapitel.

Das Opfer.



Auf dem Heimwege von den Katakomben zur Stadt hatte Valeria sich zu Irene gesellt. Auch diese hatte mit innigster Freude die Umwandlung erkannt, welche mit Rufinus vor sich gegangen war, und beide Frauen überlegten mit einander, was zu thun sei, damit das aufkeimende Pflänzchen des Glaubens, geschützt vor dem Straßenstaub des öffentlichen Lebens und den versengenden Sorgen und Geschäften des Amtes, still und ungestört sich entwickeln könne.

Unter solchen Gesprächen waren die beiden Frauen über die ämilische Brücke in das transtiberinische Gebiet gelangt, das damals, wie heute, vorwiegend von der ärmern Bevölkerung bewohnt war. In manche Gassen hätte sich nicht leicht ein Patrizier und noch viel weniger eine vornehme Dame gewagt; allein die beiden Frauen waren unter den dortigen Armen gesegnete Erscheinungen und voll Ehrfurcht und Liebe wurden sie von allen Seiten gegrüßt.[1])

Der fossor Mincius bewohnte mit seiner Gattin Rustica und seiner blinden Mutter Regina eine armselige Wohnung; allein der häßliche Bruder der Armuth hatte in derselben keinen Platz gefunden: Alles war reinlich und sauber. Freundlich lugte die Sonne durch das Fenster, vor welchem blühende Fuchsien und Astern standen, in die Stube hinein, und ein Kanarienvogel ließ laut seinen schallenden Schlag ertönen.


Römische Spinnerin.

Rustica saß bereits wieder am Webstuhl und warf mit geschickter Hand das Schifflein durch die Fäden; neben ihr in der Wiege schlummerte der Säugling. Die blinde Mutter spann, nicht an einem Spinnrade, welches im Alterthum nicht bekannt war, sondern indem sie aus dem Spinnrocken mit den Fingern der Rechten den Faden bildete und das um eine Spindel gewundene Garnknäul in stetig kreisender Bewegung auf- und niederschwang; sie arbeitete mit einer Sicherheit und Gewandtheit, daß man ihre Blindheit gar nicht merkte.

„Ich habe volle vier Tage gefaulenzt," sagte Rustica lächelnd, als Irene ihr Vorstellung über die schwere Arbeit machte; „das muß ich wieder einholen. Wenn ich müde werde, so schaue ich den kleinen Schelm da in der Wiege an; dann denke ich, ich säße zu Bethlehem neben der Krippe, in der auch ein solches Kindlein lag, das Gott war: da wird die Arbeit süß."

Das junge Weib ließ für einen Augenblick das Schifflein ruhen und richtete mit dem Lächeln süßester Mutterfreude das dunkle, lebhafte Auge auf den schlafenden Säugling.

„Ich habe," fuhr Rustica in der frommen Redseligkeit ihres Glückes fort, „meinen Erstgeborenen im Geiste an das Fußende in die Krippe gelegt und die jungfräuliche Mutter Maria gebeten, zuweilen einen Blick der Huld auf ihn zu werfen: der muß sich ja wie ein heiliges Siegel in das junge Herzchen prägen. Und Joseph, der das göttliche Kind so treu beschützt hat, wird seine Hand auch über meinen Kleinen ausstrecken."



Mit diesen Worten schlug Rustica die Decke vom Kopfende der Wiege zurück und zeigte den beiden Frauen mit glücklichem Lächeln ein Bildchen, welches dort an der Rückseite über dem Kopfe des Kindes aufgeklebt war und den Stall von Bethlehem darstellte. [2])

Die Scene wurde durch das Erscheinen des Mincius unterbrochen. Als er Valeria erblickte, stutzte er und wechselte die Farbe. Nach einer Pause des Ueberlegens zog er die beiden Damen bei Seite und sagte schüchtern:

„Ich glaube, edle Valeria, dein Vater wünscht, daß du bald nach Hause kommest."

„Mein Vater?“ fragte das Mädchen erblassend. „Wir haben ihn vor kaum einer halben Stunde am Palatin verlassen; rede, was ist's mit ihm?“

„Einer deiner Diener,“ antwortete der fossor ausweichend, „begegnete mir auf der Straße und fragte mich, ob ich nicht wisse, wo seine Herrin sei. Daraus schloß ich, daß man dich suche.“

Die räthselhafte Antwort drängte beide Frauen zu schnellem Abschied. Eiligst schritten sie die Gasse hinunter; bekümmert und voll Theilnahme schaute Mincius, der sie bis auf die Straße geleitet hatte, ihnen nach.

„Arme junge Dame,“ sprach er für sich, „vom Grabe der Mutter zum Kerker und zum Richtplatz des Vaters!“

Mincius hatte Arbeitshalber seinen Heimweg über das Forum genommen und war so Zeuge der Wegführung des Rufinus zum mamertinischen Kerker gewesen; rathlos suchte die Dienerschaft nach seiner Tochter.

Wer beschreibt den Schmerz Valeria's, als sie beim Eintritte in ihr Haus die neue Schreckenskunde vernahm! Für einige Augenblicke stand sie unbeweglich und wie erstarrt, und hätte nicht Irene ihr beigestanden und sie tröstend in ihre Arme und an ihre Brust gezogen, sie wäre wohl zusammengebrochen. Von Maxentius in den Kerker geworfen werden, hieß zum Tode verurtheilt sein; — gestern die Mutter verloren; heute den Vater verlieren: konnte sie eine härtere Prüfung treffen?

Und wenn Rufinus sterben mußte, ehe er Christ geworden! Nach jahrelangem Widerstreben hatte er endlich den ersten Schritt zu den Pforten des Heils gethan: sollte der Tod jetzt die Brücke vor seinen Füßen abbrechen, ehe er sie überschritten hatte?

Den Vater retten, wenigstens seine Seele retten, koste es, was es wolle, das war der einzige Gedanke, der jetzt mit mächtiger Gewalt Valeria's Geist ergriff und ihr eine fast übernatürliche Kraft verlieh.

Irene rieth ihr, zunächst den Versuch zu machen, durch Bestechung der Wärter in das Gefängniß zu gelangen.

Nachdem das Mädchen einen Beutel mit Goldstücken gefüllt hatte, eilten die beiden Frauen über das Forum nach dem mamertinischen Kerker.

Allein, wie sie auch bitten und flehen, was sie auch anbieten mochten, der Kerkermeister blieb unerbittlich aus Furcht vor Heraclius. Endlich ließ er sich doch zu der Andeutung herbei:

„Wende dich an den kaiserlichen Kanzleipräfekten Heraclius; nur mit seiner Erlaubniß werde ich dich zu dem Gefangenen lassen; — obschon es," fügte er nicht ohne Theilnahme mit dem jungen Mädchen bei, „für dich selbst wohl besser wäre, daß du nicht zu ihm gingest."

Bei Nennung des Heraclius hatte Irene unwillkürlich einen Seufzer ausgestoßen. Von diesem Manne war für Valeria wenig zu hoffen.

„Kennst du diesen Kanzleipräfekten Heraclius?" fragte unterwegs das Mädchen die Matrone.

„Es ist Niemand anders," entgegnete Irene, „als jener Unselige, der im vorigen Jahre sich an die Spitze der in der diokletianischen Verfolgung vom Glauben Abgefallenen stellte, um vom Papste Eusebius die Wiederaufnahme in die Kirche, jedoch ohne vorherige Buße, zu ertrotzen. Du weißt, wie sie selbst mit Waffengewalt in die kirchliche Versammlung eindrangen und das Haus Gottes mit dem Blute der Brüder entweihten."

„Aber," sagte Valeria, „hat nicht der Kaiser ihn zugleich mit dem heiligen Vater aus Rom verbannt?"

„Freilich; allein seine Verbannung hatte bloß zum Schein stattgefunden. Maxentius konnte einen solchen Abtrünnigen zu gut brauchen und begnadigte ihn nach einiger Zeit. Durch eine von kriechender

Vergötterung überströmende Lobrede, welche er am letzten Jahrestage der Thronbesteigung des Kaisers hielt, verdiente er sich die Berufung in die geheime Kanzlei und wußte sich dort binnen Kurzem das Vertrauen des Herrschers in solchem Maße zu gewinnen, daß er endlich sogar an die Spitze derselben gestellt wurde und jetzt beim Kaiser allmächtig ist."

So entmuthigend diese Mittheilungen für Valeria waren und so natürlich der Widerwille und Abscheu, den ihr frommes Herz gegen den Renegaten empfand, — so bedachte sie sich doch keinen Augenblick, sich an ihn zu wenden. Ja, ein richtiges Gefühl sagte ihr, daß das Leben ihres Vaters ganz in der Hand des Heraclius liege, und sie traute ihrer kindlichen Liebe Beredtsamkeit genug zu, den Mann durch Bitten und Thränen zu erweichen. Sie ließ sich von Irene bis zu der Wohnung desselben, die sich in einem Flügel des kaiserlichen Palastes befand, begleiten und trat dann allein in das Haus.

„Kann ich den edlen Heraclius, den Präfekten der kaiserlichen Kanzlei, sprechen?" fragte sie den ostiarius oder Thürhüter.

Der Sklave schaute sie vornehm von oben bis unten an und gab nach einigem Zögern kurz zur Antwort:

„Der Herr hat befohlen, Niemand zu ihm zu lassen."

„Aber ich muß ihn sprechen," entgegnete Valeria; „ich bitte dich, melde mich bei ihm an."

Der Sklave zuckte die Achseln, ohne ein Wort zu erwidern, und lehnte sich nachlässig an den Pfosten der Hausthüre. [3])

Valeria zog nun einige Goldstücke hervor, und der Klang derselben wirkte.

„Du wolltest meinen Herrn sprechen, nicht wahr, edle junge Dame?" fragte der plötzlich höflich gewordene Thürwart, indem er mit einer geschickten Handbewegung das dargebotene Geld hinnahm. „Ich

will dich zu seinem Sohne Sabinus führen; siehe, ob du diesen bewegen kannst, dich zu seinem Vater zu geleiten. Dort steht er im Atrium mit einigen seiner Freunde."

Schüchtern näherte sich die Jungfrau der Gruppe junger Männer, die im Hofe voll ausgelassener Laune scherzten und lachten. Auf ihre Frage stellte sich ihr ein stutzerhaft gekleideter Jüngling vor, dessen Zügen die bei Würfelspiel und Gelagen wild durchschwärmten Nächte den Stempel sittlicher Versunkenheit aufgedrückt hatten; unter eleganter Verbeugung fragte er, wer sie sei und was sie wünsche.

„So ist also," entgegnete Sabinus auf ihre Antwort, „das Weib, das sich selbst den Dolch in die Brust gestoßen hat, deine Mutter! Bei allen Göttern, das ist eine amüsante Geschichte. Schon aus Interesse für diese neue Lucretia erfülle ich gerne den Wunsch ihrer schönen Tochter: folge mir."

Valeria war ganz von dem Einen Gedanken, zu ihrem Vater zu gelangen, beherrscht; sie hörte aus den Worten des jungen Menschen nur das Eine, die Theilnahme für sie und die Gewährung ihrer Bitte.

Froh, aus dem Kreise der Jünglinge fort zu kommen, deren freche Blicke ihr das Herz einschnürten, folgte sie dem Sabinus und stand in wenigen Augenblicken vor Heraclius.

Es war ein Mann von etwa fünfzig Jahren; das hagere Gesicht mit den kleinen, stechenden Augen, mit den schmalen Lippen und den herabgezogenen Mundwinkeln verscheuchte durch den bloßen Anblick jede Hoffnung auf Theilnahme und Mitleid.

Die Stirne runzelnd, ohne ein Wort zu sprechen, heftete Heraclius einen fragenden Blick auf die Jungfrau.

Valeria faßte sich ein Herz.

„Ich bin die Tochter des Stadtpräfekten Rufinus," sprach sie, „verzeihe mir, wenn ich dich mit einer Bitte zu stören wage."

„Du störst mich allerdings sehr in meinen Arbeiten," entgegnete unwirsch, seinen Kopf wegwendend, der Präfekt. War er ja eben damit beschäftigt, zu überlegen, welche Patrizier er in die erdichtete Verschwörung des Rufinus hineinziehen solle: wer konnte ihn da mehr zur Unzeit stören, als die Tochter des Mannes, dessen Worte ihn vor einer Stunde so empfindlich beleidigt hatten? Die Stimme des Gewissens, heute zu so lautem Rufe geweckt durch die Drohung des Stadtpräfekten, hatte Heraclius bereits „glücklich" zum Schweigen gebracht.

„Das Leben meines Vaters, edler Heraclius," fuhr das Mädchen fort, „liegt in deiner Hand; du kannst ihn retten, wenn du willst;" — und nun begann Valeria in so ergreifender Sprache die Unschuld ihres Vaters zu betheuern, bat so innig und inbrünstig um sein Leben, daß ihre Worte, wie sie glaubte, wohl einen Stein hätten erweichen müssen. Selbst Sabinus, der weniger verkommen als leichtsinnig war, konnte eine Aeußerung der Theilnahme nicht unterdrücken, als Valeria sich endlich sogar dem Präfekten zu Füßen warf, seine Knie umschlang und mit der ganzen glühenden Liebe ihres kindlichen Herzens zu dem harten Manne hinaufflehte.

Allein dieser that, als ob er sie gar nicht beachte, und als ihr beharrliches Bitten ihn endlich verdroß, sagte er mit einer frostigen Kälte, welche jede Hoffnung erstarren machte:

„Wisse, daß Weiberthränen in der Wagschaale der Gerechtigkeit kein Gewicht haben. Und nun störe mich nicht weiter."

Unter einem tiefen Seufzer ließ Valeria die Knie des Präfekten los, erhob sich von der Erde und schritt gesenkten Hauptes, gebrochenen Herzens der Thüre zu.

Sabinus folgte ihr.

„Beim Jupiter!" sprach er, als sie allein waren, „der Alte hat dich schnöde abfahren lassen. Allein, wenn du ihm ebenso viele Gold-

stücke als Thränen dargebracht hättest, so will ich ein Nilpferd sein, wenn er dir nicht wenigstens gestattet hätte, deinen Vater im Kerker zu besuchen."

„Ich habe einen Beutel voll Goldstücke bei mir," sprach Valeria erröthend; „darf ich es wagen, dich zu ersuchen, wenigstens diese Gnade mir von deinem Vater zu erflehen?"

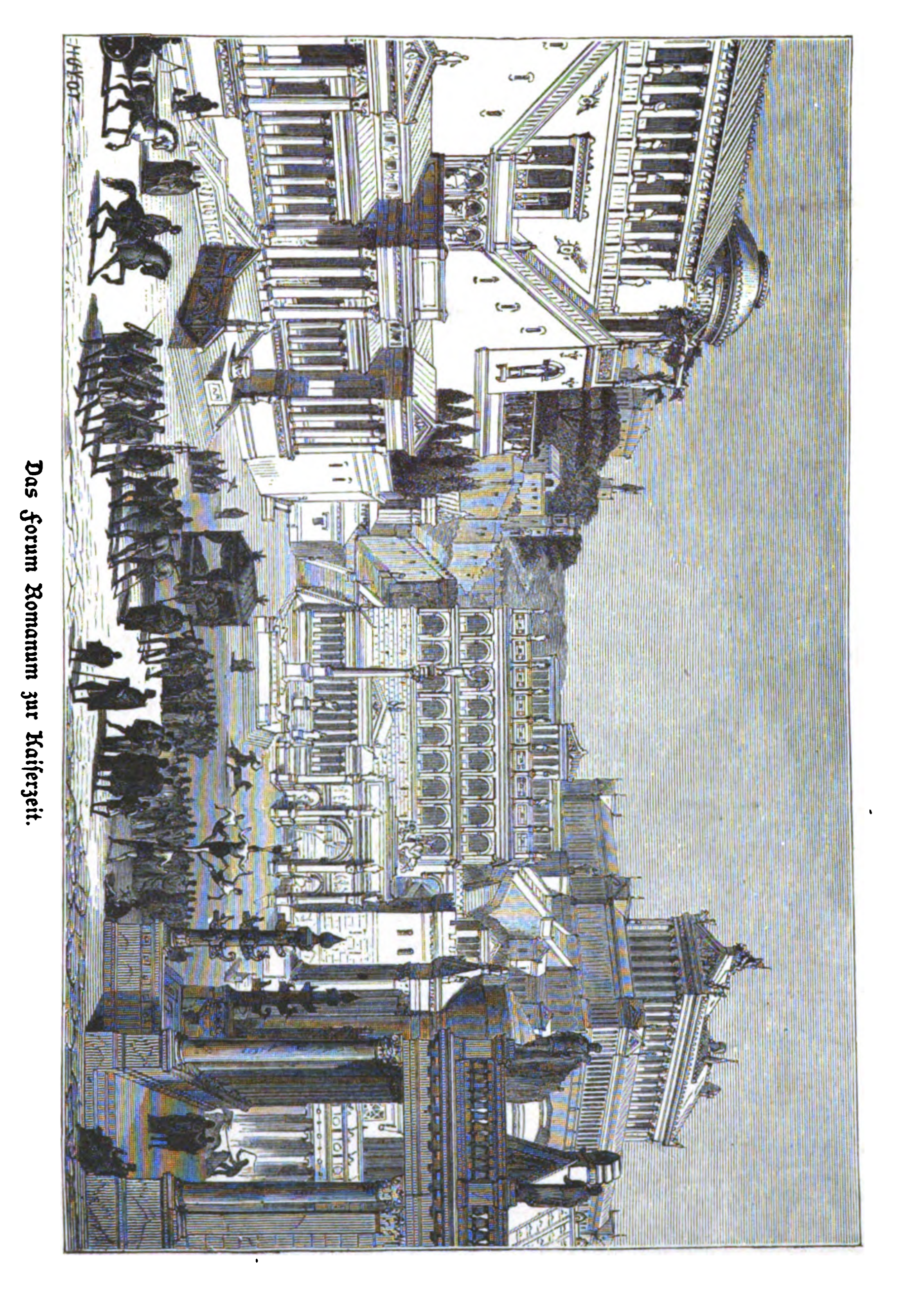
Die Augen des Sabinus leuchteten, als er den vollen Beutel erblickte; nach einigem Bedenken sprach er, indem er denselben ergriff und hastig in seinem Busen verbarg:

„Jetzt ist mein Vater nicht in der Stimmung, daß ich ihm deine Bitte vortragen darf; ich werde jedoch selbst dich zum Kerker führen und versuchen, dich zu dem Gefangenen zu bringen. Nachher will ich meinen Vater schon durch dein Geschenk über meinen Schritt beschwichtigen."

Valeria dankte dem jungen Manne auf's herzlichste; sie unterdrückte den Verdacht, der bei der Hast, mit welcher Sabinus den Beutel ergriffen hatte, unwillkürlich in ihr aufgestiegen war.

Im Atrium wechselte der Sohn des Kanzleipräfekten leise einige Worte mit seinen Kameraden, welche seine Mittheilung mit wildem Lachen aufnahmen; dann schritt er an der Seite der Jungfrau über die Straßen des Palatin der großen Prachttreppe zu, welche auf das Forum hinabführte, und geleitete sie an der Basilika Julia und dem Triumphbogen des Septimius Severus vorüber zum mamertinischen Kerker am Fuße des Capitol's. Unterwegs stellte er mit unverschämter Zudringlichkeit eine ganze Reihe von Fragen über ihre Familienverhältnisse an Valeria; das Mädchen mußte sich Gewalt anthun, ihm, in dessen Hand die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches lag, keine unfreundliche Antwort zu geben.

Da der Kerkermeister den Sohn des Kanzleipräfekten kannte, so trug er kein Bedenken, auf den angeblichen Befehl des Heraclius



Das Forum Romanum zur Kaiserzeit.

hin Valeria zu einer halbstündigen Unterredung zu ihrem Vater zu führen. —

Auf dem Heimwege machte sich Sabinus, anknüpfend an alles Das, was er aus der jungen Dame erfragt hatte, seine eigenen Pläne und Gedanken.

Er hatte im verflossenen Frühjahr seine Studien auf der Hochschule zu Alexandria in Aegypten beendigt und war nach Rom zurückgekehrt, nicht, wie sein Vater gehofft, um sich in ernstlichem Streben dem Staatsdienste zu widmen, sondern um die Freuden und Genüsse, welche ihm Alexandria nur halb geboten, in der Hauptstadt der Welt ganz und voll zu genießen. So stand er denn längst wegen seiner Verschwendung mit dem Vater auf gespanntem Fuße und er hätte gerne, je eher, je lieber, sich von dem elterlichen Hause losgemacht. Jetzt schien ihm in Valeria das Glück zu winken: war ihre Hand ein zu hoher Preis für das Leben des Rufinus, und fiel ihm nicht mit der Tochter das reiche Vermögen des Vaters zu?

Nachdem Sabinus mit seinen Plänen in's Reine gekommen, eilte er schnellern Schrittes nach Hause und suchte zunächst seine Mutter auf.

Sabina empfing ihren Sohn in einem mit fürstlichem Luxus ausgestatteten Gemache, auf dem mit tyrischem Purpur überzogenen Polster ausgestreckt, und eben mit der Lektüre eines der schlüpferigen Schauspiele des Plautus beschäftigt.

Die Gattin des Kanzleipräfekten war nicht schlechter und nicht besser als Hunderte ihres Geschlechtes im damaligen Rom; die glänzende Stellung, welche ihr Mann sich erobert hatte, erfüllte sie mit stolzer Befriedigung, und ihr Glück wäre vollkommen gewesen, wenn ihr Sohn, den sie leidenschaftlich liebte, ihr eine Schwiegertochter aus reichem, vornehmem Adel zugeführt hätte.

Sie hörte daher die Erklärung des Sabinus mit wachsendem Interesse an, und als er geendet hatte, sprach sie:

„Dein Vater muß den Gefangenen frei lassen, mein Herz; aus altadeligem Geschlechte, und reich — dein ganzes Leben lang bietet sich keine so glänzende Partie mehr. Gehen wir sofort zu deinem Vater."

Sabina erhob sich vom Divan, schnalzte mit den Fingern und ertheilte der auf dieses Zeichen hereintretenden Sklavin den Befehl, daß sofort ein Diener zum mamertinischen Kerker eile, um die junge Dame Valeria zu einer Unterredung mit ihr einzuladen. Dann legte sie ihre Hand auf den Arm des Sohnes und ließ sich von ihm zu dem Zimmer des Heraclius geleiten.

„Wir werden," sagte sie unterwegs, „bei deinem Vater auf Widerstand stoßen; rede denn du zuerst; ich komme dir im rechten Augenblicke zu Hülfe."

Heraclius war, als Valeria ihn verlassen hatte, unruhig in seinem Zimmer auf und abgegangen; das innige Flehen des unglücklichen Kindes hatte mit heiliger Gewalt ihm in das Gewissen geredet.

„An dem, was der Kaiser einmal über Rufinus beschlossen, ließ sich ja nichts mehr ändern," sagte er endlich zu sich selbst, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr, und kehrte dann wieder zu seiner Proscriptionsliste zurück. Er hatte sie eben vollendet, als Gattin und Sohn eintraten. Nicht ohne Verwunderung empfing er den Besuch der Beiden; Sabina ließ sich auf einen Fauteuil nieder und begann mit ihrem flabellum, ihrem Fächer aus feinsten Pfauenfedern, zu spielen, während der Sohn also anhob:

„Vater, ich bin jetzt drei und zwanzig Jahre alt, und es ist Zeit, daß ich mir ein Weib nehme. Nun, ich habe eine Dame gefunden, die jung, vornehm und dazu die einzige Erbin eines reichen Witwers ist."

„Reich, vornehm, die einzige Erbin, jung und schön, — und die will dir ihre Hand reichen?“ rief Heraclius mit ungläubigem Lachen.

„Das Glück hat einen Köder an meine Angel gesteckt, auf den das Goldfischlein unzweifelhaft anbeißen wird,“ entgegnete Sabinus, „wenn nur du mir das Wasser nicht trübst.“

„Ich verstehe dich nicht,“ antwortete Heraclius; „will aber Fortuna dein Glück weben, so werde gewiß ich ihr die Fäden nicht verwirren.“

„Um es dir kurz zu sagen: ich hoffe, die Tochter des Stadtpräfekten Rufinus wird mir ihre Hand reichen, und ich werde der Erbe seines Vermögens sein, — wofern du den Proceß gegen ihn niederschlägst.“

Heraclius starrte seinen Sohn mit großen Augen an.

„Hast du zu deinem Gelde,“ rief er unmuthig aus, „nun auch den Verstand bei den Würfeln verspielt? Weißt du denn nicht, daß er der Verschwörung wider den Kaiser angeklagt ist?“

„Setze statt seiner einen anderen Unschuldigen auf die Proscriptionsliste,“ entgegnete Sabinus mit einem stechenden Blick auf seinen Vater.

Heraclius rückte auf seinem Stuhle unruhig hin und her.

„Aber glaubst du denn im Ernste,“ rief er ärgerlich, „das Mädchen werde für das Leben seines Vaters dein liederliches Gesicht in den Kauf nehmen?“

„Sie hat mich hoch und theuer versichert,“ antwortete Sabinus, „daß sie zu jedem Opfer bereit sei, um ihren Vater zu retten. Und was mein liederliches Gesicht betrifft,“ setzte er mit boshaftem Lächeln hinzu, „so sagen die Leute, ich sähe meinem Vater sprechend ähnlich.“

Wüthend fuhr Heraclius von seinem Sitze auf; aber schnell legte sich Sabina in's Mittel. Der Römer pflegte seine Frau als „seine Herrin“

anzureden, und im Munde des Heraclius war das keineswegs bloße Höflichkeit. Indem Sabina ihren Fächer zusammenschlug, was sie zu thun pflegte, wenn sie erklären wollte, daß sie keinen Widerspruch zulasse, sprach sie:

„Mein lieber Gemahl, es handelt sich um das Lebensglück unseres Sohnes, und wenn die junge Dame einwilligt, ihn zum Manne zu nehmen, dann muß ihr Vater in Freiheit gesetzt werden."

„Aber, meine Herrin!" rief der Präfekt, „das Urtheil ist schon gesprochen, die Confiscation der Güter angeordnet."

„Dem Kaiser," entgegnete Sabina, „ist es gleichgültig, wessen Namen die confiscirten Güter tragen, und so lange Rufinus lebt, kann das Todesurtheil zurückgenommen werden."

„Und die Briefe! Und der Tod der Sophronia!"

Sabina's Antwort wurde durch einen Sklaven abgeschnitten, welcher die junge Dame Valeria anmeldete.

„Ueberlaßt mir die Verhandlung," sagte das Weib; „ihr Beide seid zu ungeschickt, das Ringeltäubchen zu fangen." — —

Eine halbe Stunde später verließ das Mädchen die Wohnung des Heraclius mit einem Briefe in der Hand, in welchem dem Kerkermeister befohlen wurde, den Gefangenen Valerius Rufinus augenblicklich in Freiheit zu setzen.

Als die Jungfrau auf die Straße hinaustrat, blieb sie einen Augenblick stehen und schöpfte aus tiefster Brust Athem.

Das Opfer war gebracht; nur der Himmel wußte, wie unendlich schwer es dem armen Kinde geworden war.

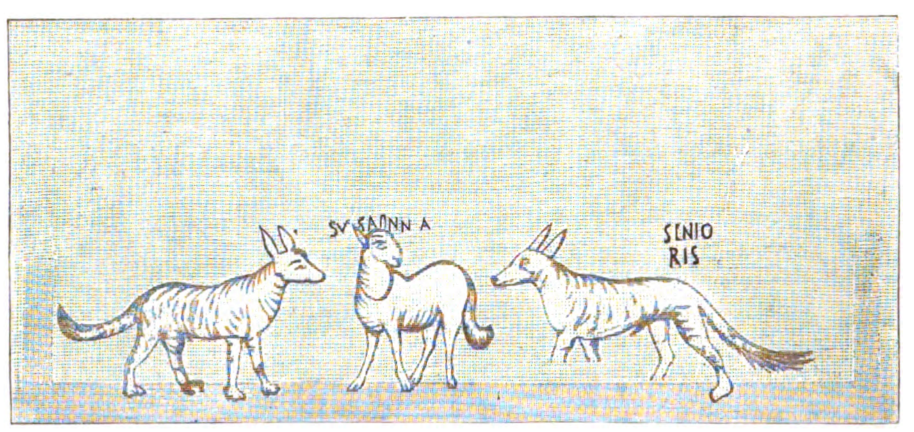
Valeria zeichnete mit dem Zeigefinger ein Kreuz auf ihre Stirne,[1]) warf einen innigen Blick zum Himmel und schlug den Weg zum mamertinischen Kerker ein. —

Ein halb erloschenes Gemälde in den Katakomben der hh. Petrus und Marcellinus stellt Susanna unter dem Bilde eines Lammes dar, wie sie von den beiden Richtern in Gestalt zweier Wölfe angefallen wird. Dürfen wir für Valeria auf einen Daniel hoffen, der sie aus dem Rachen dieser Wölfe befreien, der die schändlichen Pläne des Sabinus und seiner Mutter zu Schanden machen wird?

Nein!

Am Hofe des Maxentius in Rom gab es für sie keinen Daniel.

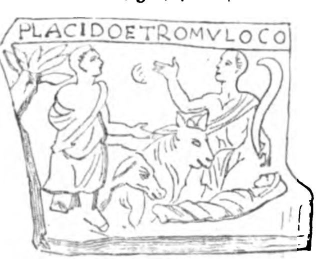
Und wenn Valeria ihren Vater aus dem Kerker hinausführt, dann ist zwar er frei, allein sie selbst fesselt sich in Ketten, die sie mit dem Starkmuth der Martyrin als Opfer für die Seele ihres Vaters zu tragen entschlossen ist.



Aus den Katakomben der hl. Petrus und Marcellinus.

Anmerkungen.

1. Der Besuch der Armen und der Aermsten galt als besondere Liebespflicht der christlichen Frauen, so daß Tertullian (ad uxor. I, 4) die Warnung vor gemischten Ehen unter anderem dadurch begründet, daß der heidnische Gatte seiner Frau nicht gestatten werde, in abgelegenen Gassen fremde und armselige Hütten zu betreten, um die Brüder zu besuchen: quis ethnicus sinat coniugem suam (christianam) visitandorum fratrum gratia vicatim aliena et quidem pauperiora quaeque tuguria circuire? Auf den Grabsteinen wird wiederholt den Verstorbenen jene Tugend nachgerühmt: „susceptor peregrinorum et pauperum, er nahm die Fremden und die Armen auf;" „amicus pauperum, er war ein Freund der Armen." Eine amatrix pauperum verdiente für ihre Liebe zu den Armen, wie es auf ihrer Grabschrift heißt, in der Nähe der Martyrer bestattet zu werden, quae pro tantis meritis accepit sepulcrum intra limina sanctorum, ein Glück, nach welchem Viele begehren und das Wenige erlangen, quod multi cupiunt et rari accipiunt.
2. Die Darstellung der Geburt Christi im Stalle zu Bethlehem kommt auf Wandgemälden der Katakomben nur Einmal vor, im Coemeterium des hl. Sebastian aus der Mitte des vierten Jahrhunderts. (Vergl. De Rossi, Boll. 1877, 143 ff.) Auf Sarkophagen erscheint sie dann häufiger, so auf dem nebenstehenden Bruchstück aus dem Jahre 343. In vorconstantinischer



Zeit war also dieser Gegenstand, ähnlich wie die Scenen aus dem Leiden des Herrn, in den kirchlichen Bilderkreis nicht aufgenommen. Auf dem genannten Gemälde ist bloß das Kindlein in der Krippe zwischen Ochs und Esel abgebildet; auf den Sarkophagen sind Maria, häufig auch Joseph oder die Hirten hinzugefügt, und gerne wird mit der Scene der Geburt die der Anbetung der heil. drei Könige verbunden. Eine interessante Darstellung findet sich auf einem Oelkrüglein aus dem hl. Lande im Schatze zu Monza: Maria auf dem Throne sitzend hält das Kind auf ihrem Schooße; links sehen wir die Hirten, denen der Engel die frohe Botschaft ankündigt; rechts knieen die Weisen aus dem Morgenlande; der Stern steht in Form des Monogramm's Jesu Christi über der Mutter mit dem Kinde; unten ist die Heerde abgebildet. — Die älteste Darstellung der seligsten Jungfrau mit dem göttlichen Kinde gehört noch dem ersten Jahrhundert an, ist also gemalt unter den Augen der Apostelschüler, im Coemeterium der Priscilla. Der vor Maria stehende Mann mit der



Bücherrolle in der Hand ist der Prophet Isaias, der auf den „Stern aus Jakob“ hinweist.



3. An der Thüre eines jeden Hauses hielt der ostiarius oder Pförtner, mit einem Rohrstabe bewaffnet, Wache; erst wenn man sich seinen guten Willen um ein Trinkgeld („Brückenzoll“) erkauft hatte, durfte man in das Atrium, in den von Säulengängen umgebenen offenen Hof eintreten, um dann in die inneren Gemächer und in das Empfangszimmer zugelassen zu werden. Wegen ihrer Frechheit und Anmaßung waren diese Sklaven in ganz Rom berüchtigt.

4. Sich mit dem Kreuzzeichen zu bezeichnen, ist uralte christliche Sitte. „Bei jedem Schritt und Tritt“, sagt Tertullian (De corona milit. 4), „beim Ein- und Ausgehen, wenn wir die Schuhe anziehen, uns waschen, zu Tische gehen, wenn wir die Lampen anzünden, uns zur Ruhe legen, uns niedersetzen, bei Allem was wir thun, bezeichnen wir unsere Stirne mit dem Zeichen des Kreuzes (frontem crucis signaculo terimus). Besonders thaten es die Christen in Noth und Gefahr. Die Martyrakten des hl. Theodotus (Ruinart, II, 300) berichten uns, daß die Gläubigen, welche die Leichen der Martyrer unter großer Angst aufsuchten, sich durch das Zeichen des Kreuzes Muth machten (crucis signum suae quisque impressit fronti); der Martyrer Theodotus selbst, bevor er vor den Richter trat, bezeichnete sich mit dem Kreuze (totum corpus suum signo crucis munivit). Von einer Martyrin unter Diokletian berichtet Eusebius, als sie vor den Richter geschleppt wurde: „augusto Servatoris nomine sese indigitavit, sie bezeichnete sich mit dem Finger mit dem ehrwürdigen Namen des Erlösers.“ — Für die spätere Zeit findet sich beim hl. Gregor von Tours der Ausdruck, „sich bezeichnen Salvatoris vexillo, mit der Fahne des Erlösers, digito cruce Dominica signare, mit dem Finger sich mit dem Kreuze des Herrn bezeichnen.“

War dieser fromme Brauch des Kreuzzeichens zugleich Bekenntniß Christi und Anrufung seiner Hülfe, so ergab es sich von selbst, daß man das Kreuz auch auf die Grabsteine setzte. In früherer Zeit erscheint es in verhüllter Form, zumal in der Gestalt eines aufrechtstehenden Ankers oder Dreizacks. Unverkennbar tritt dasselbe im Anker hervor auf dem Grabstein der Faustinianum in den Katakomben des Callistus, wo die Verstorbene unter dem Bilde des Lammes zu dem Ankerkreuz emporblickt; eine Taube trägt ihr den Oelzweig des ewigen Friedens zu. Der Anker mit dem Fisch, dem Symbole Christi, erscheint auf dem Grabstein der Licinia Amias aus dem vatikanischen Coemeterium, dem zweiten Jahrhundert angehörend; das Monogramm Christi mit dem Anker auf

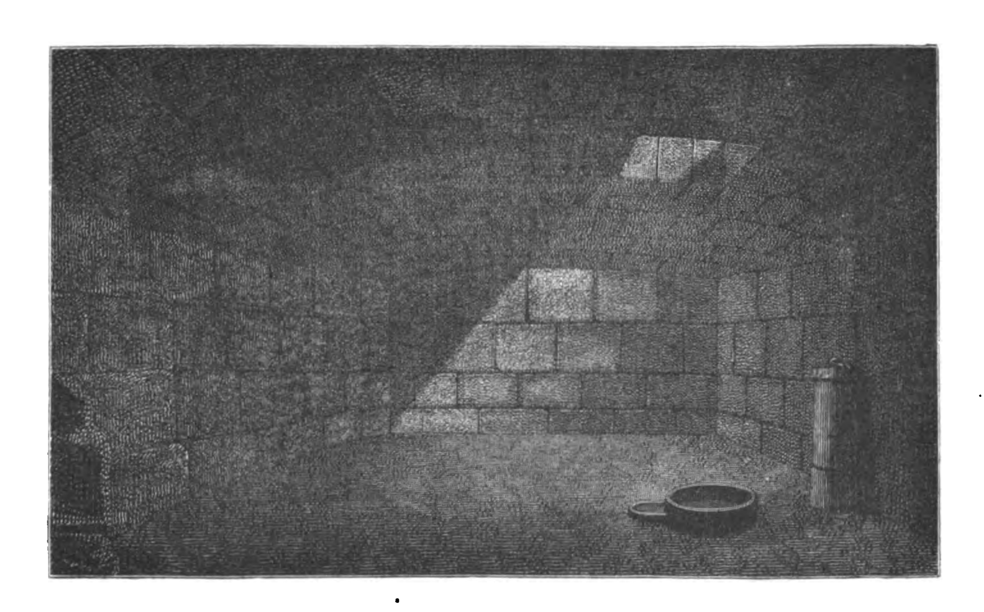




dem der Cyriaca; der gute Hirt mit Anker und Fisch auf dem ebenfalls uralten, dem vatikanischen Coemeterium entstammenden Grabstein der Livia Primitiva. Eine Inschrift aus den Katakomben der nomentanischen Straße vom Jahre 331 schließt mit den Worten: „in signo ☧, im Zeichen Christi.“ Man nannte das Kreuzzeichen kurzweg signum, „das Zeichen“; so heißt es von Moyses, als er betend seine Arme in Form eines Kreuzes ausstreckte: „Breitete aus die Hände, im Zeichen den Feind zu besiegen. Extenditque manus, ut signo vinceret hostem.“



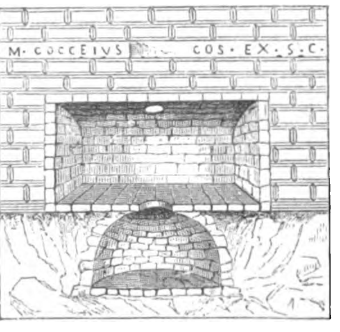




Sechstes Kapitel.

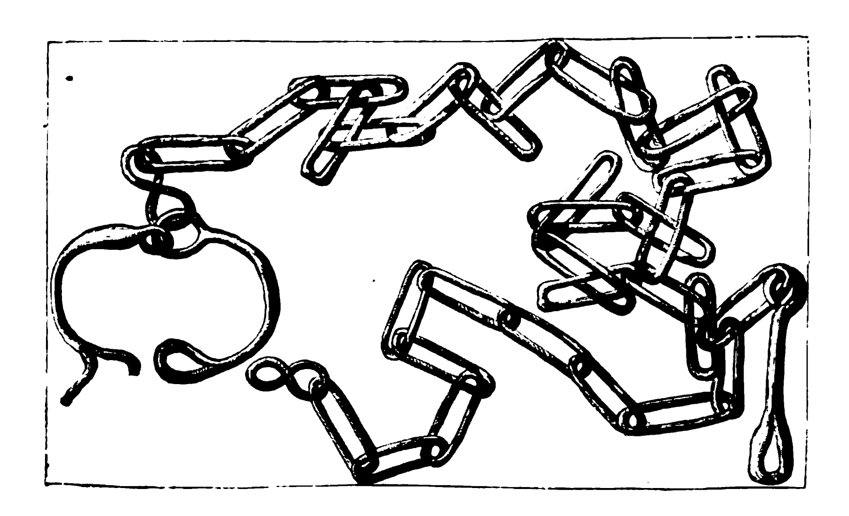
Im mamertinischen Kerker.

Der mamertinische Kerker, am Fuße des Capitol's, auf der Seite nach dem Forum zu, gelegen, das Gefängniß für Staatsverbrecher und Hochverräther, besteht, soweit der Bau heute noch erhalten ist, aus einem oberen Verließ, zu welchem man jetzt von der Straße her auf einer langen Reihe von Treppen hinabsteigt, und einem unteren, engeren Raum, der, in dem Felsen des capitolinischen Hügels ausgehauen, nur wenig über Manneshöhe und etwa sechs Schritte im Durchmesser hat. Die flache Decke aus gewaltigen Quadern von Peperinstein hat in der Mitte eine runde Oeffnung, in alter Zeit die einzige Verbindung zwischen oben und unten. Durch diese wurden die Verbrecher hinabgestoßen; durch sie reichte man ihnen während der wenigen Tage vor



Durchschnitt des mamert. Kerkers.

ihrer Hinrichtung die spärliche Nahrung, falls sie nicht zum Hungertode daselbst verurtheilt waren. Nie drang auch nur der matteste Strahl des Tageslichtes in diese schaurige, nasse, eiskalte Gruft; nie theilte der leiseste Luftzug den dicken Dunst des Modergeruchs, der hier lagerte. Nach der Tradition hat der Apostelfürst Petrus in diesem Verließ geschmachtet; in einer auf sein Gebet wunderbar aus dem felsigen Boden entsprungenen Quelle taufte er seine Gefängnißwärter; die Ketten, die er hier getragen, werden vereint mit denen, in welche Herodes ihn



zu Jerusalem schlagen ließ, in der Kirche Sancti Petri ad vincula verehrt. Die kirchliche Ueberlieferung nennt aus den folgenden Jahrhunderten der Verfolgung noch mehrere Martyrer, welche gleich dem Apostel im mamertinischen Kerker geschmachtet haben.[1])

Als Rufinus in das fürchterliche Verließ hinabgestürzt und mit Ketten an den Block gefesselt worden war, wußte er, daß er hier einsam und vergessen sterben müsse, oder doch den Ort nur verlassen werde, um zum Richtplatze zu gehen. Lebendig begraben in dieser schaudervollen Gruft, Nacht um sich her, Nacht, tiefste Nacht in seiner Seele, knirschte Rufinus vor Weh und Wuth mit den Zähnen und schüttelte in wildem Aufstöhnen die Ketten mit seinen beiden Händen. Allein

die kalten, harten Quadersteine seines Gefängnisses hatten kein Gefühl für seinen Schmerz, und wie Hohngelächter der Dämonen hallte das Klirren der Ketten wider in der öden Todtenstille des Kerkers. Er fürchtete, wahnsinnig zu werden, so wild und wüst jagten die Gedanken durch seinen Geist. Seufzend drückte er die glühend heiße Stirne an die feuchte Felsenwand; dann sank er zusammen, stützte den Kopf auf die Hände und starrte hinein in das undurchdringliche Dunkel.

Allmählig wurde sein Geist ruhiger; die Gedanken sammelten sich, und nun richtete Rufinus seinen Blick in die Vergangenheit. Wie glücklich war er gewesen! Reichthum, Ehren, ein treffliches Weib, hoffnungsvolle Söhne, eine edle Tochter, Alles hatte das Schicksal ihm geschenkt, — um ihm Alles wieder mit Einem Griffe zu entreißen. „Existirt," so fragte er sich, und schüttelte wiederum knirschend seine Ketten, „existirt ein höchstes Wesen, welches die Geschicke der Sterblichen lenkt: warum duldet es dann, daß die Tugend unterliegt und das Verbrechen triumphirt? — Gibt es zwei edlere, und ihrem Gott getreuere Seelen auf der ganzen weiten Welt, als meine Gattin und meine Tochter? Und ihr Gott schützt die eine nicht vor den Nachstellungen des kaiserlichen Wüstlings und läßt über die andere, über ein schwaches Mädchen, unermeßliches Leid kommen! — Mit welcher Gier hat mein kummerkrankes Herz die Grabschriften in der unterirdischen Todtenstadt gelesen! Ich war nahe daran, Christ zu werden; ich war es schon wirklich; aber in dem Augenblicke, wo ich glaubend und hoffend meine Hände nach dem Lichte ausstrecke, werde ich in diese Mördergrube hinabgeworfen, um zu erkennen, daß es ein Irrlicht war, daß Alles nur Trug und eitler Wahn und thörichte Selbsttäuschung gewesen ist."

Plötzlich fuhr Rufinus zusammen; alle Fibern spannten sich auf's höchste; der Athem stockte ihm.

Ganz deutlich hörte er die Stimme seiner Tochter, wie sie „Tata, Tata!" rief.

Das war die zärtliche Form, in welcher die Kinder im Alterthum, wie noch heute in Rom, ihren Vater anredeten, und welche Valeria gern gebrauchte, wenn sie besonders herzlich sein wollte.

War es der Geist seiner Tochter, der durch diesen zärtlichen Zuruf dem Vater anzeigte, daß sein Kind mit seinem ganzen Herzen bei ihm weile?

Aber jetzt hörte Rufinus in dem oberen Raum des Kerkers Geräusch und Schritte, und nun auch eine männliche Stimme, die des Kerkermeisters; gleich darauf erklang der Zuruf der Tochter von Neuem und schon näher. Der Präfekt zitterte am ganzen Körper vor Spannung und Erregung: war es denn möglich, daß seine Tochter den Weg zu ihm gefunden hatte? —

Sabinus hatte Valeria nach ihrem Besuche bei seinem Vater zum mamertinischen Gefängnisse begleitet und dem Kerkermeister den angeblichen Befehl überbracht, sie auf eine halbe Stunde zu dem Gefangenen zu lassen. Der Aufseher gehorchte und führte das Mädchen eine dunkle Treppe hinab, und Valeria, voll ungeduldiger Erwartung, rief schon von ferne dem Vater den süßen Schmeichelnamen zu.

Am Fuße der Treppe angekommen, führte der Kerkermeister sie an der Hand noch einige Schritte weiter in der Finsterniß, indem er rief:

„Herr, hier bring' ich dir deine Tochter, die dich zu besuchen kommt.“

Die Jungfrau war einer Ohnmacht nahe, als sie aus der Tiefe die Stimme ihres Vaters und das Rasseln seiner Ketten hörte.

„Knie hier an dieser runden Oeffnung nieder,“ fuhr der Kerkermeister zu Valeria fort, „und nimm dich in Acht, daß du nicht hinunterstürzest; du kannst nur von hier oben mit deinem Vater sprechen. In einer halben Stunde hole ich dich wieder herauf, wenn du es so lange in diesem Tartarus aushältst.“

Valeria kniete am Boden nieder und tastete mit der Hand um die nassen, kalten Steine herum, welche den Rand der Oeffnung bildeten. Dann beugte sie sich hinab, ob sie ihren Vater sehen könne; allein das Dunkel war so dicht, daß sie nichts zu erkennen vermochte.

Rufinus aber, dessen Augen sich an die Finsterniß gewöhnt hatten, unterschied oben an der Oeffnung die Umrisse ihrer Gestalt.

„Welch' ein Trost," rief er aus, „mein süßes Kind noch einmal sehen und sprechen zu dürfen, ehe ich sterbe! Reiche mir die Hand herunter," fuhr er fort, „damit ich fühle, daß du es ganz gewiß selbst bist."

Valeria streckte ihren Arm durch die Oeffnung hinab und erschauderte, als die feuchten, kalten Hände ihres Vaters ihre heiße Hand umfaßten.

„Aber sage mir," sagte der Stadtpräfekt, „wie hast du es möglich gemacht, zu mir in dieses Verließ zu dringen, und zwar so bald?"

„Vergeblich hatte ich versucht, den Kerkermeister zu bestechen,"[2]) antwortete das Mädchen; „auf eine Andeutung von ihm wandte ich mich an den Kanzleipräfekten Heraclius."

„Der Elende hat durch gefälschte Briefe dem Kaiser Handlangerdienste zu meinem Sturze geleistet; ich hab' ihm dies vorgeworfen, und er wird dich schnöde abgewiesen haben."

„Schon war mir jede Hoffnung entschwunden, da sandte mir der gütige Gott in seiner Barmherzigkeit in dem Sohne eben dieses Heraclius einen Führer, der mich zu dir geleitete."

„In seinem Sohne? Kann ein böser Stamm einen guten Ast treiben? Aber wahrscheinlich ist der Sohn für deine Goldstücke weniger unempfänglich gewesen, als der Kerkermeister. Nun, ich dank's ihm doch von Herzen, daß ich dich vor meinem Tode nochmal sehen darf. Quälte mich nicht die Sorge um dich, ich stiege leichten Herzens von

den Scherben meines Glücks und meiner Träume hinab in die Grube der Vergessenheit und in die ewige Nacht."

In den letzten Worten des Rufinus lag so viel finstere Resignation, daß Valeria sofort zu ihrem höchsten Schmerze erkannte, die Kette, mit welcher die Gnade in der vergangenen Nacht sein Schifflein an das Kreuz befestigt hatte, sei im Sturm des Unglückes zerrissen worden. Aber mit der ganzen Liebe einer Tochter und einer Christin bot sie nun auch Alles auf, das heilige Band des Glaubens von Neuem anzuknüpfen und den Kahn aus dem Drange der Wogen in den sicheren Hafen der Wahrheit und des Heiles zu lotsen. Und mit den Worten der Tochter vereinte sich das Gebet der Gattin am Throne Gottes.

Valeria wunderte sich über sich selbst, wie ein Beweis um den andern für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums sich ihr darbot, wie sich für jeden Gedanken sofort das treffende Wort gab, als wenn Alles, von höherer Hand geschrieben, vor ihrem geistigen Auge stände und sie es gleichsam nur abläse.

Wenn auch Anfangs mit bitterm Lächeln und innerem Widerspruch, horchte Rufinus doch willig zu; war es ja die Stimme seines geliebten Kindes, das zu ihm redete. Und nach und nach schwand das Lächeln ungläubigen Hohnes von seinen Lippen und der Widerspruch verstummte; die sturmbewegten Wogen in seiner Brust legten sich, und aus den Wolken leuchtete wieder ein Sonnenstrahl in die Nacht seiner Seele. Immer aufmerksamer lauschte Rufinus aus der Tiefe seines Kerkers der süßen Stimme; wie Worte eines höheren Wesens, das zu ihm redete, klang ihm Alles, was seine Tochter sagte. Gleich der von Sonnengluth verwelkten Pflanze, die sich allmählich von der Erde aufrichtet, wenn der Himmel seinen Regen und Segen über sie ausgießt, hob auch seine nach Trost lechzende Seele sich aus der Tiefe empor unter dem niederträufelnden Thau der Gnade. Als aber Valeria ihn an

das Wort Sophronia's, an das Gebet der Gattin und Martyrin für ihn am Throne Gottes erinnerte, da war der letzte Widerstand gebrochen, und von der Macht der Gnade bewältigt, rief er aus:

„Ja, mein süßes Kind, jetzt glaube ich wieder; ja, ich will ganz und Alles glauben, was Du glaubst, was die Mutter geglaubt hat; gern will ich sterben, wenn ich nur als Christ sterben kann.“

Es gibt ein Glück, süßer als alles Erdenglück, nämlich eine Seele, die uns werth und theuer ist, nach langem Ringen für Gott und die Wahrheit gerettet zu haben; und es gibt einen Trost, süßer als allen Erdentrost, das ist der Trost, nach langer Irrung Gott zu finden, aus kalter, düsterer Nacht hinübergeführt zu werden in den hellen, warmen Sonnenschein der Wahrheit, aus der öden, dürren Sandwüste des Unglaubens in den Blumengarten der Kirche. Ueber diesem Glück und diesem Trost vergißt das Herz Weh und Leid; die Dornen und Stacheln stechen nicht mehr; der Kerker verliert seine Schrecken und der Tod seine Bitterkeit. —

Valeria durfte darauf rechnen, mittelst abermaliger Geldgeschenke durch den Sohn des Präfekten Zutritt in das Gefängniß zu erhalten, nicht nur für sich, sondern auch für einen Priester, der ihrem Vater die hl. Taufe spende. Als daher die Stimme des Kerkermeisters oben von der Treppe her sie abrief, war der Abschied durch die Hoffnung des Wiedersehens in den nächsten Tagen erleichtert.

Als Rufinus allein war, warf er sich auf die Kniee und dankte seinem Gott aus tiefstem Herzensgrunde in langem und heißem Gebete. Ein anderer Mensch geworden, betrachtete er jetzt sich und die Ereignisse mit anderen Augen. Er gestand sich, daß er wohl nie zu der Wahrheit gekommen wäre, wenn die schwere Hand des Unglückes nicht seinen Stolz gebeugt und nicht die Bande weltlicher Rücksichten zerrissen hätte. Mochte denn der ungerechte Richterspruch ihm Leben und

Besitz nehmen, er hatte dafür im Glauben an Christus seinen Gott, für das zeitliche das ewige Leben gefunden. Er erinnerte sich wieder der Inschriften in den Katakomben, und es war ihm, als ob er erst jetzt ihren wahren Sinn erfasse; er dachte an Sophronia, und er fragte sich, wie er denn Jahre lang in thörichten Vorurtheilen und trotzigem Eigensinne eine Scheidewand habe aufrecht halten können, durch die er sich selbst das höchste und reinste Glück versperrt hatte; er dachte an Valeria, und über seine Wangen flossen Thränen der Vaterfreude über das Kleinod, das in ihr der Himmel ihm geschenkt hatte. Wieder und wieder rief er sich Alles, was sie ihm gesagt, in das Gedächtniß: wie einfach, klar und wahr erschien ihm jede Lehre, die sie ihm vorgetragen hatte!

Nach einiger Zeit brachte ein Knecht des Kerkermeisters einen Laib Brod und einen Krug Wein; Valeria hatte ihm diese karge Erquickung von den Wärtern erkauft.

Da Rufinus seit gestern kaum Etwas genossen, so war ihm zumal der Trunk Wein in der nassen Kälte eine wahre Labung.

Noch war er mit seinem ärmlichen Mahle nicht zu Ende, als er abermals — doch nein, jetzt mußte ihn die Phantasie ganz gewiß täuschen: wie hätte Valeria sich so bald wieder eine zweite Unterredung erwirken können? Ja, ja, er irrte sich; denn rief sie nicht: „Tata, Tata, Du bist frei?"

„Es ist eine Täuschung meiner aufgeregten Nerven," sagte Rufinus zu sich selbst.

Aber jetzt erscholl die Stimme von Neuem, näher und lauter:

„Vater, du bist frei, du bist frei!"

Zugleich sah Rufinus ferne von oben her Licht schimmern, wie den Schein einer Fackel.

Und abermals — es war keine Täuschung! — abermals hörte er, jetzt ganz nahe, die Stimme seiner Tochter:

„Vater, du bist frei, ich komme, dich zu holen."

Mit Valeria war der Kerkermeister nebst einigen Gesellen die Treppe hinuntergestiegen; dieselben ließen eine kurze Leiter in die Oeffnung, und einer stieg zu Rufinus nieder, seine Ketten zu lösen und ihn emporzuführen.

Halb bewußtlos folgte der Präfekt; im nächsten Augenblick lag seine Tochter in seinen Armen, das Haupt an seiner Brust, sprachlos von der Uebergewalt der inneren Bewegung, während ihm selbst noch Alles wie ein Traum vorkam.

Endlich mahnte der Kerkermeister zum Aufbruch, und unter dem Vortritt des Fackelträgers stiegen Alle die Treppe empor.

Erst beim Anblick des warmen Tageslichtes kehrte bei Rufinus die volle Klarheit und die Ueberlegung wieder.

„Also ich bin wirklich frei?" rief er aus, „und du, mein süßes Kind, bist mein Erretter? Aber sage mir, wie hast du das Unmögliche zu Stande gebracht?"

„Komme jetzt nur, mein Vater," drängte Valeria, „ich werde es dir später sagen."

„Hast du dich dem Kaiser zu Füßen geworfen und hat er sich durch deine Bitten erweichen lassen?"

„Freuen wir uns, daß wir wieder vereinigt sind," antwortete das Mädchen ausweichend.

Rufinus wurde nachdenklich und seine Schritte verzögerten sich; um so dringlicher bat und drängte die Tochter zum Fortgehen: — gerade dies steigerte noch seine Bedenken.

Indem er Valeria bei Seite nahm, sprach er zu ihr:

„Ich werde keinen Schritt weiter gehen, bevor ich nicht weiß, wie du meine Befreiung bewerkstelligt hast, und ich beschwöre dich bei dem geheiligten Andenken an deine Mutter, mir Alles zu sagen."

Valeria konnte nun nicht mehr ausweichen.

Sie gestand, daß sie eingewilligt, dem Sohne des Heraclius die Hand zu reichen, und daß sie um diesen Preis die Freilassung ihres Vaters erkauft habe.

Rufinus konnte, von Rührung überwältigt, kein Wort hervorbringen; nur die Thränen, die über seine Wangen rollten, redeten. Endlich sprach er:

„Nein, mein Kind, wenn nicht dir, so ist doch mir dieser Preis zu hoch, viel zu hoch. Willst du, daß ich die Jahre, die ich noch zu leben habe, mir Stunde um Stunde den Vorwurf machen soll, daß ich diese Spanne Daseins um das Lebensglück meines einzigen Kindes erkauft habe? — Möge Gott dir das Opfer, das du für mich zu bringen bereit warst, vergelten: nur ein ewiger Lohn kann der würdige Preis für solche Kindesliebe sein; allein lieber will ich hundertmal den Tod und alle Marter erleiden, als daß ich zum Seelenverkäufer an der edelsten unter allen Töchtern würde. — Kerkermeister," fuhr er fort, „ich werde diesen Ort nicht verlassen. Melde dem Heraclius, daß wir Christen sind und daß ich schon darum seine Bedingung verwerfe, und sei du jetzt selbst Zeuge, wie ich meiner Tochter feierlich vor Gottes Angesicht verbiete, je wieder auch nur ein Wort davon zu reden."

Valeria sank an die Brust ihres Vaters und brach in lautes Schluchzen aus; an *seinen* Widerstand hatte sie in der heiligen Leidenschaft ihrer Kindesliebe nicht gedacht.

Verwundert schaute der Kerkermeister die Beiden an; er stand vor einem für ihn unlösbaren Räthsel.

„Nun wohl", sprach er nach einigem Bedenken, „wenn es dir bei mir gefällt, so bleibe, bis ich dem Kanzleipräfekten Nachricht gegeben habe."

„Aber laß dann auch mich bei meinem Vater bleiben", fiel ihm Valeria flehend in's Wort; „o, ich will seinen Kerker, seine Leiden theilen und bis zu der Stunde, wo ihr ihn zur Richtstätte führet, an seiner Seite sein."

„Darüber hat der Kanzleipräfekt zu entscheiden," entgegnete der Kerkermeister. „Bis aber mein Geselle mit der Antwort von ihm zurückkommt, will ich euch einstweilen miteinander in einen Raum einschließen, wo ihr zugleich Kurzweil genug finden sollt."

Mit diesen Worten griff er nach seinem Schlüsselbund und schritt den Beiden durch einen langen Gang voran, bis sie zu einer eisenbeschlagenen Thüre kamen.

Der Kerkermeister öffnete: es war die Rüstkammer für die Folterung.

„Schaut euch dieses Spielzeug", sprach er grinsend, „mit aller Muße an; ich werde unterdessen weitere Befehle einholen."

Damit riegelte und schloß er die Thüre hinter ihnen zu.

Rufinus war während der diokletianischen Verfolgung oft Zeuge der öffentlich vorgenommenen Torturen der Martyrer gewesen; dennoch erschauderte er, als er nun das ganze Arsenal blutiger Folterinstrumente vor Augen hatte.

Denn da lag neben Schwert und Richtbeil ein Haufe von Geißeln aus Leder mit Bleikugeln an den Enden; Skorpionen und Ruthen; eiserne Zangen, Hacken und Metallkämme, um den Verurtheilten das Fleisch von den Gliedern zu reißen. Auf jene eisernen Roste und Stühle wurde das Opfer gefesselt, um bei langsamem Feuer gebraten zu werden. Da stand auch der in den Martyrakten so oft genannte equuleus oder das Pferdchen, auf welchem durch Umdrehung eines Rades dem Unglücklichen alle Gliedmaßen auseinander gerenkt wurden. An die gräßlichen Maschinen waren die lamina angelehnt, Metallplatten, welche, glühend gemacht, dem auf dem equuleus Ausgespannten in die Weichen gebrannt wurden. Daneben stand, auf seinem Reifen mit spitzigen Metallzähnen besetzt, das Rad, auf welches der Verbrecher gebunden wurde, und das seine Zähne beim Umdrehen immer tiefer in das Fleisch einbohrte. Mächtige Kessel von Bronze dienten dazu, über

einem Feuer das Oel zum Sieden zu bringen, in welches man die Verurtheilten nach und nach immer tiefer hineinsinken ließ.

Viele dieser Marterwerkzeuge waren noch vom Blute geröthet, vom Blute der Martyrer, die in der jüngsten Verfolgung Folter und Tod erlitten hatten.



Marterwerkzeuge aus der Kaiserzeit.

Beim Anblick all' dieser Rüstzeuge barbarischer Grausamkeit fühlte Rufinus, wie ihn ein kaltes Grausen überlief; er zitterte bei der Vorstellung, seinen Glauben je durch solche Proben bewähren zu müssen. Valeria's Augen dagegen leuchteten von heiligem Feuer, und indem sie ihre Lippen auf eines der Folterwerkzeuge drückte, wandte sie sich mit jener Begeisterung, mit welcher die Helden der ersten Kirche die Glorie des Martyrium's betrachteten, an ihren Vater.

„Erschrick nicht", sprach sie, „vor diesen Waffen des Satans; das Blut der Heiligen hat sie geweiht und sie in Siegestrophäen umgewandelt, mit denen die Bekenner Christi ihren Triumphzug in die ewige Herrlichkeit feierten. Ueber dem Martyrer auf der Folter öffnen sich die Wolken, und das Volk des himmlischen Jerusalem's schaut auf den Gottesstreiter; Engel schweben zu ihm nieder, leuchtende Kränze in den Händen, und vom Throne seiner Majestät verheißt ihm Christus königlichen Siegeslohn. Ist der Krieger stolz auf seine Narben:

warum sollen wir die Wunden fürchten? Wenn wir fallen, dann stehen wir aufrecht; wenn wir sterben, dann leben wir ewig; mag die Folter das irdische Kleid zerreißen, da uns Gott mit dem Gewande lichter Unsterblichkeit schmückt!"

So redete Valeria, und ihr Vater horchte ihr zu, wie der Schüler seinem Lehrer, wie das Kind den Worten der Mutter lauscht. Von der innern Bewegung überwältigt, wollte er, der Vater, sich vor seinem Kinde auf die Kniee werfen, daß es ihn segne; Valeria jedoch machte das Zeichen des Kreuzes auf seine Stirne, und dann sanken beide einander in die Arme, voll süßesten Glückes in Mitte der Mordinstrumente der Folterkammer. Und vom Himmel her schauten zwei Augen einer Seligen in erhöhter Seligkeit herab auf Gatten und Tochter; in der Lichtbahn aber, die vom Throne des Allerhöchsten in den Kerker leuchtete, schwebten lächelnd lichte Engelgestalten nieder. —

Hatte Valeria in ihrer kindlichen Liebe nicht daran gedacht, bei ihrem Vater Widerstand für ihr Opfer zu finden, so waren Sabinus und seine Eltern zu gemeine und selbstsüchtige Seelen, als daß auch nur der leiseste Zweifel in ihnen aufgetaucht wäre, der Stadtpräfekt werde nicht mit beiden Händen die Gelegenheit ergreifen, sein Leben und sein Vermögen zu retten und zugleich seine Tochter an den Sohn eines der höchsten Hofbeamten zu verheirathen. In dieser Zuversicht machte den Heraclius selbst der in ihm aufsteigende Gedanke nicht irre, daß Rufinus vielleicht auf die Vermuthung habe kommen können, durch wen die gefälschten Briefe ihm untergeschoben worden seien. Das Dringendste war jetzt, den Befehl zur Confiscation der Güter zu widerrufen, und so mußte Sabinus, der gerne Valeria zum mamertinischen Gefängnisse zurückbegleitet hätte, zunächst nach dem Palaste des Rufinus eilen.

Mit dem schriftlichen Gegenbefehl seines Vaters erschien er dort, als bereits die Beamten des Fiscus beschäftigt waren, die kaiserlichen Siegel anzulegen. Nachdem er so die Beschlagnahme rückgängig gemacht

hatte, eilte er zum mamertinischen Kerker, indem er unterwegs überlegte, mit welchen schönen Worten er sich seinem künftigen Schwiegervater vorstellen wollte.

Da begegnete ihm der vom Kerkermeister ausgesandte Diener und theilte ihm die Erklärung des Gefangenen mit.

Sabinus traute seinen Ohren nicht: der Stadtpräfekt Rufinus war ein Christ? Und darum wollte er ihm seine Tochter nicht geben? — Das mußte er aus dem Munde des Rufinus selbst hören, um es glauben zu können.

Sobald er in die Rüstkammer trat, in welcher dieser noch mit seiner Tochter eingeschlossen war, redete er ihn also an:

„Ich weiß, daß ich kein Adonis bin; allein, beim Herkules! darum wird dann deine Tochter neben mir desto schöner sein. Ob ihr Christen seid, ist mir gleichgültig; denn ich heirathe nicht die Religion, sondern das Mädchen. Ist deine Tochter bereit, meine Gattin zu werden, dann freue du dich, den Sohn des obersten kaiserlichen Beamten zum Eidam zu erhalten. Beharrst du jedoch auf deiner Weigerung, so mag ich das Genick brechen, wenn ihr nicht Beide des Todes seid."

Rufinus, den die Erscheinung, aber noch mehr die Rede des Sabinus mit Abscheu erfüllte, ermaß erst jetzt ganz die Größe des Opfers, das sein Kind für ihn zu bringen bereit gewesen war.

„Junger Mensch", entgegnete er, „über die tiefe, breite Kluft, welche dich von uns trennt, läßt sich keine Brücke schlagen. Du drohst uns mit dem Tode; allein es gibt ein Leben, das grausamer ist, als die grausamste Folter."

„Und es gibt, beim Herkules!" rief Sabinus wüthend, „Männer, die abscheulicher sind, als der abscheulichste Ehemann; verstehst du mich? Kerkermeister, wirf den Alten sammt der Dirne in das unterste Verließ!"

Racheschnaubend stürzte er hinaus und eilte davon, seinem Vater Mittheilung zu machen.

Auf dem Wege begegneten ihm seine Freunde, welche bereits von Sabina die große Neuigkeit der bevorstehenden Hochzeit ihres Sohnes erfahren hatten. Sie überschütteten ihn mit Glückwünschen und luden sich selbst auf den Abend zu einem festlichen Gelage ein.

Dies steigerte noch den Ingrimm des Sabinus.

„Daß euch die fallende Sucht treffe!" schrie er. „Glaubt ihr, daß ich eine hündische Christin zum Weibe haben will? Beim Jupiter! der Henker soll die Dirne heirathen, und den Kopf ihres Vaters gebe ich ihr als Mitgift."

Unter wüsten Verwünschungen riß er sich von seinen Kameraden los und eilte nach Hause. —

Als Rufinus, Hand in Hand mit seiner Tochter, von dem Schergen die Treppe hinabgeführt wurde, immer tiefer, in das feuchte, grausige Dunkel, da begann dem Vater das Herz zu zittern. Er wußte ja, wie entsetzlich es dort unten war; es kam ihm vor, als führe er seine geliebte Tochter in ihr Grab hinunter.

Valeria fühlte, wie die Hand ihres Vaters in der ihrigen bebte.

„Vater", sprach sie, „wie glücklich bin ich, daß ich bei dir sein kann! Wie danke ich dir jetzt, daß du deine Einwilligung verweigert hast! Jedes Wort aus dem Munde dieses abscheulichen Burschen sagt es mir, daß ich, an ihn gekettet, einmal in die Versuchung gekommen wäre, mein Opfer für dich zu bereuen. Wie wahr hast du gesagt, daß ein böser Stamm keinen guten Ast treiben könne: wisse, daß sein Vater die Taufe empfangen hat, aber von der Kirche abgefallen und seitdem ihr bitterster Feind ist. Jetzt werden wir mit einander sterben, uud die Martyrer, welche diesen Ort geweiht haben, werden durch ihr Vorbild und ihr Gebet uns bald zu Genossen ihrer Glorie machen."

Mit diesen Worten schritt sie beherzt zu der Oeffnung; im nächsten Augenblicke sah der Vater sie in der Tiefe verschwinden.

Als auch er unten angekommen war, umarmten sich beide, fielen auf die Kniee und sandten stumm, aber voll tiefster Inbrunst ihre Gebete mit und für einander zum Himmel.

Und wie der Herr durch seinen Diener dem Daniel das Brod in die Löwengrube schickte, so stieg auch zu ihnen ein Engel Gottes in den Kerker nieder, mit süßem Himmelstroste ihre Seelen zu stärken. —

„Seltsame Menschen, diese Christen!" brummte der Kerkermeister, als er, die Fackel in der Hand, wieder die Treppe hinaufstieg. „Habe ich sonst einen Gefangenen in dieses Krötenloch zu werfen, dann geberdet er sich, wie verzweifelt; diese Christen dagegen thun, als ob's unten eine festliche Tafel gäbe. Man sagt, daß sie Zauberer seien, welche Hitze in Frost und Kälte in Wärme verwandeln können: und es muß etwas Wahres daran sein. Allein wenn ich dann nach wenigen Tagen die Leichen mit dem eisernen Hacken heraufziehen lasse, dann sind sie eben an den gleichen Qualen gestorben, wie die Andern." —

Heraclius hatte, als er wieder allein war, die Akten abermals zur Hand genommen und überlegte, wen er an der Stelle des Stadtpräfekten zum Haupte der Verschwörung machen und wie er Alles, zumal den Tod der Sophronia, mit einander in den rechten Zusammenhang bringen solle. Die Sache hatte ihre großen Schwierigkeiten, und je länger er alle Umstände überdachte, um so verwickelter erschien ihm der Knoten, den sein Weib und sein Sohn ihm zu lösen gegeben. Es reute ihn fast, daß er eingewilligt hatte. Endlich glaubte er eine befriedigende Lösung gefunden zu haben: Sophronia unterhielt ein verbotenes Verhältniß mit dem Haupte der Verschwörung und wurde durch diesen in das Geheimniß eingeweiht. Ohne Wissen ihres, dem Kaiser treu ergebenen Mannes versammelte sie die Verschworenen in einem abgelegenen Saale ihres Hauses, wo sie den Sturz des Herrschers und die Ermordung ihres eigenen Gatten mit ihnen berieth. Bei der Entdeckung gab sie sich selbst den Tod, um nicht

gegen die Genossen aussagen zu müssen; doch wurden die Schuldigen durch vorgefundene Briefe sämmtlich verrathen.

Heraclius, mit dieser Lösung zufrieden, hatte eben begonnen, den betreffenden Bericht für die acta diurna oder die Staatszeitung abzufassen, als Sabina, Zornesgluth in den Augen, das Gesicht roth vor Aerger, in das Zimmer stürzte; hinter ihr Sabinus.

„Beide sollen sie sterben!“ schrie das Weib mit bebender Stimme; „ha, dieser Schimpf! Der Elende will nicht!“

„Meine theuere Herrin,“ sprach Heraclius, der beim Anblick der Gattin von seinem Stuhle aufgesprungen war, „beruhige dich! Redest du von . . . von . . .“?

„Denke dir die grenzenlose Beleidigung: Rufinus schlägt meinem Sohne das Mädchen ab! Nein, das ertrage ich nicht!“

Mit diesen Worten sank Sabina auf einen Divan und suchte zitternd mit dem Fächer das glühende Gesicht zu kühlen.

In der That war für die stolze Dame die Beleidigung um so empfindlicher, als damit ihre schönsten Hoffnungen vereitelt waren, und sie ertrug dies um so schwerer, als sie in ihrer Freude schon zu Andern von der bevorstehenden Heirath ihres Sohnes „mit einer jungen, hochadeligen, steinreichen Dame“ gesprochen hatte.

Auch Heraclius fühlte sich durch die abschlägige Antwort des Rufinus auf das Tiefste verletzt.

„Also selbst als gefallene Größe“, stieß er ingrimmig heraus, „hat der Stadtpräfekt seinen hochmüthigen Adelsstolz nicht aufgegeben! Nun, er soll erfahren, was es heißt, die Werbung des allmächtigen Vertrauten des Kaisers zurückzuweisen!“

„Nein“, bemerkte Sabinus, „nicht Adelsstolz ist es. Rufinus läßt dir sagen, daß er und seine Tochter Christen seien und daß . . .“

„Ihr Götter, Christen?! Wo ist mein Riechfläschchen?" rief Sabina, auf deren Gesicht sich bei Nennung des christlichen Namens tiefster Eckel und Abscheu ausprägte.

„Christ? So? Christ?" lachte Heraclius mit triumphirender Schadenfreude. „Der Präfekt der Stadt Rom ein Christ! Das ist mir eine sehr willkommene Kunde! Wer wird jetzt noch an der Verschwörung mit Constantin zweifeln?"

Am ehesten gelang es dem Leichtsinn des Sabinus, sich über die Vereitelung seiner schönen Pläne zu trösten und sich über den Aerger wegen der Zurückweisung hinwegzusetzen.

„Wenn mir", bemerkte er höhnisch, „das Ringeltäubchen nun auch entflogen ist, so habe ich, beim Bachus! doch immerhin einen fetten Fang gemacht, und den wird mein lieber Vater mir vom Kaiser gut bezahlen lassen. Wenigstens die Hälfte des confiscirten Vermögens wird nicht zu viel sein. Der beste Falerner aber aus unserm Keller ist kaum gut genug, das Glück zu feiern, daß mich die Götter vor einer Christin als Eheweib und vor einem christlichen Schwiegervater bewahrt haben. — Doch was soll jetzt mit den Beiden geschehen? Ich habe sie in das unterste Verließ werfen lassen."

„Da mögen sie mit einander verhungern!" warf Sabina hin, die ihren Zorn noch immer nicht zu bemeistern vermochte.

Einzig der Gedanke an seine Pläne bewog den Heraclius, dieser Forderung seines Weibes nicht zuzustimmen.

„Der Alte", sprach er, „nicht die Dirne hat unsere Absichten vereitelt. Mag denn sie als Bettlerin leben; das wird für ihn ein größerer Schmerz sein, als wenn sie mit ihm sterben dürfte. Hole sie beide aus dem Kerker heraus", fuhr er, zu Sabinus gewendet, fort, „und überliefere ihn dem Baumeister an der Basilika; ich schwöre ihm, daß sein Blut zuerst an die Mauern des neuen Circus spritzen soll."

Gattin und Sohn waren mit dieser Entscheidung einverstanden, zumal Sabinus, der mit hämischer Schadenfreude daran dachte, wie er eine ganze Woche lang bis zum Kaiserfeste seine Rache an Rufinus kühlen könne.

So eilte er denn zum mamertinischen Gefängnisse, den Befehl zu überbringen. Den Schmerz der Trennung zwischen Vater und Tochter begleitete er mit gemeinem Spott und Hohn; er selbst überlieferte den Gefangenen an den Bauführer und schärfte den Aufsehern ein, ihn zu den schwersten Arbeiten zu verwenden, unnachsichtlich die Peitsche zu gebrauchen und keinen Christen, am wenigsten seine Tochter, ihm nahe kommen zu lassen. —

Als Valeria nach Hause zurückkehren wollte, wurde sie vor dem Vestibulum von den Dienern des Fiscus, welche Heraclius sofort dorthin gesendet hatte, mit Schimpf und Schande fortgejagt. Sie ertrug es geduldig, ohne zu seufzen. Indem sie, nunmehr eine Bettlerin, dem Elternhause mit all' den süßen und schmerzlichen Erinnerungen den Rücken wandte, hob sie ihren Blick zum Himmel und sprach:

„Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; aber des Menschen Sohn hatte nicht, wohin er sein Haupt lege. Darf ich klagen, wenn er mir die Lagerstätte am Fuße seines Kreuzes bereitet? Das Lamm thut seinen Mund nicht auf, wenn es von der Hand seines Hirten geschoren wird; mag er es binden und auf die Schlachtbank legen, es schweigt; denn es ist sein Eigenthum."

Die heilige Liebe ist wie eine Bergquelle; beide werden um so klarer und reiner, je mehr sie ihren Weg über Stein und Geröll suchen und sich durch dunkle Schluchten hindurchwinden müssen. —

Irene hatte das, was geschehen war, vorausgesehen; sie kam jetzt, Valeria in ihrer Wohnung Obdach zu bieten. Wohl bewohnte die Matrone seit dem Tode ihres Mannes und der Confiscation ihrer Güter nur einige bescheidene Stübchen in einem Miethshause auf dem

Aventin; aber sie drang so herzlich in Valeria, diese Behausung mit ihr zu theilen, daß das Mädchen der Einladung ihrer mütterlichen Freundin nicht widerstehen konnte.

Im Laufe des Nachmittags und selbst bis in die Nacht hinein schleppten die Schergen aus allen Theilen der Stadt Gefangene in das tullianische[3]) Gefängniß; außer einigen reichen Senatoren waren es meistens Christen, und vorwiegend aus den damals blühenden Adelsfamilien der Valerier, Dasumier und Aurelier, der Cornelier und Anicier.[4])

Als die acta diurna gegen Abend erschienen und ihre Enthüllungen über Rufinus und die angebliche Verschwörung der Christen brachten, gerieth die ganze Bevölkerung in Aufregung. Zwar schüttelte unter den Heiden Mancher den Kopf über diese Neuigkeit; allein bei den Meisten fand sie Glauben und fachte damit den alten Haß gegen die Christen wieder an. War es schon so weit gekommen, daß selbst der Praefectus Urbi, das Haupt der städtischen Verwaltung, im Geheimen Feind der Götter war, dann konnte kein Mittel zu scharf sein, die verfluchte Sekte zu unterdrücken.

Am Abende zogen Pöbelhaufen, von Heraclius gedungen, durch die Straßen unter dem lauten Gebrüll: „Christianos ad leones, werft die Christen den Löwen vor!“ Andere Schaaren sammelten sich vor dem Eingange des Gefängnisses und überschütteten die Christen, welche eingebracht wurden, mit gemeinstem Hohne, stießen und schlugen sie, oder warfen mit Steinen nach ihnen.

Dieselben acta diurna brachten auch das kaiserliche Edikt, welches den Aradius Rufinus seines Amtes als Stadtpräfekten entsetzte und an seine Stelle den Annius Anulinus ernannte.

Unter den Gläubigen verbreiteten die massenhaften Verhaftungen Angst und Schrecken. Nicht Alle waren leider von jener hochherzigen Gesinnung und jenen erhabenen Ideen des Martyrium's beseelt, welche Valeria beim Anblick der Marterinstrumente zu heiligem Jubel begeistert

hatten. Waren doch in der diokletianischen Verfolgung nicht Wenige vom Glauben abgefallen, und wenn sie schon dadurch das Mutterherz der Kirche tief betrübt hatten, so fügten sie der einen Wunde noch die andere hinzu, daß sie nach Beendigung der Verfolgung die Wiederaufnahme in die Gemeinde, ohne vorherige Buße, sogar mit Gewalt zu ertrotzen suchten. Sie hatten sich nicht einmal geschämt, sich unter die Anführung des Heraclius zu stellen, der nicht etwa in der Marter schwach geworden war, sondern im Frieden Christum verleugnet hatte.

Der Bischof Milziades und sein Klerus erachteten es daher als ihre heiligste Pflicht, den gefangenen Brüdern beizustehen, sie im Glauben und im Bekenntnisse desselben zu stärken, durch die Tröstungen der Sakramente und die mannigfaltigsten Beweise der Liebe und Verehrung ihnen zu Hilfe zu kommen. Durch Bestechung der Aufseher gelang es noch am Abende dem Archidiakon Silvester, zu den Gefangenen zugelassen zu werden, und er hatte den Trost, alle voll freudigen Glaubensmuthes zu finden, entschlossen, lieber Marter und Tod zu dulden, als ihren Gott zu verleugnen.

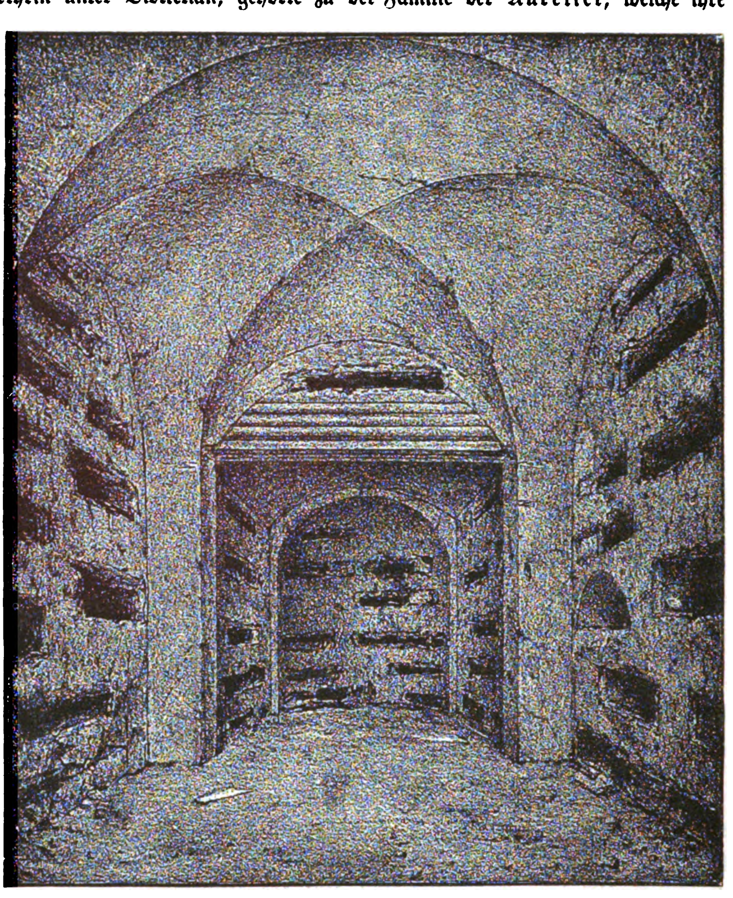
Am nächsten Morgen wurden die Gefangenen zum Forum und in die Basilika Julia [5]) vor den Richterstuhl geführt, und hier reichte ihr Bekenntniß, daß sie Christen seien, aus, sie auch der Theilnahme an der Verschwörung für überwiesen zu erklären. Unter dem Drucke der Tyrannei hatte auch der Richterstand längst seine Selbständigkeit verloren; nicht nach den Bestimmungen des Gesetzes wurde nunmehr das Urtheil gesprochen, sondern der Wille des Kaisers war das Gesetz und bestimmte das Urtheil der Richter. Alle Gefangenen wurden als Majestätsverbrecher zum Tode und zur Confiscation ihres Vermögens verurtheilt; bis zum Tage ihrer Hinrichtung sollten die Männer an dem Neubau der kaiserlichen Basilika auf dem Forum verwendet werden; die Frauen wurden in ein dunkles Verließ des mamertinischen Kerkers eingesperrt.



Anmerkungen.

1. Unter den Martyrern der späteren Zeit, welche im mamertinischen Kerker gefangen gehalten worden sind, seien nur die nachfolgenden genannt, deren Akten de Rossi 1877 aus einer vatikanischen Handschrift herausgegeben hat (Roma sotterr. III, 201 seq.). Es sind die Martyrer, „quos Graecia misit, die uns Griechenland sandte", wie sie Papst Damasus in seiner Inschrift in der Papstgruft nennt, und die in der Verfolgung des Decius den Tod erlitten: Hippolytus, seine Neffen Maria und Neon, und deren Eltern Hadrias und Paulina, der Priester Eusebius und der Diakon Marcellus, die nach dem ersten Verhör „vincti missi sunt in custodiam Mamertini, „gefesselt in den mamertinischen Kerker geworfen wurden". Da sie im Bekenntnisse Christi beharrten, wurden sie hingerichtet; die Christen begruben sie in den Katakomben des Callistus.
2. Gegenüber der grausamen Härte, mit welcher die Bekenner behandelt wurden, gab es für die Gläubigen nur Ein Mittel, ihre trostlose Noth zu lindern, nämlich die Bestechung der Gefängnißaufseher. Schon im Leben der heil. Thekla heißt es, sie habe, um den Apostel Paulus im Kerker besuchen zu dürfen, dem custos carceris einen silbernen Spiegel angeboten, offerens speculum argenteum ad Paulum admissa introivit.
3. Außer dem mamertinischen Kerker war das tullianische Gefängniß wegen seiner Schrecken besonders verschrieen. Dasselbe lag in der Nähe der Tiber, unter der jetzigen Kirche des h. Nicolaus, die von demselben den Namen „in carcere" hat. Die Ueberreste des Gefängnisses bilden jetzt die Unterkirche. Auch dieses Tullianum wird in den Martyrakten wiederholt als Gefängniß der Christen erwähnt.
4. De Rossi (Roma sotterr. III, 111 seq.) führt eine Anzahl von christlichen Angehörigen der Familie der Valerier auf, welche unserer Zeit angehören und in den Katakomben des Callistus ihr Grab hatten. Eine Inschrift, welche jedoch nur halb auf uns gekommen ist, nennt einen Valerius, der am Hofe des Maxentius ein Amt bekleidete; er war der Sohn oder der Bruder der Valeria Surula Antonina; ein anderer Grabstein nennt einen Valerius Antoninus als Gemahl einer Honoria (?), die als Clarissima Femina, als Dame von senatorischem Stande bezeichnet wird. — Die Dasumier waren eine jüngere Adelsfamilie aus dem ersten Jahrhunderte, deren Grabmal in der Gegend der Katakomben des Callistus lag. Die christlichen Glieder der Familie besaßen gegen Ende des dritten Jahrhunderts eine eigene Grabkapelle in jenem Coemeterium; eine dort gefundene Inschrift bezeichnet die Verstorbene, Dasummia Quiriaca, als palumba sine

felle, als „Taube ohne Galle". (Vergl. De Rossi, Roma sotterr. II, 185.) — Die hl. Soteris, Martyrin unter Diokletian, gehörte zu der Familie der Aurelier, welche ihre Gruft ebenfalls in San Callisto hatte. Eine Kapelle mit Kreuzgewölbe, Chor und Absis ist wahrscheinlich die ursprüngliche Ruhestätte der Martyrin gewesen. (De Rossi, l. c. III, 23.) Der h. Ambrosius nennt Soteris parentem martyrem, er war also mit ihr verwandt. — Die unter sich vielfach verschwägerten Adelsgeschlechter der Cornelier, Cäcilianer und Prätextaten gehörten zu den ältesten Bekennern des Christenthums. — Wenn der h. Cyprian schreibt, es gezieme sich nicht für einen Christen, und am wenigsten für eine christliche Jungfrau, auf den Adel der Geburt stolz zu sein (claritatem ullam computare carnis), so sehen wir dies thatsächlich beobachtet, indem wiederholt in den Katakomben Leichen, in Goldstoff gehüllt, gefunden wurden, in gleicher Reihe mit Todten aus dem niedrigsten Stande.



Katakomben-Kirche im Cömeterium der h. Soteris.

5. Die Basilika Julia, in neuerer Zeit wieder ausgegraben, ist die Stätte, welche durch das glorreiche Bekenntniß zahlloser Martyrer geweiht ist. Dort haben sie vor dem Richter gestanden, dort ihren Glauben an den Gekreuzigten bekannt, dort die Qualen der Folter erduldet, dort ihr Todesurtheil vernommen. Wenn die Steine daselbst reden könnten, wie Vieles würden sie uns von der unerschütterlichen Standhaftigkeit der Blutzeugen Christi erzählen! Mir ist die Basilika Julia einer der heiligsten und ehrwürdigsten Plätze des antiken Rom's.



Siebentes Kapitel.



Seit dem Tage der Grundsteinlegung betrieb Maxentius die Arbeit an seiner Basilika mit fieberhafter Eile, gleich als ob er einer geheimen Ahnung Trotz bieten wollte, daß es ihm nicht beschieden sei, den Bau zu vollenden. In der That sollte das Werk weder seinen noch seines Sohnes Namen

tragen, sondern sein verhaßtester Feind, Constantin, sollte die Basilika vollenden und ihr für die Nachwelt seinen Namen geben.[1]) So waren denn vom ersten Dämmern des Tages bis in die Nacht Hunderte von öffentlichen Sklaven und Staatsgefangenen beschäftigt, Ziegel und Marmorblöcke herbeizuschaffen, Mörtel zu bereiten und Gerüste aufzuschlagen, und unbarmherzig sauste die Peitsche der Aufseher über die nackten Rücken, wenn die Unglücklichen unter dem harten Frohndienst erschöpft zusammen zu brechen drohten. Täglich erschien der Kaiser auf dem Bauplatze, um durch seine persönliche Anwesenheit die Werkführer anzuspornen, und wehe dem Arbeiter, der ihm nicht seine äußerste Kraft anzuspannen schien! Auch Sabinus kam jeden Tag, sich am Anblick der Leiden des Rufinus zu weiden und sie noch durch Hohn und Scheltworte zu vermehren. — Die Christen ihrerseits suchten das Loos ihrer gefangenen Brüder auf alle Weise zu lindern, und sie scheuten hiefür weder Opfer noch Gefahren. Wir in unsern Tagen ahnen kaum, welche Ansprüche in jenen Zeiten an die Opferwilligkeit der Gläubigen gemacht wurden, und mit welcher Freudigkeit und Hingabe, mit welch' edlem Wetteifer sie denselben entsprachen.[2])

Aber wenn es ihnen auch gelang, durch List und Bestechung bald diesem, bald jenem Gefangenen Erquickung und Trost zu bringen, Einer war davon ausgeschlossen, Rufinus; der strenge Befehl des Heraclius und die Wachsamkeit seines Sohnes umgaben ihn rings mit unübersteigbaren Schranken. Von den Bekennern waren drei noch Katechumenen; ein Priester hatte Gelegenheit gefunden, sie heimlich zu taufen; wie gerne hätte Rufinus auch das Sakrament empfangen: es war unmöglich.

Der einzige Trost, den seine Tochter ihm bieten konnte, bestand darin, daß sie jeden Tag stundenlang von der Höhe der großen Freitreppe des Palastes, der Basilika gegenüber, ihrem Vater durch Zeichen ihre Liebe zu erkennen gab, durch den Hinweis auf den Himmel seinen

Muth zu stärken suchte. Aber für sie selbst waren das Stunden unnennbaren Leides. Wie blutete ihr das Herz, wenn sie stumme, hilflose Zeugin der unmenschlichen Mißhandlungen sein mußte, mit welchen ihrem Vater die schwersten Lasten aufgebürdet wurden; wie zuckte sie zusammen, wenn der Stock oder die Peitsche der Aufseher blutige Striemen über seinen Rücken zogen, falls er mit seiner Last nicht schnell genug eilte!

In wenigen Tagen war der kräftige Mann zu einem Skelett abgemagert, und wenn er sich darnach sehnte, daß die Zeit seiner Leiden bald vorüber sein möchte, so schien es, als ob er der Erfüllung seines Wunsches nicht mehr fern sei. Valeria glich einer Blume, die aus ihrem Erdreich ausgerissen und in die sengende Sonnengluth hingeworfen ist. Was die Verwelkende belebte, war Irene's wahrhaft mütterliche Theilnahme, mit welcher diese ihr tröstend zur Seite stand. Bald wies die edle Matrone sie hin auf die erhabenen Ideen, die das Christenthum gleich Blumen aus dem Paradiese an den königlichen Weg des Kreuzes gepflanzt hat; bald weckte sie in ihr die Hoffnung, daß Constantin zeitig genug komme, die Gefangenen in Freiheit zu setzen.

Zumal wenn Irene von dieser Hoffnung redete, steigerte sich ihre Sprache zu einer Wärme und Zuversicht, die auch Valeria unwillkürlich ergriff. Das Mutterherz dachte ja an den Sohn, an Candidus, an die selige Stunde des Wiedersehens nach jahrelanger Trennung. Den letzten Brief von ihm hatte Irene zugleich mit einer ungewöhnlich reichen Geldsendung auf geheimem Wege nach der Eroberung von Turin erhalten; wie begeistert hatte Candidus die Macht des Namens Christi geschildert; wie jubelte das Herz der Mutter und der Christin, daß sie die Begnadigte war, deren Sohn das himmlische Zeichen tragen durfte! —

Um nichts unversucht zu lassen, ihren Vater zu retten, beschloß Valeria, sich an die Kaiserin um ihre Vermittlung bei Maxentius zu

wenden. Von ihrem Gemahl auf das unwürdigste behandelt, wohnte diese als eine Verstoßene in einem entlegenen Theile des Palastes; nur bei Festlichkeiten durfte — nein, mußte sie öffentlich erscheinen, wenn Maxentius dem Volke das Bild seines ehelichen Glückes vorgaukeln wollte, welches er doch selbst, wie alle Welt wußte, so schamlos und gründlich zerstört hatte.

Sobald die Kaiserin erfuhr, daß die Tochter des Stadtpräfekten und der Sophronia sie um eine Audienz ersuche, bewilligte sie ihr sofort voll Theilnahme die Bitte. — In dem üppigen Garten des Glückes gedeiht die Blume des Mitleids schlecht; ihr Boden ist das steinige, dornenüberwucherte Erdreich eigenen Leides.

Auf einem Divan ausgestreckt, in Gesellschaft von zwei Sklavinnen, welche allein Maxentius ihr noch zur Bedienung gelassen hatte, empfing die Kaiserin Valeria. Sie war eine hohe, bleiche Dame; auf ihrem noch jugendlichen Antlitz war durch Kummer und Herzleid die ehemalige Schönheit und Anmuth bis auf schwache Spuren verwischt, und die Schminke auf ihren Wangen und das mit feinem Pinsel auf den Augenbrauen aufgetragene stibium boten für das Verlorene nur schwachen Ersatz.

Seit dem Tode ihres einzigen Sohnes Romulus hatte die Kaiserin Monate lang in tiefster Schwermuth nur schwarze Kleider getragen. Dann hatte sie sich aufgerafft: sie wollte dem Schicksal trotzen, und fand jetzt Freude und Zerstreuung darin, sich von ihren Sklavinnen in prächtige Gewänder kleiden und mit Edelsteinen und Perlen schmücken zu lassen. Sie war ja noch jung und hatte Anrecht auf die Gaben des Lebens, und die weiße Syra und die schwarze Numidica, ihre Sklavinnen, wurden nicht müde, durch Wahrsagerei und Zeichendeutung ihr die Zukunft in rosigem Hoffnungsschimmer auszumalen. Allein die Erfüllung dieser Verheißungen wollte nicht kommen; die aufgezwungene Einsamkeit begann wie ein Alp auf der Seele der Kaiserin



zu lasten, und ohne höheren Halt versank sie in eine Melancholie, die oft an Verzweiflung grenzte.

Auch heute hatte sie wieder eine solch' finstere Stunde, und in düsterem Träumen schaute sie hinaus in's Weite, ohne auf die Sklavin zu achten, die ihr den Spiegel hinhielt, daß sie schaue, wie prächtig ihr der neue Lockenbau stehe, welchen Numidica ersonnen hatte. So sorgsam man bisher die immer bedenklicher gewordene politische Lage vor der Kaiserin geheim gehalten, um so tiefer drückte jetzt die unerwartete Kunde von der schon so nahen Entscheidung sie nieder. Zudem hatten schlimme Vorzeichen sie erschreckt; unter anderen waren gestern am hellen Nachmittage Schaaren von Nachteulen aus ihren Höhlen und Nestern in den weiten Bauten des Palatin davon geflogen.[3])

Als Valeria eintrat, entließ die Kaiserin ihre Sklavinnen, um mit dem Mädchen allein zu sprechen; nachdem sie dann dessen Anliegen vernommen, sprach sie mit bitterem Lächeln:

„Gutes Kind, wenn ich meinen Gemahl um das Leben deines Vaters bäte, so würde er in ihm einen Nebenbuhler wittern. Ich bin eine arme, machtlose Frau. Meine Hände sind mit Ketten gebunden, und daß diese von Gold sind, macht sie nur noch schwerer. — In all' meinem Reichthum reich nur an Kummer," fuhr sie nach einer Pause mit tiefer Bitterkeit fort, „beneide ich die letzte Bettlerin um das Glück ihrer Armuth; geschmückt mit Purpur und Juwelen trage ich ein Diadem, das der Hohn eines feindlichen Verhängnisses auf meinen Schmerz gesetzt hat."

Der düstere Gram, welcher aus den Worten der unglücklichen Kaiserin sprach, rührte tief Valeria's Herz, und für einen Augenblick des eigenen Leides vergessend, sprach sie:

„Hohe Herrin, die allmächtige Hand, welche den Wurm im Staube erhält, waltet auch über dem Leben des Menschen, und wenn Gott

uns Prüfungen aufladet, so reicht er uns auch den Stab der Hoffnung, uns zu stützen."

„Was die Dichter," entgegnete die Kaiserin, „von einem Vater der Götter und Menschen reden, ist ein schöner Wahn. Diese Puppe ist nur für die Kinder des Glückes. Lerne, wie ich, mit trotzigem Gleichmuth den Haß des Schicksals tragen: das ist der beste Rath, den ich dir geben kann. Wird die Lebenslast zu schwer, dann wirft man sie von sich."

Mit diesen Worten erhob sich die Kaiserin und entließ Valeria, indem sie ihr die Hand zum Kusse reichte.

Mit einem aus Grauen und Mitleid gemischten Gefühle schied die Jungfrau. Im schwersten Leiden trostlos, hoffnungslos, — als letztes Mittel den Selbstmord — — gab es etwas Unglücklicheres, Unseligeres?

Valeria richtete einen innigen Blick zum Himmel: wie licht und leicht erschien ihr das eigene Leid in diesem Augenblicke! —

Die schlimmen Vorzeichen, welche die Kaiserin erschreckt, hatten auch Maxentius in seiner siegesgewissen Ruhe erschüttert. Wie, wenn die Verheißungen seiner Wahrsager ihn getäuscht hätten! Wenn seine Legionen, trotz der Ueberzahl auch jetzt, vor den Thoren Rom's, geschlagen würden! Wenn Constantin, dem fliehenden Heere auf dem Fuße in die Stadt folgend, ihn lebendig in seine Gewalt brächte, ihn im Triumphe aufführte, ihn der Rache des wüthenden Volkes preis gäbe, um ihn endlich im mamertinischen Kerker erdrosseln zu lassen? Der Gedanke an diese Möglichkeit erfaßte den Kaiser plötzlich mit Angst und Entsetzen. Noch konnte er entfliehen und sich nach Africa retten; die nach dem Süden führende appische Straße war ja noch frei. Allein Maxentius sträubte sich mit ganzem Widerwillen gegen diesen Ausweg; — es war sein Verhängniß, das ihn an Rom fesselte.

Um zur Ruhe und zu einem Entschlusse zu gelangen, beschloß er, zu einem jener grauenvollen Geheimmittel zu greifen, durch welches nach der Lehre der Magier und Zauberer die Geister auf das sicherste und untrüglichste beschworen und zur Enthüllung der Zukunft gezwungen wurden, und heimlich gab er Befehl, Alles für die nächste Nacht vorzubereiten. —

Es war am vorletzten Tage vor dem kaiserlichen Feste, als Valeria wiederum die Freitreppe des Palastes hinaufstieg; allein, wie sie auch umherspähen mochte, ihr Auge suchte vergebens den Vater.

War er erkrankt? War er vielleicht schon todt, gestorben unter der barbarischen Mißhandlung seiner Wärter? Und wenn er krank da lag, ohne Pflege, ohne Nahrung, ohne Bedeckung, und keine Seele sich seiner erbarmte! Diese Vorstellung zerschnitt Valeria das Herz. Nachdem sie zwei Stunden lang vergebens nach ihrem Vater ausgespäht hatte, stieg sie die Treppe hinab, weinend und schluchzend, unbekümmert um die Leute, die mit theilnahmsloser Neugierde ihre Blicke auf die Arme hefteten.

Da begegnete ihr Rustica, die junge Frau aus dem transtiberinischen Stadtviertel.

Unter dem Vorwande, Holzspäne zu sammeln, hatte das arme Weib sich wiederholt in den abgesperrten Bauplatz eingeschlichen und den Christen heimlich Hilfe gebracht, gleichgültig gegen die Peitschenhiebe, mit welchen die Aufseher sie mehr denn einmal fortgetrieben hatten. Jetzt, wo ihr Valeria ihr Leid klagte, faßte Rustica den Kopf mit beiden Händen, um ihm gleichsam mit Gewalt den Plan auszupressen, den Kranken zu finden und zu ihm zu gelangen. Plötzlich klärte sich ihr Gesicht auf, ihre Augen leuchteten und ein schelmisches Lachen spielte um ihre Lippen. „Ja, ja, so wird es gehen!" rief sie aus. „Es wird ein toller Streich werden, und ich muß dazu die Dunkelheit abwarten; aber wenn's mir gelingt, wirst du vor Mitter-

nacht . . . Doch jetzt," unterbrach sich Rustica, „habe ich keine Zeit zu verlieren. Lebe wohl und hoffe!"

Valeria schaute sie dankbar und mit wehmüthigem Lächeln an und übergab ihr beim Abschiede ein Goldstück, das letzte, das sie besaß, um damit ihrem Vater eine Erquickung zu kaufen.

In Rom durften damals bei dem ungeheuren Verkehr und der Enge der Straßen Karren und Lastwagen nur bei Nacht fahren; auch die Fuhrleute, welche das Baumaterial für die Basilika heran zu führen hatten, mußten ihre Arbeit wenigstens theilweise auf die Nacht verlegen.[4]) Darauf baute Rustica ihren Plan. Der Fossor Mincius, ihr Mann, kannte gewiß Manche der Fuhrleute, welche in der Nähe der Katakomben ihre Sandgruben hatten, und sicherlich fand sich wohl Dieser oder Jener von ihnen bereit, seinen nächtlichen Dienst an Jemand andern zu übertragen, zumal wenn ihm die Nachtruhe noch bezahlt wurde.

Rustica eilte nach Hause und theilte ihrem Gatten ihren Plan mit, und während dieser sich sofort zur appischen Straße hinausbegab, um den nothwendigen Helfershelfer zu finden, schlich sie sich selbst wieder, um Holz zu sammeln, auf die Baustelle. Nach langem Forschen und Fragen, Sinnen und Suchen entdeckte sie endlich glücklich, daß Rufinus fieberkrank in einem abgelegenen Theile des Bauplatzes liege.

Als in der folgenden Nacht die lange Reihe der mit Pozzolanerde beladenen Karren durch das Einfahrtsthor des abgesperrten Raumes fuhr, da saß auf einem der Karren Rustica, Zügel und Peitsche in der Hand, in einen rauhen Mantel gehüllt, auf dem Kopfe die weite phrygische Mütze von rother Farbe, wie die römischen Kärner sie noch jetzt zu tragen pflegen, eine orca köstlichsten Weines neben sich.

„Oho," rief spöttisch der Wächter, der mit einer brennenden Fackel am Einfahrtsthore stand, „oho, eine Amazone auf einem Sandkarren? Wo ist denn der Fuhrmann?"

„Ja," warf Rustica leicht hin, „wo ist der Fuhrmann? Wenn das Glück Dem ein Trinkgeld in die Hand spielt, dann schnarcht er die ganze Nacht durch wie ein Murmelthier."

„Da lenkst also du für deinen Mann diesen stolzen Hirpiner," spottete der Beamte weiter, während er auf den mageren Klepper hinwies. „Aber bei der Pferdegöttin Epona!" fuhr er fort, indem er Rustica mit der Fackel in's Gesicht leuchtete, „so prächtig dir die rothe Mütze steht, ich erkenne dich doch in der Verkleidung. Laß sehen, ob du nichts für die gefangenen Christen bei dir führst."

„Ei, hört doch," rief Rustica spöttisch, die Weinflasche zeigend, „unter welchem Vorwande dieser sehr kluge Mann sich über das Schlückchen Wein hermachen möchte, das uns in der Nachtkälte vor dem Erfrieren schützt! Da kennst du die transtiberinischen Weiber schlecht!"

Unter dem schallenden Gelächter der Fuhrleute schlug Rustica fest auf ihren Gaul los und war, ehe der Wächter weitere Einwendungen erheben konnte, an ihm vorüber.

Sobald sie mit ihrem Karren an die Abladestelle gelangt war, überließ sie die Arbeit einem der Gefährten, hakte das unter dem Karren an einer kleinen Kette schaukelnde Oellämpchen los und suchte den Stadtpräfekten.

Im Dunkel kam sie einmal dem großen Bretterverschlag nahe, in welchem eine Schaar von Sklaven zusammengepfercht unter der Wache eines Soldaten die elende Nachtruhe genoß; das Licht verrieth sie, und der Soldat rief sie an; aber indem sie hurtig hinter einem Steinhaufen vorüberhuschte, entkam sie der Gefahr. Noch wenige Schritte, und Rustica kniete neben Rufinus.

Dieser war gestern von einem sehr heftigen Fieber ergriffen worden, so daß er, trotz der Einrede des Sabinus, von der Arbeit entlassen werden mußte. Nur unter dem Hinweis, daß der Gefangene ja für die Fest-

spiele bestimmt sei, hatte der Bursche nachgegeben; seine Rache mochte nicht auf den Genuß verzichten, das Blut seines Opfers unter den Krallen eines Löwen oder dem Schwerte des Henkers hervorspritzen zu sehen. Jetzt lag Rufinus da auf dem harten Boden, unter freiem Himmel, nur mit einer Strohmatte dürftig zugedeckt, vom Frost geschüttelt, und erwartete sein Ende. — Wie gerne hätte er vor seinem Tode noch einmal sein Kind gesehen!

Plötzlich fiel der Strahl eines Lampenlichtes in seine Augen; zugleich erblickte er Rustica.

„Deine Tochter grüßt dich tausendmal und sendet dir diesen Trunk," sprach sie, richtete dann mit der zärtlichen Sorgfalt einer Mutter den Kranken empor und führte die Flasche an seine Lippen.

Der vortreffliche alte Falernerwein goß neues Leben in die erstarrten Glieder des Gefangenen.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren," fuhr Rustica fort; „raffe deine Kraft zusammen und folge mir; Alles ist zur Flucht bereit."

Mit diesen Worten half sie ihm aufstehen, setzte ihm ihre phrygische Mütze auf den Kopf, hing ihm ihren Fuhrmannsmantel um die Schulter, und nachdem sie ihr Licht ausgelöscht hatte, zog sie ihn durch das Dunkel an der Hand der Abladestelle zu.

Es bedurfte nur weniger Worte, die Fuhrleute in das Geheimniß einzuweihen und sie zu Helfern bei dem Fluchtversuche eines Mannes zu machen, der beim Volke allgemein in Achtung stand.

Da ihr Karren bereits abgeladen war, hieß Rustica den Stadtpräfekten hinaufsteigen und mit den übrigen davonfahren; seine Tochter, fügte sie hinzu, befinde sich im Hause der Irene auf dem Aventin; in der Nähe desselben möge er seinen Karren den Gefährten übergeben.

Rufinus folgte mechanisch; er wußte nicht, war es Wirklichkeit, oder war es Traum, was mit ihm vorging.

Von der Wache unbehelligt, gelangte er in der Reihe mit den andern Fuhrleuten zum Eingange des Bauplatzes hinaus und kam bald, am Colosseum und dem Septizonium des Severus vorüber, zu der Stelle, wo der Weg zum Aventin emporstieg.

Einige der Fuhrleute halfen ihm von seinem Karren herabsteigen.

„Du hast für uns niedrige Leute stets ein Herz gehabt," sprach einer derselben, „und hast gesorgt, daß es in der Stadt wenigstens nicht an Brod fehlte; deine Gattin aber scheute selbst die elendesten Schlupfwinkel der Armuth nicht, und darum sind wir dir gerne zur Flucht behilflich gewesen."

Damit schüttelten die Männer ihm treuherzig die Hand und verabschiedeten sich von ihm. Erst als Rufinus allein war und Alles überdachte, überzeugte er sich endlich, daß er nicht träume, sondern daß er wirklich befreit sei.

Rustica hatte den Karren, auf welchem Rufinus saß, wie mit Falkenblicken durch das Dunkel verfolgt; ihr Herz jubelte, als sie ihn an dem Thorwärter unbehelligt vorüberfahren sah, und so stieg sie denn jetzt selbst zu dem letzten der Fuhrleute hinauf, bereit, mit der Zungenfertigkeit einer Transtiberinerin dem Wächter Rede und Antwort zu stehen.

Dieser hatte sie längst erwartet, um nach Weise solcher Leute mit dem kecken Weibe zu scherzen; er hatte Fuhrmann um Fuhrmann gemustert, und war nun nicht wenig erstaunt, Rustica bei dem Führer des letzten Karrens zu finden.

„Das ist doch merkwürdig," rief er bei ihrem Anblicke aus; „finde ich dich, du transtiberinische Hexe, da auf dem letzten Wagen! Wer hat denn deinen Karren geführt?"

„Wenn die Gänse und Soldaten hinter einander herlaufen," entgegnete Rustica spöttisch, „glaubst du, daß mein Gäulchen zu dumm sei, allein seinen Brüdern zu folgen?"

„Aber ich habe doch genau Acht gegeben und auf jedem Karren seinen Fuhrmann gesehen.“

„Mein Wein,“ entgegnete Rustica mit spöttischem Lachen, „ist dir in den Kopf gestiegen; ich wette, du sähest einen Senator für einen Karrentreiber an.“

„Hol' der Henker dich sammt deinem Wein und deinen Senatoren!“ schrie der Wächter ärgerlich dem davonfahrenden Weibe nach. Rustica aber wandte sich um und rief:

„Wie verächtlich du von den Senatoren sprichst! Und doch ist es noch gar nicht lange her, daß du Thürsteher bei einem Senator gewesen bist.“ —

Es dauerte lange, bis Rufinus an dem Hause, in welchem Irene wohnte, den in tiefem Schlaf liegenden Ostiarius zu wecken vermochte. Endlich kam derselbe, öffnete vorsichtig die Thüre auf eine Ritze, schaute mit verdächtigen Blicken den Mann in der rothen Mütze an und fragte ihn, was er wolle. Mit Rücksicht auf seinen Anzug, und um seine Tochter nicht durch die unmittelbare Nachricht seiner Befreiung in zu heftige Gemüthsbewegung zu versetzen, gab sich Rufinus für einen Boten aus, welcher an die Matrone Irene eine sehr dringende Nachricht zu überbringen habe.

„Die Matrone Irene“, entgegnete der Pförtner, „ist am Nachmittage von kaiserlichen Häschern aus dem Hause geholt und in's Gefängniß geschleppt worden.“

„Und meine Tochter?“ rief ängstlich fragend Rufinus.

„Was weiß ich von deiner Tochter!“ antwortete der Ostiarius und schloß, ärgerlich über die nächtliche Ruhestörung, die Thüre wieder, ohne sich weiter um die Fragen und Bitten des Fremden zu kümmern.

Sabinus hatte mit schadenfroher Genugthuung den täglichen Besuch Valeria's auf der Freitreppe des Palastes und ihre Zeichensprache bemerkt; wiederholt hatte er hohnlachend ihren Vater auf sie aufmerksam gemacht.

Es war die Neugierde ruchloser Bosheit, die ihn antrieb, nachzuforschen, wo das Mädchen Obdach gefunden habe.

Als ihm seine Spione berichteten, daß Irene, die Witwe des Castulus, sie aufgenommen, flog ein teuflisches Lächeln über seine Züge. Candidus war einst sein Mitschüler gewesen, und die Abneigung, welche er in der Schule oft genug dem Christenknaben hatte fühlen lassen, war im Laufe der Zeit in seinem Herzen noch nicht erloschen. Er hatte von seinem Vater gehört, daß ein gewisser Candidus der Bannerträger im Heere Constantin's sei: konnte das ein anderer als sein ehemaliger Mitschüler sein? Maxentius hatte die Angehörigen der Officiere Constantin's in's Gefängniß werfen lassen: Sabinus durfte einer reichen Belohnung gewiß sein, wenn er Irene als die Mutter des Candidus anzeigte. Frohlockend theilte er die Entdeckung dem Vater mit, und dieser hatte nichts dagegen einzuwenden, daß sein Sohn sich das Judasgeld verdiene.

Für Rufinus hatte die Annahme, Heraclius habe in einem neuen Racheakte nun auch seine Tochter, und mit ihr Irene, in das Gefängniß werfen lassen, die höchste Wahrscheinlichkeit. Konnte er zweifeln, daß man sie zum Tode verurtheilen werde, wenn morgen seine eigene Flucht entdeckt wurde?

Wie hatte er sich die selige Freude des Erkennens und Wiedersehens ausgemalt, wie hatte sein Vaterherz gebrannt, die heißgeliebte Tochter zu umarmen! Noch wenige Augenblicke, und alle Prüfung und alle Trübsal mußten ein Ende nehmen, und der Himmel, der ihn so wunderbar gerettet, hatte sicherlich auch schon die Wege geebnet, ihn der weitern Verfolgung seiner Feinde zu entziehen. Und jetzt diese plötzliche, schreckliche Enttäuschung! War er denn nur darum befreit worden, daß er Zeuge des blutigen Todes seines Kindes sein solle? O wie wäre es ihm da tausendmal lieber gewesen, wenn er mit demselben hätte sterben können!

Nachdem er lange sinnend dagestanden, entschloß sich Rufinus, zur Basilika zurückzukehren und sich selbst den Wärtern wieder zu überliefern, um je eher, je lieber zu sterben.

Eine unsägliche Bitterkeit erfüllte sein Herz, und mit höhnischem Spotte nahte sich ihm der Versucher und raunte ihm in's Ohr: „Siehst du, wie Alles Zufall ist, und die Laune des blinden Schicksals mit dem Glücke der Menschen spielt? Und du Thor hast an einen Gott geglaubt?!"

Die Versuchung war eine schreckliche, und Rufinus wäre ihr erlegen, wenn nicht zu derselben Stunde das Gebet seines Kindes als schützender Engel ihm zur Seite gestanden hätte.

Rustica war, so schnell sie es vermochte, dem Stadtpräfekten nachgeeilt, um sich seiner völligen Rettung zu vergewissern. Als er ihr jetzt entgegen kam, ihr die Gefangennehmung seiner Tochter und Irene's, und seinen Entschluß mittheilte, da wurde ihre Freude über die so glücklich gelungene Befreiung des Gefangenen in die schmerzlichste Bekümmerniß und Theilnahme verwandelt. Allein sie als Christin gab darum doch ihr Gottvertrauen nicht auf.

Ihrem Zuspruche gelang es, Rufinus wenigstens dahin zu überreden, für die Nacht Obdach in ihrer Hütte zu nehmen. Beide schlugen miteinander den Weg nach der Tiberbrücke ein, wobei Rustica dem körperlich und geistig gebrochenen Manne ihren stützenden Arm lieh. —

Fast zu der gleichen Zeit, die Mitternachtsstunde rückte bereits heran, sah man einen Mann die Stufen des kaiserlichen Palastes hinaufsteigen, der unter seinem weiten Mantel einen verborgenen Gegenstand trug. Trotz der ungewöhnlichen Stunde ließen alle Wachen ihn unbehindert und ohne zu fragen weiter gehen, bis er in das Gemach des Kaisers gelangte.

Maxentius hatte ihn längst ungeduldig erwartet.

Neben dem Kaiser stand ein phantastisch gekleideter Mann von orientalischem Gesichtsausdruck, eine goldgestickte phrygische Mütze auf dem schwarzen, geringelten Haar, das bis auf die Schultern hinabhing.

„Bringst du das Gewünschte?" fragte Maxentius hastig.

„Es ist noch keine Stunde alt," antwortete Jener, indem er ein neugebornes Knäblein vor den Kaiser auf den Tisch legte.

Dieser grinste mit dämonischem Lachen das unschuldige Geschöpf an und wandte sich dann an den Orientalen, indem er sprach:

„So laß uns denn Opferschau halten." —

Eine Stunde später verließ der Unbekannte den Palast und schlug hastigen Schrittes den Weg nach der Tiber ein.

Maxentius aber legte sich, von banger Furcht befreit, zur Ruhe: aus den noch zuckenden Eingeweiden des Kindes hatte der Magier ihm den glänzendsten Triumph über Constantin geweissagt.[5])

Am andern Morgen fand man in einer abgelegenen Gasse, nahe beim Tiberufer, die Leiche eines mit vielen Dolchstichen Ermordeten, und neben ihm das Herz eines Kindes. Das geheimnißvolle, doppelte Verbrechen, das hier vorliegen mußte, brachte das ganze Viertel in Aufregung. Vom Quästor inquirirt, sagten die Leute der Nachbarschaft aus, sie hätten im Tumult eines nächtlichen Straßenkampfs die räthselhaften Worte gehört: „Mein Kind . . nicht genug bezahlt . . vollen Lohn geben." Einige behaupteten auch, den Kaiser nennen gehört zu haben, — und darauf stellte der Quästor seine Nachforschungen ein.



Anmerkungen.

1. Die von Maxentius begonnene, von Constantin vollendete und nach ihm noch heute benannte Basilika oder Markthalle ist uns noch in großartigen Ruinen erhalten. Der ursprüngliche Eingang lag nach dem Colosseum zu; die ihm gegenüberliegende Apsis, bisher in einen Heuspeicher verbaut, ist gegenwärtig bloßgelegt. Das ganze Gebäude war dreischiffig; acht korinthische Säulen, mit mächtigen Pilastern verbunden, trugen das Kreuzgewölbe des Mittelschiffes, welches, in riesiger Spannung von 25 Metern, noch um zwei Fuß breiter war, als das Mittelschiff von St. Paul (86′). Die letzte dieser Säulen stellte Paul V. auf dem Platze vor Sta. Maria maggiore auf. Das cassettirte Gewölbe des in drei Abtheilungen geschiedenen rechten Seitenschiffes ist noch erhalten, ebenso wie die Treppen zu dem spätern Aufgang vom Forum her, wo in neuester Zeit die Bruchstücke von Porphyrsäulen, ehemals zur Basilika gehörig, aufgestellt worden sind. — An die Basilika stießen, nach dem Capitol zu, der Tempel des Friedens und die Amtswohnung des Praefectus Urbi, in deren Ruinen der in Marmorplatten eingravirte Stadtplan des alten Rom (jetzt im capitolinischen Museum) gefunden wurde.
2. Nichts gibt uns einen besseren Begriff von dem heiligen und rührenden Eifer, mit welchem die Gläubigen sich zu den Bekennern in die Gefängnisse drängten, als der Brief des hl. Cyprian, durch den er diesen Eifer zu zügeln und zu mäßigen sich genöthigt sah, „ne, cum insatiabiles multum volumus, totum perdamus, damit wir nicht, wenn wir unersättlich zu viel begehren, Alles verlieren.“ „Sorget daher und sehet zu“, fährt er fort, „daß dies mit Maß und darum desto sicherer geschehe, so zwar, daß auch die Priester, die in den Gefängnissen bei den Bekennern die hl. Geheimnisse feiern, nur einzeln mit je Einem Diakon, und zwar abwechselnd hingehen, weil der Wechsel der Personen und die Verschiedenheit der dort Zusammenkommenden den Verdacht vermindert.“ Der große Bischof gibt in fünf weiteren Briefen (12, 14, 76, 77, 78) nähere Anweisungen für das Verhalten der Christen gegen die gefangenen Brüder. — Die Kirchenkasse war insbesondere zur Unterstützung der Gefangenen, qui in vinculis sunt, bestimmt. — Tertullian (ad uxor. II, 4) führt unter den Schwierigkeiten, welche eine an einen Heiden verheirathete Christin bei ihrem Manne finde, die auf, daß er ihr nicht gestatten werde, sich in die Kerker der Martyrer zu schleichen, um deren Ketten zu küssen: quis in carcerem ad osculanda vincula martyris reptare patietur? — Schon Papst Clemens, der Schüler Petri, berichtet (ep. I. ad Corinth. n. 55.): „Wir kennen Viele von den Unsrigen, die sich selbst in die Kerker werfen lassen, um Andere zu befreien.“
3. Der ebenso tief, als allgemein herrschende Aberglaube der Römer gab auf solche Vorzeichen außerordentlich viel; Gallicanus erwähnt in seiner Lobrede auf Constantin ausdrücklich „die rächenden Nachteulen“, die ihn aus dem Palaste verscheucht hätten. Auch Zosimus berichtet

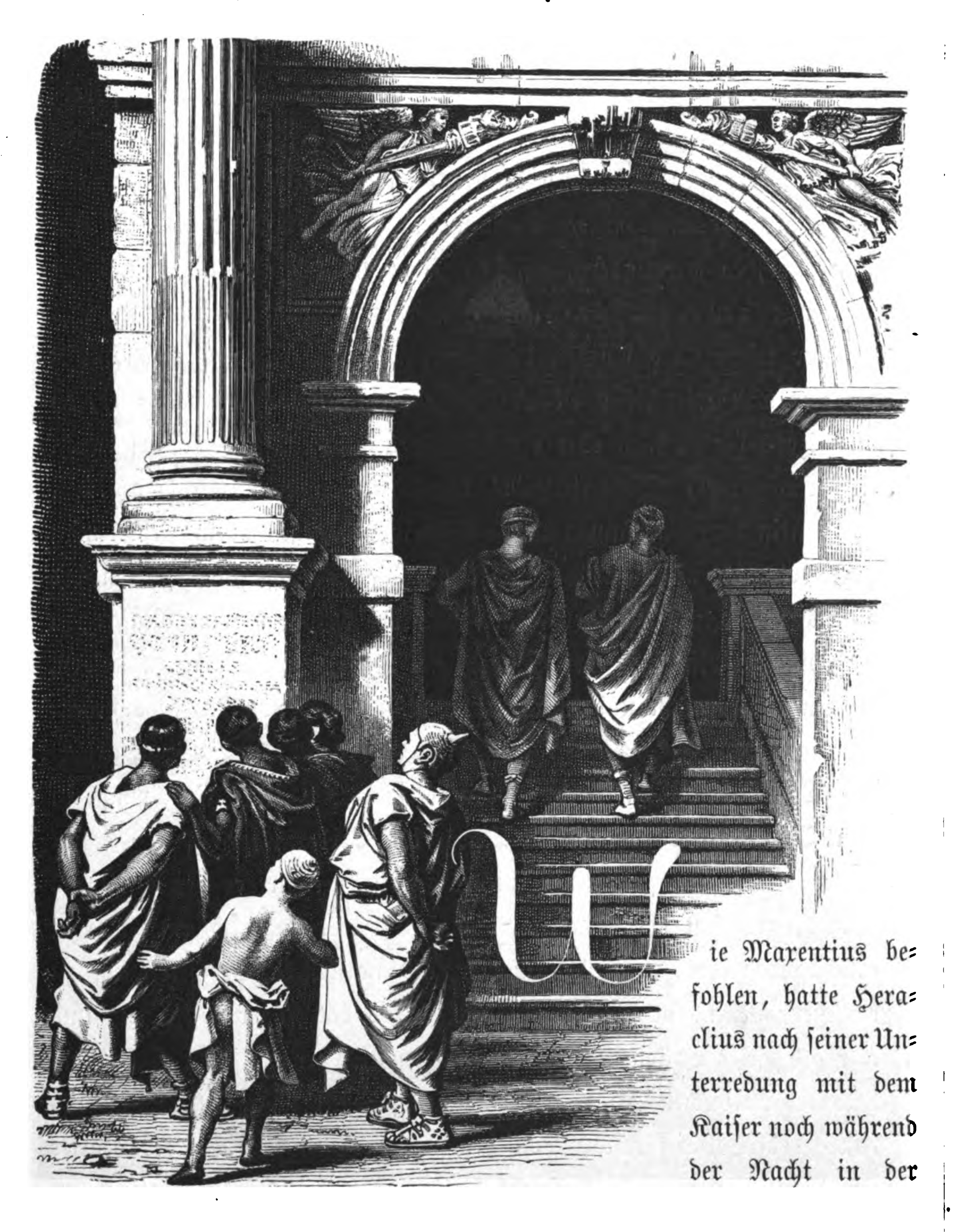
von einem „unermeßlichen Schwarm von Nachteulen, die davonfliegend sich auf den Stadtmauern niedergelassen". (Vergl. Baronius Ann. III, 99.)

4. Material für Privatbauten und andere Lasten durften nur vor Sonnenaufgang oder in den beiden letzten Tagesstunden angefahren werden. Allerdings galt diese Verordnung nicht für Fahrten bei Staatsbauten, und gewiß haben sich die Kaiser vielfach über diese Verfügung hinweggesetzt. Allein auf einem so ungemein frequentirten Platze, wie es das Forum war, hatte auch ein Maxentius Rücksicht auf den öffentlichen Verkehr zu nehmen, zumal für die Anfuhr des gewöhnlichen Baumaterials.

5. Während Nazarius in seiner Lobrede auf Constantin nur im Allgemeinen von den „abergläubischen Zaubereien" (superstitiosa maleficia) redet, auf welche Maxentius vertraut habe, berichtet Eusebius (Vita Const. I, 36; vergl. K.-G. VIII, 14), der Tyrann habe nicht nur allerlei greuliche Opfer vorgenommen, um die Dämonen heraufzubeschwören, sondern selbst neugeborene Kinder geschlachtet, um aus ihren Eingeweiden die Zukunft zu erforschen. So sei er zur unzweifelhaften Gewißheit seines Sieges gelangt. (Tyrannus sceleribus suis quasi quoddam fastigium magicae artis praestigias imposuit, ... infantum recens in lucem editorum rimans viscera . . . . et quaedam nefanda peragens sacra ad daemones evocandos . . . . His enim artibus victoriam se adepturum sperabat.) — Lactantius (de morte persec. 44) erzählt, dem Tyrannen sei geweissagt worden, er werde umkommen, wenn er die Stadt verlasse. — Zeichendeutung und „das ganze unermeßliche Zauberwesen mit all' seiner Gaukelei und Bethörung, mit seinem Wahnwitz, seinen Verbrechen und Greueln" sind in Rom zu allen Zeiten in hohem Ansehen gewesen, nicht nur beim Volke, sondern auch im kaiserlichen Palaste. Besonders waren es die Orientalen oder Chaldäer, die das größte Ansehen genossen. Asclepiades aus Bithynien behauptete, Kräuter zu kennen, durch die man Seen und Flüsse austrocknen, alles Verschlossene öffnen, feindliche Heere in die Flucht schlagen, sich alle Dinge im Ueberfluß verschaffen könne u. s. w., und man glaubte ihm. Den Schwindel des Tischrückens kennt schon Tertullian (Apol. 23), indem er von der Beschwörung der Dämonen redet, durch welche Tische — und Ziegen zu weissagen pflegen. (Habentes invitatorum daemonum assistentem potestatem, per quos et caprae et mensae divinare consueverunt.) Daß auch unter den Christen Manche sich nicht von heidnischem Aberglauben frei zu bewahren wußten, oder vielmehr ihren alten Wahn mit in die neue Religion hinübernahmen, ist eine nicht zu bestreitende Thatsache. Besonders war es die Stellung des Horoscops, d. h. die Beobachtung der Sterne in der Stunde der Geburt eines Kindes, welche auch unter den Christen weit verbreitet war und gegen die unter andern Gregor der Große (homil. 10. in evang.) vergebens eiferte. Selbst auf den Grabsteinen findet jener Aberglaube in der ängstlich genauen Angabe des Tages und der Stunde der Geburt und des Todes seinen Ausdruck. Allein während all' dieser Aberglaube dem Heidenthum wesentlich war, findet er im Christenthum seine beharrliche Bekämpfung, und die Väter werden nicht müde, das Wahnwitzige solcher Gaukeleien auf das schärfste zu brandmarken.



Achtes Kapitel.
Vor den Thoren.



Wie Maxentius befohlen, hatte Heraclius nach seiner Unterredung mit dem Kaiser noch während der Nacht in der

geheimen Kanzlei eine große Zahl von Anschlagzetteln mit dem Festprogramm anfertigen und an der Freitreppe des Palatin, an den Säulen der Tempel und Triumphbögen und an allen Straßenecken anheften lassen. Die Ankündigung, welche acht Tage vor dem Feste geschehen war, hatte das ganze römische Volk, Hohe und Niedere, Groß und Klein in fieberhafte Aufregung versetzt; vor jedem Zettel drängte sich die Menge zusammen, und wer nicht lesen konnte, harrte geduldig aus, bis Jemand hinzutrat, der mit lauter Stimme das Programm vorlas. Wohin man kam, in den Bädern, auf dem Forum, in den Kaufhallen, hörte man nur von Thierhetzen und Gladiatoren, von Wettfahrten und Theater reden; die Namen der berühmten Schauspieler und Faustkämpfer waren in Aller Munde; hohe Summen wurden verwettet, ob im Circus die Grünen oder die Blauen beim Rennen den Sieg davon tragen würden.[1]) Wohl traten die Gerüchte immer bestimmter auf, daß Constantin unaufhaltsam und in Eilmärschen gegen Rom ziehe: man kümmerte sich nicht darum; selbst als die geschlagenen Legionen des Rufus vor den Thoren erschienen und der Feldherr seine Maßregeln traf, um im Angesichte der Stadt die Entscheidungsschlacht zu liefern, dachten und sprachen und träumten die Römer nur von den bevorstehenden Festspielen.

Dieser Leichtsinn fand allerdings theilweise seine Erklärung in dem Benehmen des Kaisers. Durch die Verheißungen der Zeichendeuter und Astrologen seines Sieges gewiß, verwarf er den Plan des Rufus, zwischen der Stadt und der Tiber den Feind zu erwarten und den breiten, reißenden Strom als natürliche Vertheidigung zu benützen; Rufus mußte jenseits des Flußes das Lager befestigen, und nur auf vieles Drängen bewilligte ihm endlich der Kaiser, daß er oberhalb der milvischen Brücke noch eine Schiffsbrücke schlage.[2]) Allnächtlich hallte der Palatin wieder von den wüsten Gelagen, die der Kaiser mit den Officieren seines Heeres hielt und wobei sich Maxentius am

meisten an den mächtigen Räuschen derselben ergötzte; in glänzender Cavalcade sah man ihn durch die Straßen Rom's in das Lager hinaus reiten, um militärischen Festen beizuwohnen. Wohl hatte die Kunde, Constantin werde in ein oder zwei Tagen an den Thoren stehen, seine Flotte sei bereits bei Centum cellae, dem jetzigen Civitavecchia, erschienen, den Kaiser in seiner Siegeszuversicht für einen Augenblick irre gemacht; allein jene Opferschau in den Eingeweiden des geschlachteten Kindes hatte ihm die unzweifelhafteste Gewißheit seines Triumphes gegeben.

Was Wunder, wenn da die Römer die Sorglosigkeit des Kaisers theilten! Waren sie ja auch längst daran gewöhnt, die Entscheidung ihrer Geschicke den Waffen der Soldaten zu überlassen. Zudem gab es Tausende in Rom, welche bei einer politischen Umwälzung nichts zu verlieren hatten und die, mochte nun Maxentius oder Constantin siegen, schon auf die Feste und die öffentlichen Spenden rechneten, welche mit dem Triumphe verbunden sein würden.

Niemand war über das Verhalten des Kaisers so aufgebracht, als Symmachus, wenngleich Niemand so lebhaft, als er, die Ueberzeugung des Maxentius theilte, daß Constantin in der Entscheidungsschlacht erliegen werde. Die Götter hatten es zugelassen, daß ein Hannibal bis vor die Thore Rom's, ein Brennus bis an den Fuß des Capitol's vorgedrungen war; allein dann hatten sie eingegriffen und die Macht der Feinde vernichtet, und dies werde, davon war Symmachus überzeugt, auch jetzt geschehen. Allein gegen Brennus und Hannibal hatte Rom seinen letzten Blutstropfen eingesetzt; und was that Maxentius, um Altar und Heerd gegen den Feind der Götter, seine angemaßte Herrschaft wider den Nebenbuhler zu vertheidigen? Hätte er wenigstens, statt auf Zauberei und frevelhaften Aberglauben zu bauen, der Victoria und den übrigen Himmlischen Gelübde und Opfer dargebracht! Es schien dem Symmachus daher, zumal nach seiner Unterredung mit

Lactantius, in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Götter sich des Constantin nur als Werkzeuges bedienten, Rom von dem Tyrannen und Usurpator zu erlösen, um dann aber durch einen andern, ihnen treuer ergebenen Kaiser auch den Constantin zu vernichten, — und Symmachus wies den Gedanken keineswegs von sich, selbst der Erkorene der Götter sein zu können. War ja doch mehr denn einmal ein Mann auf den Thron der Cäsaren gestiegen, an dessen Erhebung vorher Niemand gedacht hatte, und der dazu weit weniger berechtigt war, als er, der Senator.

Mit diesen Ideen beschäftigt, traf er eines Morgens auf dem Forum wieder mit seinem alten Lehrer Lactantius zusammen, und indem er mit der Hand auf den goldschimmernden Tempel des Jupiter und die zum Himmel ragende Burg auf dem Capitol hinwies, richtete er an ihn die Frage:

„Kannst du dir auch nur die Möglichkeit denken, daß von diesem Tempel und dieser Burg jemals jede Spur verloren gegangen sein könnte, ja, daß auf der Stelle des Tempels der gekreuzigte Christengott angebetet werde und auf den Trümmern der Burg nordische Barbaren ihre Zelte aufschlagen?[3]) Ebenso wenig ist es möglich, daß Constantin Herr von Rom wird. Er konnte bis an die Thore gelangen; allein jetzt wird die Wendung eintreten."

Lactantius hatte bei der ersten Unterredung mit dem Bekenntniß seiner christlichen Ueberzeugung zurückgehalten; auf die ihm jetzt vorgelegte Frage glaubte er seinem ehemaligen Schüler eine offene Antwort schuldig zu sein, und er entgegnete:

„Ich kehre die Frage um, edler Symmachus: wenn Constantin Herr von Rom wird, wirst du es dann für möglich halten, daß der Christengott deine Götter von ihren Thronen stürzen und auf den Trümmern ihrer Tempel seine Altäre erbauen wird? Ich halte beides nicht bloß für möglich, ich bin dessen vollkommen gewiß."

„Ich sehe," antwortete lächelnd der Senator, „daß die glühende Phantasie in deinem Greisenalter nicht erkaltet ist."

„Nein, nein, edler Symmachus," entgegnete Lactantius, „ich scherze nicht und phantasiere nicht; wie die Wahrheit über den Irrwahn, so wird Christus über alle deine falschen Götter siegen."

„Ha!" rief Symmachus aus und wich unwillkürlich einen Schritt zurück, „so bist du also ein Christ!"

„Ich habe die Lehren all' eurer Weltweisen durchforscht," erwiderte Lactantius, „und was sie mir boten, war kaum mehr, als ein mattes Licht in einer Hornlaterne. Da lernte ich das Christenthum kennen, und mit ihm ging mir die Sonne der Wahrheit auf, und diese Sonne," fuhr der Greis begeistert fort, „sie wird auch über die Nacht siegen, welche jetzt noch über Rom und dem Erdkreis lagert."

„Ich gönne dir die Sonne dieses von orientalischem Wahnsinn zum Gott gemachten Juden," entgegnete mit bitterem Sarkasmus der Senator, „und ziehe einem gekreuzigten Verbrecher die unsterblichen Götter vor, welche Rom groß gemacht haben."

„Größer wird es werden unter dem Kreuze!" antwortete Lactantius; „nicht die Leiber, — die Geister und die Herzen beherrschend wird Rom dann das Licht seiner Wahrheit ausstrahlen über die ganze Welt und die Völker aller Zungen zu Einem Gottesreich versammeln."

„Rom zu den Füßen des Gekreuzigten von Nazareth! — ich bedauere, daß ein Mann, dessen Geist ich ehemals bewunderte, sich zu solchen empörenden Ungeheuerlichkeiten verirren konnte," entgegnete Symmachus mit verächtlicher Kälte und setzte hinzu: „Da ich Alles, was Christ heißt, aus Grund des Herzens verabscheue, so wirst du mich fortan mit deiner Nähe verschonen."

Damit kehrte er dem Lactantius den Rücken und wandte seine Schritte dem Capitol zu. —

In tiefster Seele bekümmert und betrübt, einzig mit dem Gedanken an ihren Vater beschäftigt, hatte Valeria nach der Begegnung mit Rustica ihren Weg nach Hause eingeschlagen. In schwerem Unglück ist das menschliche Herz weniger zur Hoffnung, als zur Befürchtung des Aeußersten und Schlimmsten geneigt, und so schien es auch ihr das Wahrscheinlichste, daß ihr Vater schon todt sei oder in den nächsten Stunden seinen Leiden erliegen werde.

Als sie daher zu der Stelle kam, wo der Weg zum Aventin emporstieg, blieb sie einen Augenblick sinnend stehen; dann sprach sie zu sich selbst:

„Ich habe morgen einen Martyrer zu begraben; ich will ihm neben der Mutter die Ruhestätte bereiten.“

So änderte sie denn ihre Richtung und schlug die Straße ein, welche zum appischen Thore und hinaus zu den Katakomben führte. Unterwegs begegnete sie einem Mann, der mit ihr in demselben Hause wohnte; das war für sie eine willkommene Gelegenheit, Irene zu ihrer Beruhigung mittheilen zu lassen, daß sie hinausgegangen sei, für ihren Vater das Grab zu bestellen.

Das gute Kind ahnte nicht, daß eben jetzt Irene von den kaiserlichen Häschern aus ihrer Wohnung in das Gefängniß geschleppt wurde!

So schaurig das Verließ war, in welches die Schergen das arme Weib an schwere Ketten schmiedeten, Irene beachtete es nicht über dem unermeßlichen Weh, das ihr Herz erfüllte. Soviel Leides sie während ihres Lebens ertragen hatte, Alles schien ihr nichts neben der Prüfung, die der Himmel jetzt so unerwartet über sie verhängte. Wie oft hatte sie früher in frommer Bewunderung die Martyrer zum Kampfplatz begleitet und ihren Leichen die letzte Ehre erwiesen, in heiliger Sehnsucht, ebenfalls so für Christum sterben zu dürfen! Und jetzt, wo der Himmel ihr die Palme anbot, ach, da zitterte ihre Hand, sie zu ergreifen.

„Barmherziger Gott,“ jammerte Irene, „laß mich nur noch einmal meinen Sohn sehen, dann will ich gern sterben. Hast Du ihn denn darum durch alle Gefahren glücklich gerettet, daß er von allen seinen

Lieben, auch von seiner Mutter, nur das Grab wiederfinden soll? Dein Wille geschehe, o Herr; Dein Wille geschehe! Ich beuge mein



Haupt unter das Opfermesser; mein letzter Seufzer soll ein Gebet für mein einziges, theures Kind, für meinen Candidus sein. Und wenn er dann mitten aus dem Jubel des Triumphes nach seiner Mutter ruft, um sein gutes Mütterchen, das ihn so innig, innig geliebt hat, in seine Arme zu schließen, und wenn man ihm dann statt dessen nur mein von den Krallen der Löwen zerrissenes, blutiges Gewand zeigen kann: „Sieh, ob dies das Kleid deiner Mutter ist“ — o mein Gott, dann laß mich ihm nahe sein, daß ich seine Seele tröste und ihren Schmerz lindere. Lebe wohl, mein Kind, Leben meines Lebens! Gott will es, daß wir uns erst im Himmel wiedersehen; bete mit mir seinen heiligsten Willen an. Der Segen deiner greisen Mutter geleitet dich, mein Sohn, durch das Leben, und wenn auch dich einstens der Herr zu sich ruft, o, dann wird dein Mütterchen an der Schwelle der Himmelspforte stehen und dich mit ausgebreiteten Armen erwarten.“

Auch an Valeria dachte sie, und dieser Gedanke mehrte noch Irene's Seelenschmerz. Das Mädchen war ihr von Tag zu Tag werther und

theurer geworden mit seinem Leid und seinem Starkmuth, das Kind der Martyrin und des Bekenners, das selbst in schmerzvollstem Martyrium Mutter und Vater dem Himmel zum Opfer brachte. Zwischen Irene und Valeria hatte sich in dem täglichen und engen Verkehr miteinander die zärtlichste Liebe entwickelt; das Mädchen hatte in der Matrone die Mutter wiedergefunden, und diese nannte sie nur ihre Tochter. Unvermerkt war in Irene's Seele ein süßer Wunsch aufgekeimt, und je besser sie Valeria mit ihrem edlen Herzen kennen lernte, um so näher stellte sich in ihrem Geist neben das Bild ihres Sohnes das Bild der Jungfrau, um das Glück, das sie sich nahe gedacht, voll zu machen. Und jetzt hatte sie ihr nicht einmal Lebewohl sagen können; und mit dem Verlust des Vaters traf das arme Kind nun auch der Tod der mütterlichen Freundin.

Erst gegen Morgen, nachdem sie die ganze Nacht in heißem Gebete gerungen hatte, gewann Irene Ruhe und Ergebung: auch das Isaakopfer war gebracht worden: Gott allein wußte, mit welch blutendem Herzen. In unaussprechlich inbrünstigem Gebete opferte nun Irene sich selbst und ihr Martyrium für den Sohn und flehte des Himmels Segen auf ihn herab, auf dessen Wiedersehen sie verzichtet, den sie dem Herrn geopfert hatte, — und an dem doch das ganze Mutterherz mit all' seinen Fasern unlösbar und unzertrennlich hing. —

Nach halbstündiger Wanderung auf der appischen Straße war Valeria zu dem Cömeterium des Callistus gekommen und war unbemerkt in den geheimen Eingang geschlüpft, von wo allein man jetzt hinabgelangen konnte, nachdem der alte Eingang von den Soldaten verschüttet worden war.

Von Kindheit an vertraut und bekannt mit den unterirdischen Gängen der Gräberstadt, fand sie bald die fossores, welche schon beschäftigt waren, ein polyandrium oder gemeinschaftliches Grab zu bereiten, in

welchem übermorgen die Martyrer mit einander beigesetzt werden sollten. Ihrer Bitte folgten gern einige der Arbeiter und legten alsbald Hand an, neben der Gruft Sophronia's nun auch die Ruhestätte für ihren Vater herzurichten.[4])

Thränen in den Augen schaute Valeria zu, wie bei spärlichem Lampenlicht unter den dumpfen Hammerschlägen sich mehr und mehr die Höhlung in der braunen Felswand vertiefte, welche bald die Leiche des Rufinus aufnehmen sollte. Aber so schwer und schmerzlich für sie der Verlust des geliebten Vaters war, so schöpfte sie doch wiederum süßen Trost aus dem Anblick der Worte, die derselbe in den Kalk der Wand eingeritzt hatte: „semper vives Deo, du wirst immer bei Gott leben." Ihr Vater starb als Christ, ja, als Martyrer; Valeria erkannte die Fügung der Vorsehung und das Walten der Gnade: sie hatte die Mutter opfern müssen, um den Vater für Gott zu gewinnen; durfte sie sich widersetzen, wenn der Himmel nun auch ihm den Palmzweig des Martyrium's in die Hand legen wollte? —

Etwa eine Stunde bevor Valeria sich zu den Katakomben begeben hatte, war Sabinus mit einigen seiner Kameraden ebenfalls die appische Straße hinausgezogen, um die Vorbereitungen im Circus für die nahen Feste in Augenschein zu nehmen und sich besonders am Anblick der Renner zu ergötzen, die am Morgen bereits hinausgeführt worden waren.

Hunderte von Sklaven waren noch emsig beschäftigt, überall die letzte Hand anzulegen, das überflüssige Baumaterial und die Gerüste fortzuschaffen, den bunten Marmorbeleg der Mauern zu poliren, die kaiserliche Loge und das Hauptportal mit Blumenkränzen und Draperien zu schmücken und die weite Länge der Rennbahn mit einer Mischung von Sand und Kupferfeile zu bestreuen.

Ein besonderes Interesse hatte für Sabinus der durch hohe Schranken abgesperrte Raum, der für die Niedermetzelung der Christen

bestimmt war; nach seiner Ansicht hatte der Kaiser einen unverzeihlichen Verstoß gegen das Ceremoniell dadurch begangen, daß das Menschenopfer nicht im Circus selbst mit der religiösen Einweihung durch die Priester verbunden wurde. Da hätte Sabinus ja dem Blutbade zuschauen können; jetzt mußte er auf diesen Genuß verzichten, da die Wettrennen doch noch mehr Anziehungskraft für ihn hatten.

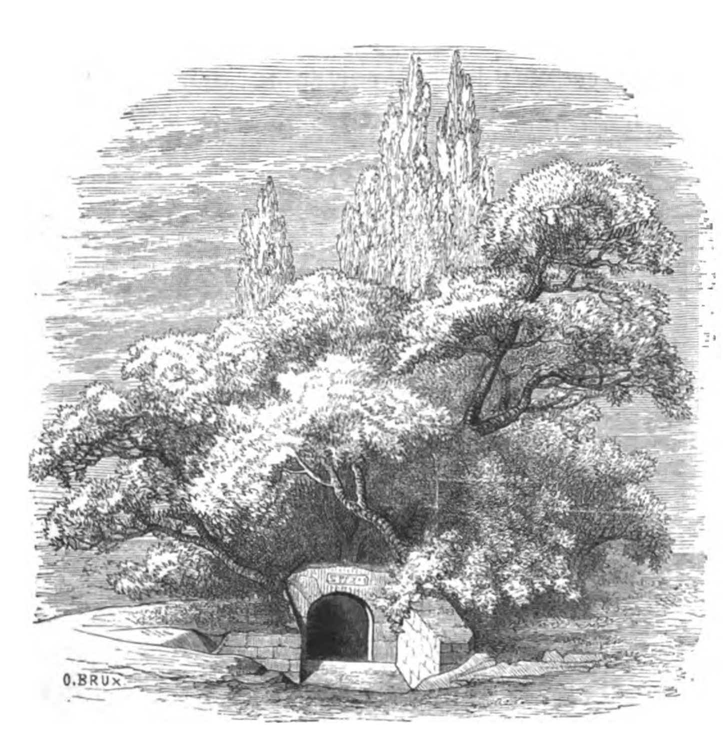
Als Sohn des kaiserlichen Kanzleichefs bekam er auch Zutritt in die Stallungen, wo in langer Reihe an vergoldeten Krippen die für das morgige Rennen bestimmten Rosse standen; dort unterhielt er sich mit den Stallknechten und Kutschern, zumal mit denen der grünen Partei, für welche er schwärmte und für deren Sieg er seinen Kopf verwettete.

Nachdem im Circus Alles besichtigt worden war, trieb sich Sabinus mit seinen Kameraden in den nächsten Kneipen umher, verhöhnte die Mädchen und Frauen aus dem nahen Dorfe und kühlte seinen Uebermuth an den armen Reisenden, die auf der appischen Straße der Stadt zuwanderten.

Bei der zunehmenden Ausgelassenheit der sauberen Bande fiel es einem der Gesellen ein, den Vorschlag zu machen, in die christliche Begräbnißstätte einzudringen, welche in der Nähe sein mußte und über die man sich im Volke so viel erzählte. Der Gedanke fand bei Allen Beifall; nach einiger Mühe gelang es, einen Bauernburschen zu finden, der ihnen den geheimen Eingang zu zeigen versprach, und nachdem man sich im Dorfe mit Kienfackeln versehen hatte, machte sich die Gesellschaft auf den Weg.

Als man an dem Eingange, der unter Gestrüpp und altem Mauerwerk verborgen lag, angelangt war, rief der Erste:

„Ihr Tröpfe, das Wichtigste habt ihr vergessen: wie werden wir uns wieder hinausfinden?“



„Schicken wir den Knaben in's Dorf," antwortete Sabinus, „Garn zu kaufen."

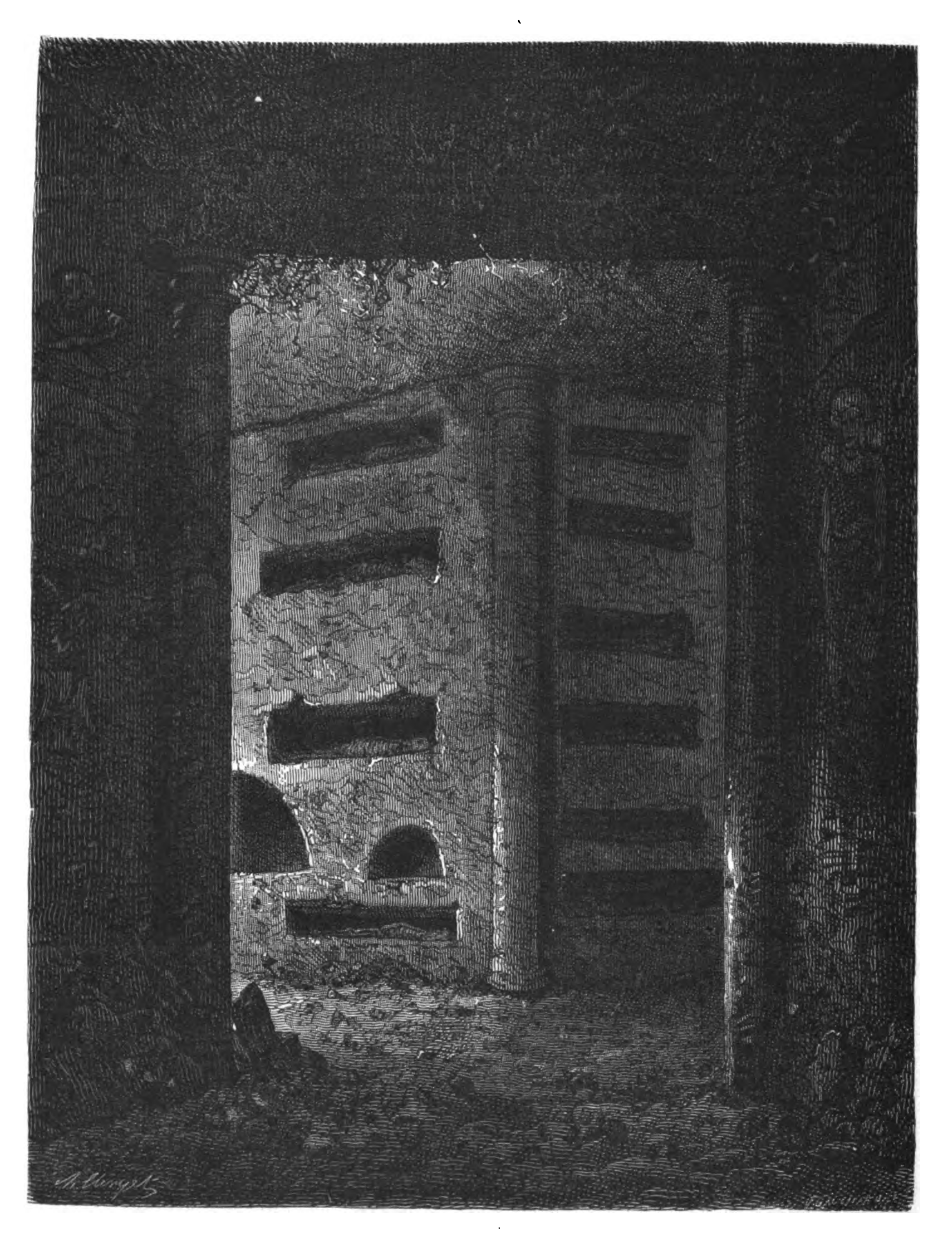
„Das dauert zu lange," bemerkte ein Anderer, „und zudem traue ich einem solchen Ariadne-Faden nicht. Wenn die Christen ihn uns durchschneiden, sitzen wir gefangen in ihrem Dachsbau. Ich habe ein besseres Mittel. Seht hier einen der großen Anschlagzettel, mit welchem der göttliche Maxentius das römische Volk auf übermorgen zu seinem Feste einladet; den reißen wir in kleine Stücke und streuen dieselben auf unsern Weg.[5]) So können wir unbesorgt vordringen, so weit das Papier reicht."



Mit Jubel wurde der große Zettel zerschnitten, und nunmehr stieg die Gesellschaft in die Tiefe hinunter, in welche eine steile Treppe zwischen rohem Mauerwerk niederführte.

In dem stillen, unheimlichen

Dunkel wurde die ausgelassene Bande gar bald kleinlaut, und Sabinus war es nicht allein, der am liebsten wieder zurückgekehrt wäre. Allein die Beherzteren schritten voraus, leuchteten mit ihren qualmen-



Galerie und Loculi aus den Katakomben.

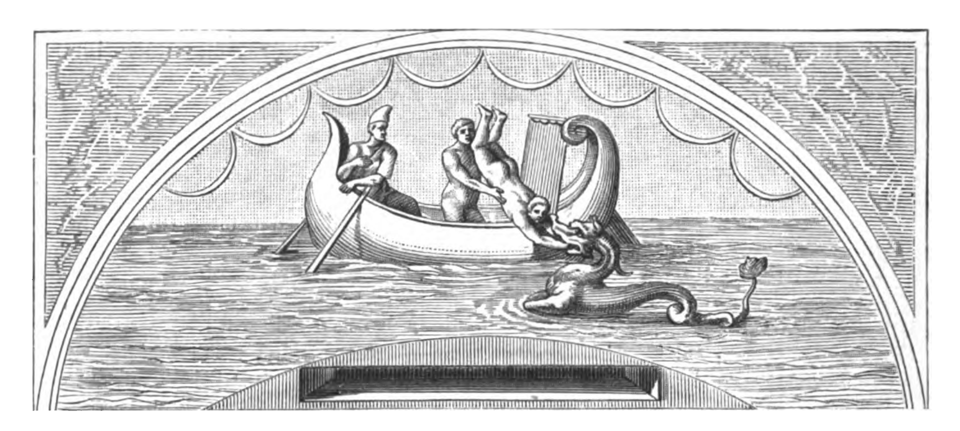
den Kienfackeln auf den Weg nieder, um nicht in irgend eine Grube zu fallen, und streuten ihre Papierstückchen aus.

Nachdem man eine ziemliche Strecke durch die Gewölbe der Arenarien oder Sandgruben vorgedrungen war, kam man in anders construirte Theile. Die Gänge waren nicht mehr planlos ausgehauene Hallen, sondern regelmäßige Straßen, nicht mehr gewölbt, sondern mit senkrechten Wänden und horizontaler Decke; in dem braunen Tufgestein waren vom Boden bis zur Decke Grabplatten von weißem Marmor eingelassen. Die Gesellschaft war also in die Todtenstadt der Christen eingedrungen.[6])

War dem Sabinus schon bisher in dem finstern Labyrinth der Muth gesunken, so faßte ihn jetzt in Mitten der Todten Angst und Bangen. Indem er seinen Vordermann am Kleide festhielt, wagte er weder nach rechts noch nach links zu schauen; allein gerade der Umstand, daß er Das, was ihn schreckte, nur halb sah, regte Schritt um Schritt seine Phantasie mehr auf. In den Gängen, die sich zu beiden Seiten in undurchdringliches Dunkel verloren, glaubte er glühende Augen und wesenloses Hin- und Herwallen zu bemerken: gewiß, das waren die Geister der Verstorbenen, die um die Ruhestätte ihrer Asche schwebten. An einzelnen älteren Gräbern waren die Verschlußplatten heruntergefallen und man sah die Skelette liegen. Sabinus schloß die Augen; allein er hatte doch schon die Gebeine gesehen. Wieder und wieder verfluchte er im Herzen die Thorheit, sich in diesen entsetzlichen Ort hinab gewagt zu haben. Und nun kam ihm plötzlich der Gedanke, daß die todten Christen an ihm, dem Sohne, für den Abfall seines Vaters Rache nehmen könnten; unwillkürlich fuhr er bei diesem Gedanken mit der Hand nach dem Nacken.

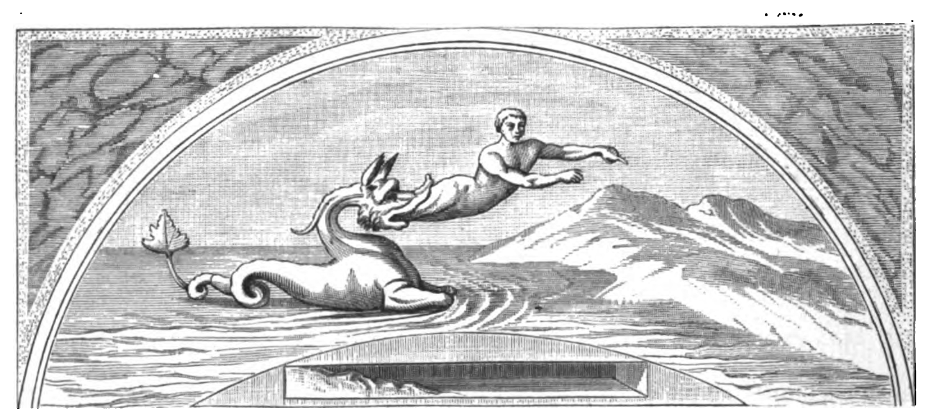
Aber auch den Kühneren begann es schwül und unheimlich zu werden. Es war keineswegs Neugierde, daß sie von Zeit zu Zeit stehen blieben, angeblich, um eine Inschrift zu lesen oder die Fackeln, welche mit ihrem erstickenden Qualm die Luft erfüllten, zu frischerem Brennen anzufachen.

Von Strecke zu Strecke öffnete sich eine Grabkammer, deren Wände und Decken mit seltsamen Malereien geschmückt waren. Da sah man



Jonas vom Seethier verschlungen.

ein Seeungeheuer, dem aus einem Schiffe heraus ein Mensch in den Rachen geworfen wurde; gegenüber setzte das Thier den Verschlungenen



Jonas an's Land geworfen.

wieder an's Land: sollte diese räthselhafte Darstellung vielleicht den Arion bedeuten? — Dort stand ein Mann mit ausgestreckten Armen




Daniel in der Löwengrube.



Die wunderbare Brodvermehrung.

zwischen zwei Löwen; dort ein anderer zwischen sieben, mit Brod gefüllten Körben: wahrscheinlich sollte dadurch angezeigt werden, daß der eine Verstorbene ein Gladiator, der andere ein Bäcker gewesen sei. — Auf einem andern Bilde war ein Mann dargestellt, der das Messer über einen, gebunden vor ihm knieenden Knabeu schwang: das wies offenbar auf die ruchlosen Mahlzeiten hin, in welchen die Christen das Fleisch eines geschlachteten Kindes verzehrten.



Das Opfer Abraham's.

Da die Todten sich nicht aus ihren Gräbern erhoben und keine Knochenhand von rückwärts unversehens die Eindringlinge im Genick packte, so wuchs der frechen Gesellschaft allmählig wieder der Muth, zumal jetzt auch die Straßen breiter wurden und man nicht mehr einzeln, einer hinter dem andern, zu gehen gezwungen war. Die Unterredung, die allmählich in unheimlichem Schweigen ganz verstummt war, wurde leise wieder aufgenommen.

Plötzlich taumelten die Vordersten entsetzt zurück: in der Thüre eines Grabgemaches, von dem Scheine der Fackeln beleuchtet, von der tiefen Finsterniß im Innern der Kammer hell sich abhebend, stand eine menschliche Gestalt, ein Geist, vor ihnen. Wie festgebannt und angewurzelt stierte die ganze Bande mit weit aufgerissenen Augen voll Grauen und Entsetzen auf die Erscheinung.

Es war der Geist eines jungen Mädchens. Der vom Haupte wallende Schleier umschloß ein bleiches, von tiefem Ernste übergossenes, und doch auch im Tode noch anmuthiges Antlitz. Die großen, schwarzen Augen schauten die Eindringlinge fragend an; dann aber flog es wie finsterer Unmuth über die jungfräulichen Züge: schweigend hob die Gestalt ihren Arm und wies gebieterisch mit der Hand hinaus.

Der Befehl ward gern befolgt.

So rasch es in dem Dunkel möglich war, eilte die Frevlerbande davon, stumm, Einer den Andern vorwärts drängend; Jeder wäre gern der Erste gewesen, und der Letzte meinte, der Geist folge hart hinter ihm. Leichter athmeten sie auf, als sie wieder in das Arenarium gelangten, ohne daß die übrigen Todten aus ihren Gräbern rechts und links sich erhoben und ihnen den Weg verlegt hätten. Selbst als sie, den Papierstückchen als Wegweisern folgend, glücklich den Ausgang erreicht hatten und in der mittlerweile hereingebrochenen Dämmerung auf der appischen Straße der Stadt zuschritten, wagte lange Keiner, ein Wort zu reden.

Valeria war es gewesen, die der frechen Schaar entgegengetreten war. Als die fossores die Gruft für ihren Vater fertig gestellt hatten, war sie noch allein in der Grabkammer geblieben, um, angelehnt an die Marmorplatte, welche die Ruhestätte der Mutter deckte, für den Vater zu beten und für sich selbst Kraft zu dem Opfer zu erflehen, das der Himmel von ihr forderte.

Sie hatte noch nicht lange gebetet, als sie draußen im Gange Geräusch hörte. In der Meinung, es seien fossores, welche ihr etwa eine Mittheilung über ihren Vater zu bringen kämen, wollte sie eben aus der Grabkammer hinaustreten, als sie die Schaar der Eindringlinge vor sich sah. Die plötzliche Ueberraschung verschloß ihr den Mund und machte sie für den ersten Augenblick unbeweglich. Dann aber erkannte sie den Sabinus, und, tief empört über die frevelhafte Frechheit, die nicht einmal den Frieden der Gräber achtete, wies sie mit stummer Handbewegung die ruchlose Schaar hinaus aus der geweihten Stätte. —

Als die Gesellschaft in der Stadt anlangte, wurde sie durch die Mittheilung überrascht, daß im Laufe des Nachmittags die Legionen Constantin's in der Nähe Rom's eingetroffen seien. —

Die Nacht lagerte schon über der Erde, als Valeria aus den Katakomben den Heimweg in die Stadt antrat. Auf ihrer Wanderung die nun einsame und verlassene Straße dahin beschäftigte sie unaufhörlich der Gedanke an ihren Vater. War es Rustica gelungen, ihn aufzufinden? Hatte sie ihn noch am Leben getroffen? Ach, daß sie ihn wenigstens noch einmal vor seinem Tode hätte sehen und sprechen, und seinen väterlichen Segen empfangen können! Sie richtete ihren Blick zum Himmel, und freundlich, wie ein Bote der Hoffnung, blickte der Abendstern auf sie nieder, und gleich der Mutter, die ihr Kindlein zum Schlummer an ihren Busen birgt, senkte die milde Stille der Nacht Ergebenheit, Frieden und Ruhe in ihre Seele.

Wer beschreibt daher ihren Schmerz, als sie die Wohnung Irene's auf dem Aventin erreichte und hier aus dem Munde der Hausbewohner die Kunde der Gefangennehmung ihrer zweiten Mutter erhielt!

„Mein Gott," seufzte Valeria, und Thräne um Thräne kummervollsten Jammers rann über ihre Wangen, „muß denn alles, alles

Weh über mich schwaches Geschöpf kommen? — Auch den einzigen Tropfen Honig, der mir den herben Leidenskelch versüßte, verwandelst du mir in bittere Galle?"

Valeria hatte seit dem Tode Sophronia's so oft an jene letzte Unterredung mit der Mutter gedacht und, indem sie den Vergleich mit dem Weinstock auf sich selbst anwendete, Kraft und Ergebung in den schmerzlichen Prüfungen gefunden. Auch jetzt gedachte sie wieder jenes Gleichnisses; allein es bot ihr nun keinen Trost.

„Ach, Herr," klagte sie, „zu scharf schneidet dein Messer an dem armen Reis; zu fest gebunden an das Holz des Kreuzes muß es knicken. Warum war ich nicht zu Hause, daß ich mit der Mutter gefangen genommen wurde und mit ihr Gefängniß und Tod theilen durfte! Das eine Grab ist kaum geschlossen, das andere bereitet; ach, wer mir's gesagt hätte, daß ich nebenan ein drittes graben müsse!"

Und nun fielen ihr die Klageworte des Psalmisten ein, und mit ihm sprach sie: „Sagittae tuae infixae sunt mihi, et confirmasti super me manum tuam, deine Pfeile haben mich getroffen; schwer lastet auf mir deine Hand; Herr, vor dir ist all mein Jammern, und mein Seufzen ist dir nicht verborgen; verlaß mich nicht, o Herr, mein Gott; wende dich nicht von mir hinweg!"

Die heiligen Worte gossen Linderung in Valeria's wundes Herz; allmählich gewann sie die Ruhe wieder, um zu überlegen.

Vor Allem drängte es sie, Kunde von ihrem Vater zu erhalten, und, rasch entschlossen, machte sie sich trotz der nächtlichen Stunde auf zur Wohnung der Rustica.

Des Weges kundig, eilte sie durch das Dunkel der engen, stillen Gassen des transtiberinischen Viertels, die, damals noch viel malerischer als heute, hier von verfallenen Bogen überbrückt waren, dort an

den Ruinen eines Tempels vorüberführten. Von der Höhe des nahen Janiculus ragten ernste Cypressen zum Sternenhimmel empor; gespensterhaft warf die Mondsichel ihr bleiches Licht auf die düstern, verfallenen Mauern; allein das junge Mädchen, einzig beschäftigt mit dem Gedanken an den Vater, an Irene, empfand kein Grauen auf seiner einsamen nächtlichen Wanderung.

Valeria fand nur den Fossor Mincius und dessen blinde Mutter daheim; Rustica war noch nicht zurückgekehrt, und die gute Alte gab sich vergeblich alle Mühe, den kleinen Säugling, der nach der Mutterbrust verlangte, zu beschwichtigen und in Schlaf zu lullen. Ein trübes Thranlämpchen erleuchtete nothdürftig die bescheidene Wohnung und warf sein zweifelhaftes Licht auf die schmalen, langen Marmorplatten, welche neben dem Geräth des Fossors an der Wand standen und zu Verschlüssen der Gräber bestimmt waren. Ein auf dem Herde loderndes Feuer hatte eine angenehme Wärme in dem Gemache verbreitet; auf eisernem Dreifuß brodelte über den glühenden Kohlen ein Wasserkessel.

Mincius erzählte der Jungfrau, welchen Plan seine Gattin ausgedacht hatte, um dem Stadtpräfekten nicht bloß Linderung zu bringen, sondern ihn sogar aus der Gewalt seiner Feinde zu entführen.

Schon die sichere Mittheilung, daß ihr Vater noch lebe, war für das bekümmerte Herz Valeria's ein großer Trost; ihn gar gerettet zu sehen, um in der stillen Verborgenheit einer abgelegenen Hütte des transtiberinischen Gebietes ihrer kindlichen Pflege anvertraut zu werden, das schien ihr nach all' dem Leid der letzten Wochen ein fast zu großes Glück.

In fieberhafter Aufregung eilte sie bei jedem Geräusch, das von der Straße her an ihr Ohr drang, vor die Thüre, um zu schauen, ob Rustica mit ihrem Vater komme, und erst der Hinweis der blinden Greisin auf die Gefahr, welche bei der Entkräftung des Rufinus die heftige Gemüthsbewegung des plötzlichen Wiedersehens mit sich bringe,



zwang das Mädchen, sich Gewalt anzuthun und mit den Beiden zu überlegen, wie das Wiedersehen eingeleitet und vorbereitet werden solle, wofern der Himmel Rustica's kühnen Plan begünstige.

Eine Stunde nach der andern verging; Mitternacht war bereits vorüber, und noch immer war die Frau nicht zurück. Zwischen Angst und Hoffnung schwebend saßen die drei da und hingen schweigend ihren Gedanken nach; der Säugling in der Wiege war wieder eingeschlummert, und auch das alte Mütterchen kämpfte vergebens gegen den Schlaf an.

Endlich erschollen auf der Straße Schritte; Valeria eilte an die Thüre und erkannte trotz der Verkleidung sofort ihren Vater. Sie hätte in Jubelgeschrei ausbrechen mögen; aber sie preßte beide Hände auf die Lippen, und nur der unbeschreiblich innige Blick, den sie zum Himmel sandte, verkündete die Freude und das selige Glück ihres Herzens. Während Mincius und Rustica dem auf den Tod erschöpften Rufinus die Treppe hinaufhalfen, leuchtete sie von oben her mit dem Thranlämpchen, mit der vorgehaltenen Hand ihr Gesicht beschattend; dann übergab sie der blinden Mutter die Lampe und zog sich in ein Nebengemach zurück.

Der Fossor und seine Gattin legten Rufinus auf das für ihn bereitete Lager; dann mischte Rustica Wein mit warmem Wasser und

gab es dem vor Kälte zitternden Kranken zu trinken. Valeria schaute unbemerkt zu, und Thränen des Mitleids rannen über ihre Wangen; welche Gewalt kostete es sie, sich zurückzuhalten!

„Du hast mir das Leben gerettet, gutes Weib," sprach der Stadtpräfekt, „aber," setzte er seufzend hinzu, „was ist es mir werth, nachdem mein Kind, mein Eins und mein Alles, in die Hände des Tyrannen gefallen und dem Tode überliefert ist?"

„O nein, edler Herr," rief die blinde Mutter; „deine Tochter war vor einer Stunde hier, und Mincius wird sofort gehen, sie herzurufen."

„So ist sie also nicht mit Irene gefangen genommen worden?" rief Rufinus. „Ach, eilt, sie zu mir zu bringen! Ja, nun ist's gut, und alles Leid und alle Trübsal wird vergessen sein, wenn ich mein süßes Kind wieder sehe."

„Wir haben deine Tochter hier ganz in der Nähe bei einer christlichen Familie in Sicherheit gebracht," sprach Mincius; „aber könnte bei deiner Schwäche ihr Anblick dir jetzt nicht vielleicht schaden?"

„Kann es der lechzenden und verdorrenden Pflanze schaden," entgegnete Rufinus lächelnd, „wenn der Himmel endlich seinen erquickenden Regen auf sie herabgießt? Aber richtet mich auf, bevor meine Tochter kommt, damit sie nicht durch meinen elenden Zustand erschreckt werde."

Valeria konnte sich nicht mehr halten; sie trat aus dem Dunkel des Seitengemaches vor und näherte sich der Lagerstätte ihres Vaters.

„Tata, hier bin ich," sprach sie und faßte die Hände des Kranken. Rufinus zog sein Kind an sich und hielt es lange fest umschlungen; stumm lagen Beide einander in den Armen, Beide überselig in der Freude, sich wieder zu besitzen. —

Um dieselbe Stunde wälzte sich Maxentius unter schweren Träumen auf seinem kaiserlichen Lager. Er befand sich in seinem Circus; die Bahn hinunter auf den über einander aufsteigenden Sitzen saß das Volk in Erwartung des beginnenden Spieles. Gerade in dem Augenblicke,

als der Kaiser das Signal zu der Wettfahrt geben wollte, trat eine Gestalt von übermenschlicher Größe und Hoheit vor ihn hin und gebot ihm mit stummer Bewegung der Hand, den Obelisken, der sich in der Mitte der Arena erhob, auf seinen Rücken zu nehmen. Maxentius mußte gehorchen. Die Riesenlast drückte ihn zu Boden; ächzend, keuchend, schweißtriefend schleppte er sie die appische Straße dahin der Stadt zu. Wieder und wieder drohte er unter dem Gewichte zusammen zu brechen; jedoch der dräuende Blick des Herrschgewaltigen trieb ihn weiter. Endlich durfte er im Stadium des Domitian Halt machen. Dort saß auf einem Throne eine zarte Jungfrau, einen Palmzweig in der Hand, ein schneeweißes Lamm zu ihren Füßen. Vor ihr sollte er den Obelisken aufrichten. Wieder und wieder setzte er an; und als es ihm endlich mit unsäglicher Mühe und Anstrengung gelungen war, flog eine Taube, einen Oelzweig im Schnabel, herbei und ließ sich auf der Spitze des Obelisken nieder. — Da erwachte Maxentius.

„Beim Jupiter!" murmelte er tief aufathmend vor sich hin und wischte den Schweiß hinweg, der ihm in dicken Tropfen auf der Stirne perlte; „das war ein schwerer und böser Traum! Dieser Schreckliche, der mich zu solcher Sklavenarbeit zwang! Und wer ist die Jungfrau, vor welcher ich den Obelisken aufrichten mußte? Ich werde morgen einen Chaldäer befragen, was das zu bedeuten hat."

Der Traumdeuter, den Maxentius in der Frühe des nächsten Tages zu sich beschied, wußte ihm das Gesicht nicht zu erklären; wie hätte er auch ahnen können, daß nach anderthalbtausend Jahren Papst Innocenz X. den Obelisken aus den Trümmern des Circus ausgraben, ihn vor der Kirche der h. Agnes aufrichten und sein Wappen, die Taube mit dem Oelzweig, auf die Spitze desselben setzen werde?

Anmerkungen.

1. Die um den Sieg im Circus ringenden Wagenlenker waren durch die Farben unterschieden; die Einen trugen grüne, die Andern blaue Kleider. Indem die Bevölkerung für Diese oder Jene Partei nahm, theilte sich die Masse der Zuschauer in zwei große Lager. „Während eines halben Jahrtausends pflanzte sich das Feldgeschrei der Farben von Geschlecht zu Geschlecht fort; mochte Nero oder Marc Aurel die Welt regieren, das Reich ruhig oder von Aufstand und Bürgerkrieg zerrüttet sein, die Barbaren die Grenzen bedrohen oder von den römischen Heeren zurückgetrieben werden: zu Rom war für Hohe und Niedere, Freie und Sklaven, Männer und Frauen die Frage, ob die Blauen oder die Grünen siegen würden, immer von derselben Wichtigkeit und der Gegenstand unzähliger Hoffnungen und Befürchtungen. Als das Christenthum die alten Götter entthront hatte, denen zu Ehren die Circusspiele gefeiert worden waren, kämpften im Circus die Parteien noch immer mit der gleichen Leidenschaft um den Vorrang. Auch die Christen ließen sich durch die Ermahnungen ihrer Priester nicht von dem Besuche dieser Schauspiele zurückhalten. Ja, sie beriefen sich auf die heilige Schrift und führten an, Elias sei auch auf einem Wagen zum Himmel gefahren, folglich könne die Kunst des Wagenlenkens nicht sündhaft sein.“ (Friedländer, II, 196.)

2. Die milvische Brücke (pons Milvius, jetzt Ponte Molle) liegt eine halbe Stunde vor der alten porta Flaminia, jetzt Porta del popolo. Die gerade Straße, welche beide mit einander verbindet, hat von der Stadt aus zur Rechten die Anhöhen von Monte Parioli, in welchen die Katakomben des hl. Valentin (Vergl. Kraus, Roma sotterr. 533) liegen, zu ihrer Linken die Tiber, welche bei der Brücke in einem starken Winkel sich nach links wendet. Eine Viertelstunde oberhalb der Brücke mündet der reißende Anio (Teverone) in die Tiber. — Die Verblendung des Maxentius in der unglücklichen Wahl des Schlachtfeldes jenseits des Flusses ist nur aus seiner vollen Siegesgewißheit zu erklären. Die zweite Brücke oberhalb der milvischen sollte, wie es scheint, bloß zur leichteren Verbindung mit der Stadt dienen; Eusebius meldet, sie sei mit dem besondern Hinterhalt gebaut worden, daß ein leichter Handgriff ausreichte, sie zu zerstören, wenn Constantin dieselbe überschreiten wollte.

3. Wo ehemals der Prachttempel des Jupiter stand, erhebt sich jetzt die Kirche Ara coeli, die ihren Namen einer Legende verdankt, welche uns ein Kölner Rom-Pilger, Ritter Arnold von Harff, um das Jahr 1500 also erzählt: „Diese Kirche ist des Kaisers Octavianus (Augustus) Palast gewesen. Darinnen hat die Sibilla, die Weissagerin, um die Sonne einen goldenen Kreis gesehen, in welchem eine schöne Jungfrau saß, gekrönt mit einer goldenen Krone, in ihren Armen ein schönes kleines Kindlein. Sie belehrte den Kaiser Octavianus, wie das kleine Kindlein sei ein Herrscher über alle Herrscher im Himmel und

auf Erden. Als der Kaiser Octavianus dies gesehen hatte, ließ er von Stund' an dort einen Altar errichten und opferte dem Kinde in tiefer Anbetung, und seitdem wollte er sich von dem gemeinen Volk nicht mehr anbeten lassen." — An Stelle der Burg steht jetzt der Palast Caffarelli, in welchem die deutsche Botschaft ihre Residenz hat.

4. Die Todtengräber, fossores, *κοπιάται*, bildeten unter der Aufsicht der Pfarrer besondere Compagnien bei den einzelnen Coemeterien, mit der Aufgabe, die Gänge und Grabkammern der Katakomben anzulegen, die Gräber auszuhauen, die Todten zu ihrer letzten Ruhestätte hinabzutragen und die Gruft zu schließen. In bescheidener Verborgenheit, in dem heiligen Bergwerk der Katakomben arbeitend, haben diese Männer, zumal in den Jahrhunderten der Verfolgung, ein Opferleben geführt, das die höchste Bewunderung weckt. In unseren Tagen werden während der Sommermonate die sämmtlichen Ausgrabungen eingestellt,

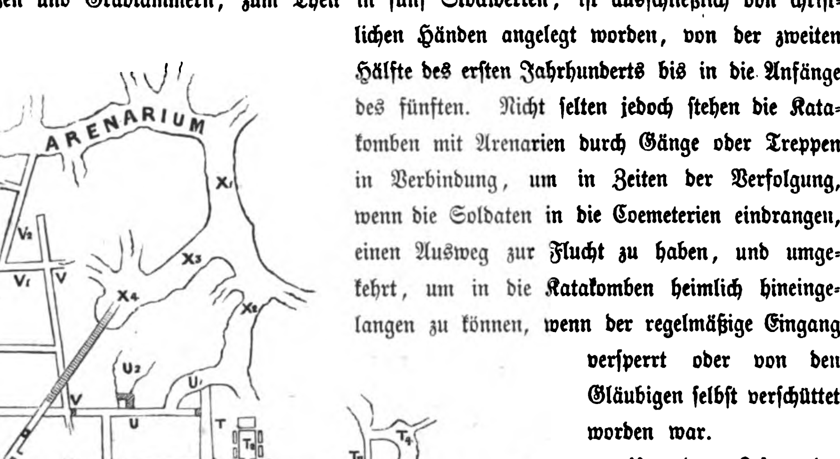


weil die feuchte, eiskalte Luft unten mit ihren Fieberdünsten ein längeres Verweilen daselbst unmöglich macht; die alten fossores konnten sich im Sommer nicht schonen, ja, ein Blick in den Kalender zeigt uns, wie reich gerade die Monate Juli, August und September an Martyrern sind. Und wie häufte sich die Arbeit in Zeiten blutiger Verfolgung, oder wenn Pest und ansteckende Krankheiten wütheten; wie mußte alsdann der trotz aller Vorkehrungen aus den Gräbern ausströmende Verwesungsgeruch die Arbeit erschweren! Der Anblick der Martyrerleichen mit ihren blutenden Wunden und zerfleischten Gliedern, der halbverkohlten Ueberreste der zum Feuertod Verurtheilten, der wenigen von den wilden Thieren des Amphitheaters zurückgelassenen Gebeine, die ihnen zur Bestattung übergeben wurden, führte ihnen zwar alle Tage die Beispiele des erhabensten Heldenmuthes vor Augen; allein die Betrachtung all' dieser heiligen Opfer mußte doch auch ihr Herz mit tiefster Wehmuth erfüllen, und wie oft mögen sie, wenn sie auf heimlichen Wegen die Martyrerleiber in die Katakom-

den stehlen mußten, wenn sie, zwei hinter einander, zwischen sich auf der Bahre den Todten, durch die Gänge dahinschritten, wenn unter ihren Händen Grab an Grab der Bekenner sich reihte, die Klage des Jeremias wiederholt haben: „Dahingestreut sind des Heiligthums Steine an die Ecken aller Straßen; nahe ist unser Ende, voll sind unsere Tage!" (Jerem. 4, 1, 18.)

Wie De Rossi (Roma sotterr. III, 535) darthut, zählten die fossores schon vor Constantin in gewisser Weise zum Clerus, wahrscheinlich als die ostiarii oder Thürhüter bei den gottesdienstlichen Versammlungen; sie erhielten ihren Unterhalt theils aus den Gaben der Gläubigen, deren Angehörige sie bestattet hatten, theils aus der Kirchenkasse. Je nach der Verschiedenheit der Arbeit waren die Einen mensores, welche die Pläne für die Gänge und Grabkammern entwarfen, Andere Steinhauer, welche die Inschriften meißelten, oder Maler, Andere gewöhnliche Arbeiter. An der Spitze jeder Compagnie stand ein Direktor oder Oberfossor, und als solcher ist wohl der aus der „Fabiola" bekannte Diogenes zu betrachten, dessen Bild sich in dem Coemetrium der Domitilla findet.

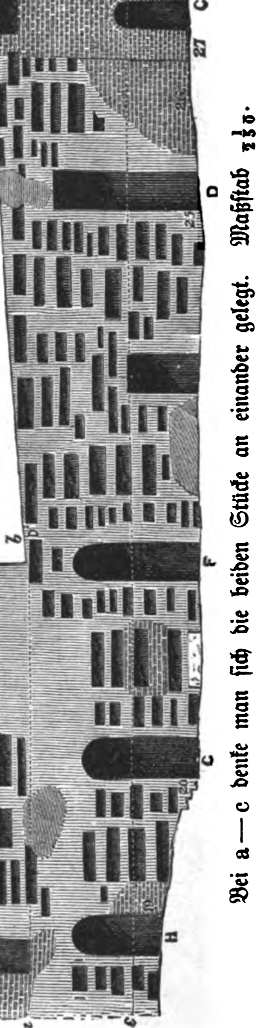
5. Der vulkanische Boden der römischen Campagna ist vielfach von unterirdischen Gewölben, Arenarien, durchhöhlt, in welchen entweder die Pozzolanerde für den Mörtel gegraben oder die Tuffsteine gebrochen werden, die bei den Bauten in Anwendung kommen. Die Ansicht, daß die Katakomben ursprünglich solche Arenarien gewesen, ist längst aufgegeben: der ganze, so großartige Bau der unterirdischen Todtenstadt Rom's mit seinen unzähligen Straßen und Grabkammern, zum Theil in fünf Stockwerken, ist ausschließlich von christlichen Händen angelegt worden, von der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts bis in die Anfänge des fünften. Nicht selten jedoch stehen die Katakomben mit Arenarien durch Gänge oder Treppen in Verbindung, um in Zeiten der Verfolgung, wenn die Soldaten in die Coemeterien eindrangen, einen Ausweg zur Flucht zu haben, und umgekehrt, um in die Katakomben heimlich hineingelangen zu können, wenn der regelmäßige Eingang versperrt oder von den Gläubigen selbst verschüttet worden war.



Um dem Leser eine Vorstellung von der Anlage der Katakomben zu ermöglichen, legen wir ihm den Plan einiger Gänge im zweiten Stockwerke im Coemeterium des Callistus vor. Bei A links führt die Treppe hinab zu L^1 der Papstgruft, und O,

der Grabkapelle der h. Caecilia. Durch einen späteren Durchbruch steht die letztere Kammer mit dem Gange I in Verbindung, durch welchen man über B³ und T in die Gewölbe der Arenarien gelangt. Bei X⁴ führt eine geheime Treppe aus diesem in das obere Stockwerk der Katakomben empor. Von A¹ bis A⁶ sind Kapellen, die an der Hauptstraße A—A liegen; die Gänge gegenüber I, H, G, F u. s. w. führen zu der andern Hauptstraße B—B.

Unser zweites Bild, hier des Raumes wegen in zwei Stücke getheilt, zeigt uns die eine Wandfläche der Hauptstraße A—A des vorigen Planes. Bei I, H, G, F u. s. w. öffnen sich die Seitengänge nach der andern Hauptstraße B—B. Vom Boden bis zur Decke ist die ganze Wand von Grabnischen durchbrochen, die ehemals mit Ziegelplatten oder Marmortafeln geschlossen waren; Kindergräber und Ruhestätten für Erwachsene wechseln regellos mit einander ab. Bei C ist die Wand durch Mauerwerk verstärkt worden, was sich bei der Anlage der Katakomben häufig als Nothwendigkeit herausstellte, wenn die fossores auf eine weichere Erdschichte stießen.



Bei a — c denke man sich die beiden Stücke an einander gelegt. Maßstab $\frac{1}{150}$.

Neuntes Kapitel.
Am Tage vor der Schlacht.

Konstantin war, in Eilmärschen auf der flaminischen Straße vordringend, um die Mittagsstunde mit der Vorhut seines Heeres bis zu der Villa ad gallinas gelangt, welche nur mehr acht Miglien vom Stadtthor entfernt lag.[1]) Hier beschloß er sein Quartier aufzuschlagen, am folgenden Tage die Ankunft sämmtlicher Truppen abzuwarten und dann am nächsten Morgen, den 28. Oktober, dem Jahrestage der Thronbesteigung des Maxentius, die Entscheidungsschlacht zu schlagen.

Die Villa ad gallinas hatte einst der Livia, der Gemahlin des Augustus, gehört, und sie trug ihren Namen von der Sage, nach

welcher ein weißes Huhn, das von einem Adler davongetragen wurde, in den Schooß der Kaiserin einen Lorbeerzweig hatte fallen lassen.

Gordianus, der heidnische Opferpriester, unterließ es nicht, auf diese gute Vorbedeutung für den nahen Sieg aufmerksam zu machen.

Candidus, welcher mit dem Kaiser in der Villa eingetroffen war, brannte vor Sehnsucht, seine geliebte Mutter zu umarmen, und hatte gleich nach der Ankunft einen Bauer aus der Umgegend mit einigen flüchtigen Zeilen zur Stadt geschickt, Irene seinen Gruß zu bringen und ihr die nahe Stunde des Wiedersehens anzukündigen. Der Sicherheit wegen hatte er dem Boten befohlen, sich auf Umwegen nach dem Vatikan zu begeben und die „Memorie des Anenclet" — die damalige Peterskirche[2]) — aufzusuchen. Dort werde man seinen Brief zur Weiterbeförderung in Empfang nehmen und ihm auch mittheilen, wie es seiner Mutter, der Matrone Irene, der Witwe des Castulus, gehe. Spät am Abend war der Bote mit der Antwort zurückgekehrt, daß seine Mutter sich wohl befinde und daß sein Schreiben ihr umgehend eingehändigt werden solle; die Kunde von ihrer Gefangennehmung war zu jener Stunde noch nicht nach dem Vatikan gelangt. So sparte der Himmel dem edlen Jüngling gnädig die Qual banger Besorgniß; sein Kindesherz freute sich an der Freude seiner Mutter, wenn sie seinen Brief empfange, und der Schimmer süßesten Glückes leuchtete auf seinem Gesichte, wenn er des Augenblicks gedachte, wo er sie in seine Arme schließen sollte.

Hätte er geahnt, wo sie jetzt war, was seine Mutter jetzt litt!

So saß denn Candidus glücklich in einem Gemache der Villa, das ihm für die Nacht angewiesen worden, und ließ durch das offene Fenster seine Blicke träumend auf dem vom milden Sternenlicht beleuchteten Tiberthale und den fernen Sabinerbergen ruhen, und Erinnerung und Hoffnung, die beiden lieblichen Schwestern, umgaukelten in heiterem Reigen die Phantasie des Jünglings.

Da klopfte es an seine Thüre, und der Tribun Artemius trat mit dem Senator Anicius Paulinus ein. Seit dem Tage, wo das himmlische Zeichen mit dem Namenszuge Christi über der Sonne erschienen war, hatten beide Männer sich zum Christenthume hingezogen gefühlt; die wunderbaren Erfolge, welche die himmlische Verheißung so auffallend bestätigten, hatten sie hierin mit jedem Tage mehr bestärkt; wiederholt hatten sie, erst einzeln, dann zusammen, mit Candidus über die Lehren des Christenthums gesprochen, und je näher sie dieselben kennen lernten, um so mehr schwanden die Wolken der Vorurtheile vor dem Sonnenlichte der ihnen aufgehenden Wahrheit. So war denn zwischen den drei Männern ein auf der edelsten Grundlage sich aufbauendes freundschaftliches Verhältniß entstanden; ohne Absprache fanden heute der Senator und der Tribun sich auf dem Wege zum Zimmer des Candidus zusammen, beide von dem Drange geführt, angesichts des entscheidungsvollen Tages ihrem Freunde die Erklärung abzugeben, daß der Sieg des Kaisers auch der Sieg Christi über sie sein solle.

„Ich habe," setzte Paulinus seufzend hinzu, „deinen Gott, so inbrünstig ich es konnte, jeden Tag angefleht, daß er mir den Einen Wunsch gewähre, meine Kinder wohlbehalten wieder zu finden; erhört er mir diese Bitte, dann soll mich nichts auch nur Einen Augenblick zurückhalten, mich offen als Christen zu bekennen."

So hoch erfreut Candidus über diese Erklärung seiner beiden Freunde war, er würde sich noch viel mehr gefreut haben, wenn ihm ein Blick in die Zukunft vergönnt worden wäre. Denn Artemius, der unter Constantin's Söhnen bis zur Würde eines praefectus Augustalis emporstieg[3]), sollte unter dem Apostaten Julian die Kirche durch glorreiches Bekenntniß verherrlichen; der Familie der Anicier aber gehörte nicht nur der erste christliche Consul im römischen Reiche an, der im Jahre 322 zu diesem höchsten Staatsamte nächst dem Kaiser berufen wurde, sondern sie hat auch, mehr denn irgend eine andere der

alten christlichen Familien, in der Folge der Kirche eine strahlende Schaar großer und heiliger Kinder geschenkt.[4]) —

Von der Villa ad gallinas konnte man in der Ferne die Wachtfeuer des feindlichen Heeres den Fluß entlang und auf den zur Stadt sich hinziehenden Hügeln brennen sehen; in der Stille der Nacht hörte man sogar von Zeit zu Zeit den Lärm, mit welchem die Soldaten des Maxentius bei wüstem Trinkgelage sich auf die nahe Entscheidungsschlacht vorbereiteten.

Nach jener Gegend hin den Blick gerichtet, saß in einem dunkeln, abgelegenen Erker der Villa Gordianus, der Priester des Mithras, in düsterm Sinnen. Mit jedem neuen Siege Constantin's hatte bei den Soldaten die Ueberzeugung an Boden gewonnen, daß der Christengott ihr Führer sei; der Kaiser schien nur auf die Eroberung Rom's zu warten, um sich offen für den Gekreuzigten zu erklären, und selbst Männer wie Artemius hatten sich von den Göttern abgewendet. Gordian's Hoffnungen auf Rufus waren schmählich gescheitert, und zu seinem größten Aerger ergab jede Opferschau günstige Zeichen für Constantin.

„Ich werde es noch erleben müssen," knirschte der Oberpriester, „daß die Altäre, die Tempel verödet stehen und der Nazarener seinen Fuß auf die gestürzten Statuen der unsterblichen Götter setzt! Oder steht der allgemeine Weltbrand, den die Sibyllen vorausgesagt haben, vor der Thüre, um nach dem ewigen Beschluß des Fatum's Erde und Himmel, Christus und die Götter in seinen Riesenflammen zu verzehren?"

„Furchtbare Nothwendigkeit," fuhr er nach einer Pause fort, ballte die Faust, und stieß in wüthendem Grimme seinen Stab auf den Boden, — „furchtbare Nothwendigkeit, dem Constantin huldigen und schmeicheln und Sieg auf Sieg verheißen zu müssen! Ha! daß ich, ich der Prophet sein muß, der den Triumph des Gekreuzigten über meine Götter verkündigt!"

Erst der Morgen, der seine Strahlen über die ferne Landschaft und die Fluthen der Tiber leuchten ließ, trieb Gordianus von seinem einsamen Erker fort, wie die Nachteule entflieht, wenn der Tag anbricht.



Am nächsten Morgen sprach man in ganz Rom über nichts Anderes, als über die Ankunft Constantin's vor den Thoren der Hauptstadt. Vor fünfhundert Jahren hatte das Wort: „Hannibal ante portas, Hannibal steht vor unsern Thoren" die ganze Bevölkerung mit Schrecken und Entsetzen erfüllt; heute begrüßten die Römer die ähnliche Kunde mit stiller Freude, mit Wünschen und Gebeten für den Sieg Constantin's, und mit zuversichtlicher Hoffnung auf bessere Zeiten nach dem Sturze des Tyrannen.

Heraclius hatte bei dem immer ungünstigeren Verlaufe des Krieges diesen Sturz wiederholt in Erwägung gezogen, und der Gedanke an die Folgen hatte in den letzten Nächten jeden Schlaf von seinen Augen verscheucht. Allerdings wußte er, daß Rufus für den Fall einer Niederlage seine Vorkehrungen getroffen, den Kaiser nach dem Süden zu retten und seinen alten Kriegsplan, wenn auch unter erschwerten Umständen, in Ausführung zu bringen; allein Heraclius mochte gar nicht daran denken, sich den Schwierigkeiten einer solchen Flucht mit all'

ihren Wechselfällen auszusetzen. Und wie, wenn Rufus fiel, wenn Maxentius erschlagen wurde? — „Ich muß," sagte er sich, „bei Zeiten einen anderen Ast fassen, auf den ich mich schwingen kann, wenn derjenige brechen sollte, auf welchem ich jetzt sitze." Allein jener andere Ast konnte nur Constantin sein, und doch hatte er selbst Alles gethan, ihn für sich unerreichbar zu machen.

Um zu seinem jetzigen Amte zu gelangen, war dem Heraclius jedes Mittel recht gewesen; um sich in demselben zu halten, hatte er der Grausamkeit und Habgier des Tyrannen gedient; an seinem eigenen Reichthum klebte das Blut unschuldig Verurtheilter. Der gestürzte Stadtpräfekt Rufinus war der ehemalige Waffengefährte Constantin's: Heraclius dachte mit Schrecken an die Möglichkeit, daß Constantin von den ihm untergeschobenen und gefälschten Briefen Kunde erhielte. Und wie mußte derselbe, bei seiner Zuneigung zum Christenthum, den Abfall des Heraclius von der Kirche, sein Auftreten gegen die beiden Päpste Marcellus und Eusebius beurtheilen?

Das Gewissen, das so lange geschlafen, begann zu erwachen; es war das Erwachen einer Schlange, die ihm mit der Angst des Todes die Brust umschnürte.

Gab es denn kein Mittel, sich die Gnade des Siegers zu erwerben, falls Constantin Herr von Rom würde?

Jeder Andere würde in seiner Lage für diesen Fall sein Leben für verwirkt gehalten haben; der schlaue Grieche fand nach langem Sinnen Mittel und Wege, durch die er hoffen zu dürfen glaubte, sich retten zu können.

Als die Stunde des Morgenempfanges gekommen war, begab sich Heraclius zu dem Tyrannen und begrüßte ihn mit den Worten:

„Also Constantin hat auf der Villa ad gallinas sein Quartier genommen! welch günstige Vorbedeutung: ad gallinas!"

„Beim Jupiter!" rief Maxentius lachend, „an dieses omen hatte ich nicht gedacht. Ha, ad gallinas! Wie wird der Habicht unter die feigen Hühner fahren und sie zerzausen, daß die Federn umherfliegen sollen! Morgen muß Rufus den Feind vernichten: das wird die schönste Verherrlichung meines Festes sein. Schade, daß ich nicht an zwei Orten zugleich sein kann!"

„Ich kam gerade deßhalb," entgegnete Heraclius, „um als Chef der Kanzlei die Befehle entgegen zu nehmen, wie ich durch Kuriere regelmäßige Nachrichten vom Schlachtfelde nach dem Circus gelangen lasse. Wenn du mir nämlich eine Anzahl der besten Renner aus den kaiserlichen Marställen überweisen willst, so werde ich von Viertelstunde zu Viertelstunde einen Reiter aufstellen; jeder übermittelt seine Nachricht dem nächsten, und du wirst an der appischen Straße gewissermassen auf dem Schlachtfelde sein."

„Beim Hercules! das gefällt mir; Rufus kann mir so den Kopf des Constantin noch warm in den Circus schicken."

„Es kommt hierbei Alles darauf an, daß die Uebermittelung der Nachrichten pünktlich und genau geschehe, und die Verantwortlichkeit dafür wage nur ich selbst zu übernehmen. Auch muß sofort nach der Schlacht ein Eilbote die Siegesnachricht nach Neapel und von da nach Afrika bringen."

„Und andere Boten nach Gallien, Britannien und Spanien, daß ich dort sogleich zum Kaiser ausgerufen werde."

„Ich lasse schon heute die Siegesberichte anfertigen."

„Sehr gut! Auf die Festspiele im Circus wirst du allerdings verzichten müssen. Nun, ich werde dir Gallien als Provinz geben; da kannst du dich schadlos machen."

„Freilich habe ich mich seit Monaten auf das Fest gefreut; allein ein treuer Diener muß für seinen Herrn Genüssen und Erholungen zu entsagen wissen."

Damit hatte Heraclius erreicht, daß er daheim den Ausgang der Schlacht abwarten konnte, falls Constantin, wie er mit allem Grund vermuthete, den Jahrestag der Thronbesteigung für die Entscheidung der Waffen erkoren hätte. Er legte dann noch dem Kaiser das Edict zur Unterschrift vor, welches den Christen ihre Cömeterien und Kirchen zurückgab, indem er seine Zusage wiederholte, vor Ende des Jahres, und zwar an den Festen, an welchen die Christen die Geburt ihres Gottes feierten, sie alle in der Falle zu haben.

„So glaubst du also gewiß, daß die Ratten auf diesen Speck anbeißen?" fragte Maxentius.

„Die Wegnahme ihrer Begräbnisse und Kirchen," antwortete Heraclius, „ist ihnen schmerzlicher, als die blutige Marter gewesen; du wirst sehen, mit welchem Heißhunger sie auf diesen Köder in die Falle laufen."

Maxentius unterschrieb[5]), und Heraclius verließ höchst befriedigt, das Edict wie ein Kleinod in seinem Gewande verbergend, seinen kaiserlichen Gebieter, — um den Bischof Milziades aufzusuchen, dessen geheimen Aufenthalt in einer Hütte der Suburra er durch seine Spione ausfindig gemacht hatte.

Er rechnete darauf, vom Papste seine sofortige und bedingungslose Wiederaufnahme in die kirchliche Gemeinschaft um das Angebot des kaiserlichen Edictes erkaufen zu können. Damit war dann einer der schwersten Steine, die ihm zur Erreichung der Gunst und Gnade Constantin's im Wege lagen, beseitigt. „Daß ich der Kirche," sagte Heraclius zu sich selbst, „ihre Cömeterien und Versammlungsorte wieder verschaffe, ist eine Wohlthat, die tausendmal Alles aufwiegt, was man mir zum Vorwurf machen kann, und woran zudem doch nur die übertriebene Härte des Papstes Eusebius Schuld war. Hilft Milziades mir jetzt, mein Schifflein glücklich um die gefährliche Klippe

herum zu steuern, so will ich fürwahr die Kirche mehr erbauen durch meinen Eifer, als ich es durch die strengste Buße hätte thun können."

Fromme Vorsätze, aber taube Schößlinge ohne Fruchtbarkeit, nicht von der Sonnengluth der Gnade, sondern einzig durch die dumpfe Kellerwärme banger Angst hervorgetrieben!

Bei der Vorsicht, mit welcher die Christen die Zufluchtsstätte des Papstes umgeben hatten, kostete es dem Präfekten keine geringe Mühe, zu demselben zu gelangen. — Als er nach einer halben Stunde die Hütte in der Suburra verließ, verriethen seine Züge die tiefe innere Verstimmung. Wider all' sein Erwarten hatte Milziades sein Angebot abgelehnt und ihm nur einen theilweisen Ablaß der Kirchenstrafen in Aussicht gestellt, hatte dann aber zugleich mit heiligem Ernste auf die Strafgerichte Gottes hingewiesen, denen noch kein Verfolger der Kirche entgangen sei.

Voll Aerger, sich so verrechnet zu haben, und durch die Drohungen des Papstes noch mehr verletzt, schritt Heraclius dem Forum zu, in finsterem Sinnen über ein anderes Mittel brütend, wie er sich dem Constantin empfehlen könne.

„Ich werde," sprach er zu sich selbst, „die Protokolle des Senats durchblättern und die Aeußerungen der dem Constantin feindlich gesinnten Senatoren zusammenstellen. Vielleicht auch finde ich im Archiv . . ."

Plötzlich erheiterte sich sein Gesicht:

„Heureca, ich hab's gefunden!" rief er; „die Briefe des Gordianus an Rufus! — Könnte ich mich besser bei Constantin einführen?"

Zu Hause empfing ihn Sabinus mit der überraschenden Frage: „Weißt du, daß Rufinus geflohen oder gestohlen ist?"

„Du scheinst von Weindunst benebelt," entgegnete ärgerlich Heraclius; „erkläre dich deutlicher!"

„Entweder ist seine ganze Krankheit bloße Verstellung gewesen," erklärte Sabinus, „und dann ist er entflohen; oder er ist gestorben, und dann haben die Christen seine Leiche gestohlen. Auf jeden Fall ist er diese Nacht fortgekommen. Ich meine, das ist sehr deutlich."

Die Nachricht berührte den Heraclius höchst unangenehm und gab ihm viel zu denken. Daß die Christen sich die Mühe genommen hätten, die Leiche zu stehlen, schien ihm unwahrscheinlich, da sie dieselbe ja um ein Trinkgeld erhalten konnten, ohne sich einer Gefahr auszusetzen; der Gefangene mußte also entflohen sein. Dann aber hatte Heraclius im Falle eines Thronwechsels Alles von dessen Rache zu fürchten. — Da erinnerte er sich an Valeria. Sie wußte ganz gewiß um die Flucht und wo Rufinus jetzt verborgen war; mit der Tochter aber hatte Heraclius den Vater wieder in seiner Gewalt.

„Gehe sofort," befahl er seinem Sohne, „und schicke Häscher nach dem Aventin, in die Wohnung der Irene, bei der die Tochter des Flüchtlings Aufnahme gefunden. Und wenn man sie dort nicht findet, so soll man wo immer ihren Aufenthaltsort ausspüren; bis heute Abend muß sie gefangen eingeliefert sein."

„Ich verheiße Demjenigen," rief er dem davoneilenden Sohne nach, „der das Mädchen mir bringt, hundert Sesterzien, — zweihundert Sesterzien!"

Die Seele voll bittern Mißmuths schritt Heraclius in seinem Zimmer auf und nieder. Da fiel sein Blick auf das Edict: in seinem Ingrimm ergriff er es, riß es in Stücke und warf die Fetzen auf den Boden.

Kaum hatte er es gethan, als ihm einfiel, wie treffliche Dienste ihm das Dokument immerhin hätte leisten können, um seine wohlwollende Gesinnung gegen die Christen damit bei Constantin zu beweisen.

Das brachte ihn noch mehr auf.

Nach einer Stunde kam Sabinus mit der Nachricht zurück, Valeria sei seit gestern Morgen nicht heimgekehrt. In der Nacht aber habe ein Unbekannter in der Kleidung der Fuhrleute den Ostiarius geweckt und vorgegeben, eine Botschaft an Irene zu haben; auch habe derselbe ängstlich nach seiner Tochter gefragt, sei jedoch vom Pförtner an der Thüre abgewiesen worden.

Heraclius stampfte bei dieser Nachricht vor Aerger mit dem Fuße auf den Boden: dadurch, daß Sabinus um Verrätherlohn und aus Haß gegen seinen früheren Mitschüler Irene als die Mutter des Candidus angezeigt und deren Verhaftung veranlaßt hatte, war jetzt Alles verdorben worden.

Allein hatte Heraclius nicht selbst seine Zustimmung zu dem Verrathe gegeben?

„Muß denn Alles mir quer kommen?“ rief er wüthend aus.

— „Es wird noch schlimmer kommen!“ antwortete ihm eine Stimme in seinem Innern.

Nach der Verkleidung zu schließen, mußte Rufinus mit Hilfe der Fuhrleute entflohen sein; allein was Anders war aus diesen Kerlen herauszubringen, als die einstimmige Erklärung, nichts zu wissen?

Der Thorhüter am Bauplatze wurde in ein scharfes Verhör genommen. Aus den an ihn gestellten Fragen begriff dieser gar bald, daß das Weib ihn hintergangen und den Rufinus entführt hatte; da er Rustica dem Ansehen nach sehr wohl kannte, so wäre es für ihn nicht schwer gewesen, sie im transtiberinischen Gebiete ausfindig zu machen, und dann wäre der Stadtpräfekt sicher entdeckt worden. Allein der Thorwart hielt es zu seinem eigenen Heile für rathsam, von dem ganzen Zwischenfall zu schweigen und beharrlich zu behaupten, jeder Karren habe bei der Einfahrt, wie bei der Ausfahrt seinen Fuhrmann gehabt, und er könne alle Götter zu Zeugen anrufen, daß auf keinem Karren zwei Männer gesessen hätten.

Heraclius war höchst verstimmt, daß er auch nicht die geringste Spur entdecken konnte, die ihn auf die Fährte des Flüchtlings hätte führen können. Seine Mißstimmung wurde noch größer, als ihm Sabinus, gegen Abend heimkehrend, berichtete, er habe Valeria mit einem Weibe aus dem Volke im transtiberinischen Viertel gesehen.

„Und warum hast du sie denn nicht ergriffen?" rief der Präfect.

„Gemach, Tata!" antwortete höhnisch Sabinus. „Als ich sie erkannte, stürzte ich auf sie zu und faßte sie beim Arme. Allein nun flog jenes Weib wie eine Furie auf mich los und schrie die ganze Nachbarschaft zusammen; von allen Seiten liefen die Männer und die noch schlimmeren Weiber herbei; ich war wie in ein Wespennest von lauter Dämonen gerathen. Die Megären heulten, wie ein Haufe rasender Katzen; die Kerle schlugen und stießen mich, und da du deinem Sohne keinen Krokodilpanzer mit in's Leben gegeben hast, so hätten sie mich todtgeschlagen, wenn mir nicht Jemand zu Hilfe gekommen wäre."

„Und wer war das?" fragte Heraclius.

„Es war Niemand anders," antwortete Sabinus, „als Valeria selbst, die mit wenigen Worten die Tiger in Lämmer verwandelte, daß sie von mir abließen. Schmählich beschämt, schlich ich, wie ein gerupftes Huhn, von dannen. Das war die Rache einer Christin, und beim Jupiter! wenn alle Christen so sind, wie dieses Mädchen, dann begreife ich, wie du nicht ....."

Sabinus war doch dem Vater gegenüber noch nicht frech genug, seinen Gedanken ganz auszusprechen; allein sein spöttisch boshaftes Lachen ergänzte seine Worte deutlich genug.

Heraclius warf ihm einen grimmigen Blick zu, biß sich auf die Lippen und schwieg. Es war das erste Mal, daß Sabinus auf den Abfall seines Vaters vom Christenthume anspielte; hätte derselbe ihm den verletzenden Vorwurf in verletzenderer Weise machen können?

Heraclius aber war wehrlos gegen den giftigen Pfeil, mit welchem sein eigener Sohn ihn getroffen hatte, und zu den ernsten Worten des Bischofes gesellte sich nun der Hohn des Sabinus.

Es kostete dem Präfekten Mühe, seinen Geist mit Gewalt von diesen Gedanken loszureißen, indem er zu überlegen begann, wie er Valeria im transtiberinischen Gebiete aufspüren lassen könne.

Seine Besorgnisse wegen Rufinus wurden jedoch verscheucht, als ihm später ein Mann vorgeführt wurde, der ihm erklärte, Valeria, die er ganz gut kenne, weil sie in demselben Hause mit ihm wohne, habe auf dem Wege nach dem appischen Thore ihn ersucht, Irene mitzutheilen, sie gehe, ihrem Vater das Grab zu bereiten. Rufinus mußte also doch gestorben sein, und wenn Heraclius allerdings auch nicht alle an ihn gelangten Berichte hiermit zu reimen vermochte, so ließ jene Aeußerung der Tochter doch an der Thatsache, daß der Stadtpräfekt todt sei, keinen Zweifel aufkommen. Damit war ihm eine schwere Sorge vom Herzen gewälzt. —

Am Nachmittage waren die zu dem morgigen Menschenopfer verurtheilten Christen nach dem Circus des Maxentius hinausgeführt worden. Es waren ihrer fünfzig; eine weit größere Zahl war für die Thierkämpfe reservirt, welche an einem späteren Tage der Fest-Octave statt finden sollten.

Valeria hätte es nicht über das Herz gebracht, Irene sterben zu lassen, ohne ihrer geliebten zweiten Mutter Lebewohl zu sagen. Ihr Vater war, wunderbar gestärkt, am Morgen erwacht. Wie hatte er sich voll Staunen umgeschaut in der Hütte des Mincius und sich erst nach und nach an Alles erinnert, was in der verflossenen Nacht vor sich gegangen! Wie glücklich war er, seine Tochter wieder zu haben; wie glücklich sie, den Vater gerettet zu sehen! Durch Mincius noch vor Tagesanbruch von der Befreiung des Stadtpräfekten in Kenntniß gesetzt, hatte der Bischof Milziades sofort einen Diakon geschickt, um Alles,

was zur Pflege des Kranken nöthig sei, anzuordnen. Der Arzt, der mit ihm gekommen, konnte einen jener merkwürdigen Fälle constatiren, wo eine plötzliche freudige Gemüthserschütterung mit Einem Schlage die Krankheit bricht und selbst die zurückgebliebene Schwäche in wunderbar kurzer Frist hinwegnimmt. So durfte Valeria am Nachmittage unbesorgt den Kranken der Obhut des Mincius überlassen, um mit Rustica zum Circus zu eilen. Beide hatten eben die Wohnung verlassen, als ihnen, wie oben erzählt, Sabinus begegnet war.

Nach römischer Sitte wurde den zum Tode Verurtheilten am Vorabende der Hinrichtung nicht nur eine gewisse Freiheit vergönnt, ihre Angehörigen zu sehen, sondern es wurde ihnen auch ein reichliches Mahl, die sogenannte coena libera bereitet, bei welcher das Volk zuschaute. Die christlichen Blutzeugen verwandelten dasselbe, soviel sie konnten, in jenes hl. Liebesmahl, das für sie Unterpfand wie Vorfeier des himmlischen Hochzeitsmahles war, zu dem sie, mit dem Kranze des Martyrium's geschmückt, nun bald ihren Einzug halten sollten.[6])

Da im Circus noch allenthalben gearbeitet wurde, so hatte man die Gefangenen in dem für ihre Hinrichtung bestimmten Raum eingesperrt; dort saßen sie in langer Reihe an der Erde, um das letzte Mahl, bestehend in Brod, Wein, Käse und Früchten, zu halten. Eine Anzahl Neugieriger, zumal Landleute aus dem benachbarten Dorfe, drängte sich am Eingange und schaute der Mahlzeit zu; Soldaten mit gezückten Schwertern hielten ringsum die Wache.

Eine heitere Ruhe in ihren Zügen saßen die Bekenner da und genossen die ihnen dargereichten Speisen unter heiligen Gesprächen; die Heiden standen voll Verwunderung, wie diese Menschen angesichts des Todes so gleichmüthig und heiter zu sein vermochten.

Eine gewisse Unruhe machte sich unter den Bekennern gegen Ende des Mahles bemerkbar; mehr und mehr richteten sich die Blicke nach

dem Eingange; die Verurtheilten erwarteten offenbar Jemand, dessen Ausbleiben sie mit wachsender Besorgniß erfüllte.

Endlich erschien der Ersehnte, und mit zufriedenem Lächeln flüsterte es Einer dem Andern zu: „Er ist gekommen; da ist er!" Aller Augen hefteten sich, leuchtend vor Freude, auf den Archidiakon Silvester, der, von zwei Knaben begleitet, am Eingange erschien, nachdem er sich mühsam durch die neugierigen Zuschauer einen Weg gebahnt hatte.

Unter dem Mantel verborgen trug er den Leib des Herrn, die himmlische Wegzehrung.[7])

Der Oberaufseher der Gefangenen, am Morgen durch ein reichliches Handgeld gewonnen, gestattete dem Diakon, in den für die Gefangenen abgesperrten Raum zu treten, und diese empfingen ihn unter Zeichen tiefster Verehrung und Huldigung.

Die beiden Knaben knieten vor Silvester nieder und hielten auf ihren mit Leinentüchern bedeckten Händen eine silberne Schüssel empor. Der Diakon nahm das heil. Brod aus der reich in Gold gestickten Hülle, in welcher er es getragen hatte, und zerbrach es über der Schüssel nach der Zahl der Gefangenen.[8])

Nachdem diese einander umarmt und sich den Kuß des Friedens gegeben hatten, traten sie nach der Reihe hinzu, knieeten nieder und hoben die Hände, die Rechte im Kreuze über die Linke gelegt, empor.

„Viaticum Domini, die Wegzehrung des Herrn", sprach der Diakon. „Amen," antwortete der Andere, empfing dann auf die offene Hand die hl. Communion und genoß, das Haupt in Ehrfurcht gebeugt, das göttliche Geheimniß.

Nach dem Empfange kehrte Jeder auf seinen Platz zurück, in stiller Anbetung seines Herrn und Gottes, sich selbst opfernd Dem, der sich für uns hingegeben, und im inbrünstigsten Flehen um das Eine bittend, auszuharren in Liebe und Treue bis zum letzten Athemzuge.

Nach dem Mahle, das so in feierlicher Weise mit dem Empfange der hl. Communion abgeschlossen worden war, wurden den Gefangenen noch einige Augenblicke bewilligt, sich mit ihren Angehörigen zu unterreden und von ihnen Abschied zu nehmen, und so durften die draußen Harrenden in den abgesperrten Raum eintreten.

Irene empfing Valeria und ihre Begleiterin mit jener stillen und heiligen Ruhe des Gemüthes, die schon ein Wiederschein des himmlischen Friedens ist, während das Mädchen, von tiefem Schmerze ergriffen, schluchzend sein Haupt an der Brust der Mutter barg. Valeria mußte ihr alle Umstände der Flucht ihres Vaters erzählen; als sie geendet hatte, sprach Irene:

„Der Himmel hat dich nicht als Waise lassen wollen; indem er dir die Freundin nahm, gab er dir den Vater wieder.“

Sie wollte noch weiter reden; allein der Gedanke an Candidus, der für den Verlust der Mutter, ach! keinen Ersatz finden sollte, erstickte ihre Stimme.

Ein inbrünstiger Blick nach oben gab ihr die Ruhe und Fassung wieder.

„Nimm diese Kapsel,“ fuhr Irene fort und zog dabei aus ihrem Busen eine goldene Bulla hervor, „und übergib sie meinem Sohne. Sie enthält einen mit dem Blute seines Vaters getränkten Schwamm; es ist das Einzige, was ich nebst meinem mütterlichen Segen ihm hinterlasse. Sage ihm, daß mein letzter Seufzer ein Gebet für ihn gewesen sei; sage ihm, daß ich vom Himmel her unabläßig über ihn wache, daß ich in jeder Stunde der Gefahr unsichtbar an seiner Seite stehen werde. Nein, die Mutterliebe stirbt nicht; sie wird im Himmel nur noch reiner und verklärter, und auf die kurze Trennung folgt eine ewige Vereinigung. — Und auch über dich und deinen Vater will ich wachen und für euch beten, mein Kind; ich habe es schon diese Nacht gethan, ich werde es in meiner Todesstunde und dann immerfort am

Throne Gottes thun. Zwischen gestern und heute war unser Wiedersehen ein schmerzliches; aber ist die Spanne Zeit bis zum seligen Wiedersehen droben nicht auch nur ein Von heut' auf morgen?" —

Unterdessen war die Sonne untergegangen und die den Gefangenen gewährte Zeit der Unterredung verstrichen; die Wächter kamen, die Besucher hinauszuweisen. Valeria und Rustica, welche unter steten Thränen Irene's Worte angehört hatten, knieeten vor ihr nieder, daß sie ihnen den Segen gebe; Irene zeichnete unter stillem Gebete mit dem Zeigefinger das Kreuz auf ihre Stirnen und gab ihnen den Kuß des Friedens.

„Edle Frau," sprach Rustica, den Säugling auf ihrem Arm ihr hinhaltend, „segne auch mein Kind, und gedenke seiner im Himmel, daß es fromm und tugendhaft werde. Wir sind arm und können ihm Nichts in's Leben mitgeben; aber wenn ich ihm sagen kann, daß eine Martyrin ihm vor ihrem Tode den mütterlichen Segen gespendet habe, dann besitzt es darin mehr, als alle Reichthümer werth sind."

Irene legte ihre Hand auf den Kopf des Kleinen und machte auch ihm das hl. Zeichen auf die Stirne. Dann trennten die Wächter unbarmherzig die Frauen.

„Auf ein seliges Wiedersehen!" riefen die Gefangenen.

„Gedenket unser in eueren Gebeten!" antworteten die mit dem Diakon Silvester von den Bekennern scheidenden Gläubigen.[9]) —

Während die Christen im Circus an der appischen Straße ihr Liebesmahl hielten und vor dem Tode das hl. Unterpfand des Lebens genossen, versammelte Maxentius zur Vorfeier seines Festes den Adel Rom's und die obersten Befehlshaber seines Heeres in der prachtvollsten Halle des Kaiserpalastes zu einem großen nächtlichen Gelage.

Es sollte auch *seine* coena libera, *seine* Todesmahlzeit sein.

Auf goldenen Kandelabern loderten die Flammen, welche die Hallen tageshell erleuchteten und die Marmorstatuen gleichsam belebten;



plätschernde Springbrunnen warfen ihre Wasser in die Höhe und spiegelten sie tausendfach in Regenbogenfarben im Glanze der Flammen; der herrlichste Blumenflor strömte seine Düfte aus; an den Pilastern und den blanken Marmorwänden waren Kriegstrophäen angebracht.

Die Menge der Gäste war an mehreren Tafeln auf verschiedenen Estraden vertheilt; an der Haupttafel ruhte die junge Gemahlin eines Senators an der Seite des Maxentius; denn die Kaiserin hatte auf seinen Befehl sich wegen Unwohlseins entschuldigen müssen. Ihnen gegenüber hatte der Feldherr Rufus seinen Platz; der neu ernannte Stadtpräfekt Annius Anulinus, gewesene Consuln und andere der angesehensten Senatoren waren auf den übrigen Polstern an der Kaisertafel vertheilt. Rufus war wider Willen der Einladung gefolgt; die Nähe des Feindes machte seine Anwesenheit im Lager nothwendig, und Maxentius hatte ihm bewilligen müssen, vor Mitternacht mit den Befehlshabern zum Heere zurückzukehren.

Sklaven und Sklavinnen trugen geschäftig auf mächtigen Schüsseln die künstlich aufgethürmten Speisen auf; andere füllten aus den Amphoren oder Henkelkrügen den kostbarsten Rebensaft in goldene Schaalen und in noch werthvollere Glasbecher von wunderbarer Arbeit.[10]) Leichtgeschürzte Tänzerinnen gaben zum Ergötzen der Gäste beim Klange der Pfeifen und Castagnetten ihre lüsternen Tänze.

Schon waren die Köpfe vom Wein erhitzt, Pokal auf Pokal auf den Sieg der kaiserlichen Waffen getrunken; immer wüster und ausgelassener wurde die bachantische Lust. Selbst Rufus vergaß, vom Weine berauscht, die bevorstehende Entscheidungsschlacht.

Unbemerkt von den Wachen, die jetzt wohl auch bei dem großen Gelage nicht leer hatten ausgehen wollen, war ein altes Mütterchen auf seinen Krücken bis zu der breiten Freitreppe vorgedrungen, welche zu der Estrade der Kaisertafel emporführte. Erschöpft war es auf der untersten Stufe niedergesunken, und während oben der Wein schäumte

und das wilde Jauchzen der Gesellschaft sich in die Musik der Flöten und Cimbeln mischte, nahm die Greisin aus einem Korbe die blutige Leiche eines Kindes und drückte sie unter dem Stöhnen und Wimmern tiefsten Schmerzes an ihre Brust.

„Deine Mutter ist todt, mein Schätzchen," lispelte die Alte, „und dein Vater hat sich in die Tiber gestürzt; aber deine Großmutter wird dich schützen, daß der Kaiser dir nichts thut. Schlaf' nur zu, mein süßes Püppchen! — — Sie gaben vor, dir das Horoscop stellen zu wollen, und darum hat die Mutter dich ihnen übergeben. Allein sie haben . . . o, sie haben dich . . . Wie bist du so kalt! — Hu, der Kaiser hat dich ja geschlachtet, und jetzt essen sie da droben dein Herz und trinken dein Blut."

Und nun erhob sich die Unglückliche unter Wimmern und Weheklagen, und alle Kräfte zusammenraffend, stieg sie am Geländer die Stufen empor, bis sie plötzlich aus dem Dunkel in das helle Licht hinaustrat und wie ein aus der Tiefe auftauchendes Gespenst vor dem Kaiser stand.

Wohl stürzten sich alsbald die Sklaven auf sie und trieben sie die Treppe hinunter; allein Maxentius hatte sie doch gesehen, mit der blutigen Kindesleiche auf dem Arme, mit dem wahnsinnigen Blick aus den tiefen Augenhöhlen, und darüber war ihm der Becher von den Lippen gesunken und sein Gesicht erdfahl geworden. Denn das konnte kein menschliches Wesen sein; das war eine Furie des Abgrundes, die ihm sein unnatürliches Verbrechen vorhielt und ihm die nahende Rache ankündigte.

Vergebens bemühte sich der Kaiser, seine Aufregung zu verbergen. Er griff nach dem Becher; aber seine Hand zitterte und vermochte die Schaale nicht an die Lippen zu bringen. Die Musik und der Lärm klangen ihm mit Einem Male, wie Heulen und Lachen von Dämonen. Finster, aus weit geöffneten Augen hinausstierend, saß er da. Mit

scheuen Blicken beobachteten ihn die nächsten Gäste; das plötzliche Verstummen der Lust um ihn her wurde um so peinlicher durch den ausgelassenen Jubel an den oberen Tischen.

Plötzlich sprang Maxentius auf, faßte den Glasbecher, schleuderte ihn auf den Mosaikboden, daß er klirrend in tausend Scherben zerbrach, und brüllte:

„Ruhe will ich haben! Fort mit diesem Kreischen und Heulen! Wo sind meine Prätorianer, daß sie all' das Gesindel dort oben niedermetzeln?"

Entsetzt flogen die Gäste an der Kaisertafel auseinander; mit Einem Schlage verstummte der fröhliche Lärm; in wenigen Augenblicken standen die Hallen leer, und grausige Todtenstille folgte der wüsten Lust.

Maxentius war auf seinen Polster zurückgesunken; Rufus, der allein gewagt hatte, zurück zu bleiben, betrachtete ihn mit ernstem Sinnen. Mit dem Rücken nach der Treppe sitzend, hatte er die Alte nicht bemerkt, und so wußte er sich die plötzliche Veränderung des Kaisers nicht zu erklären.

Die öde, unheimliche Stille ringsumher schreckte endlich den Maxentius auf, und er befahl dem Rufus, ihn zu seinem Schlafgemach zu geleiten.

Der Wechsel der Luft wirkte beruhigend auf den Geist des Kaisers: mit der Ruhe kehrte sein Trotz zurück.

„Opfere ich doch," sprach er, „Tausende von Kriegern, um meinen Thron zu vertheidigen; was ist an einer solchen Kröte gelegen, wenn ich mir die Gewißheit verschaffen will, daß ich siege? Sind die Schicksalsgeister lüstern nach Kinderblut, so lasse ich, beim Jupiter! in Rom und im ganzen Reich Alles, was Säugling heißt, Mensch und Thier, an den Brüsten der Mütter in Stücke hauen!"

Rufus starrte den Kaiser mit großen Augen an. Die Worte, die derselbe ausgestoßen hatte, waren ihm zwar ein Räthsel, wie es die plötzliche Wandlung ausgelassener Lust in Raserei und starres Grausen gewesen war; allein er ahnte den innern Zusammenhang, und er erschauderte bei der Vorstellung des Verbrechens, das die Worte seines Gebieters angedeutet hatten.

„Und einem solchen Ungeheuer", sprach er zu sich selbst, „dienst du, und opferst für seine Herrschaft dein Feldherrntalent, wie das Leben deiner Soldaten und vielleicht dein eigenes Leben?"

Rufus war mit Maxentius allein, und wie jener Gedanke durch seinen Geist fuhr, da lag auch schon unwillkürlich seine Rechte am Griffe seines Schwertes. Auf seinem Polster hingestreckt, war der Kaiser wehrlos in seine Gewalt geliefert: ein Stoß, und Maxentius war nicht mehr, und Rufus brauchte nur die Hand auszustrecken, die Krone auf sein Haupt zu setzen. Mit Jubel, das wußte er, würden seine Legionen ihn zum Imperator ausrufen.

Hätte Symmachus an seiner Stelle gestanden, ...?

„Nein!" sprach Rufus, und verließ eiligen Schrittes, ohne sich von Maxentius zu verabschieden, das Gemach; „nein, ich habe ihm vier Schlachten und die Hälfte seines Reiches verloren; ich will nicht auch noch zum Meuchelmörder an ihm werden! Wollen die Götter mich auf den Thron erheben, so mögen sie eine andere Hand mit dem Mordstahl bewaffnen!" —

Valeria und Rustica waren mit den übrigen Gläubigen bei Einbruch der Dämmerung vom Circus des Maxentius in die Stadt zurückgekehrt; das Heer der Sterne leuchtete schon am dunkeln Himmel, als sie in die Hütte im transtiberinischen Viertel eintraten. Rufinus hatte bereits auf einige Stunden das Bett verlassen; er war durch den Besuch des Bischofes Milziades beglückt worden, und der Papst

hatte ihm den Empfang der Taufe ausnahmsweise schon für das nächste Epiphaniefest (h. drei Könige) in Aussicht gestellt.

Längst hatte der Engel des Friedens den Schleier süßen Schlummers über die Hütte in Transtevere ausgebreitet; stille schauten die treuen Wächter der Nacht, die Sterne, mit ihren milden Augen nieder auf Rom und die weiten Gefilde ringsumher; leise, wie die Hand der Mutter über das Haupt des schlafenden Kindes, strich der Hauch der Nacht über die Bäume und Sträucher; an den erlöschenden Wachtfeuern in den beiden Feldlagern huschten unheimlich die letzten Flämmchen empor, — und immer noch wachte ein Herz, das Mutterherz, und von der schlummernden Erde stiegen Irene's Gebete hinauf für ihren Sohn zum Throne Gottes. Und vor der Seele des schlafenden Candidus schwebte, freundlich und voll Milde, das Bild Irene's, und wer an seinem Lager gestanden hätte, der würde von seinen Lippen, lächelnd im Traume, den süßen Mutternamen flüstern gehört haben.

Es war eine milde Nacht, die dem großen Entscheidungstage vorausging, welcher eine vollständige Wendung in der Geschichte des römischen Reiches, in der Kirchengeschichte, in der Weltgeschichte bringen sollte. Vom dunkeln Himmel leuchtete die Sichel des Mondes nieder auf die Legionen Constantin's, auf das Lager des Rufus, auf die ewige Stadt und spiegelte sich in den Fluthen der Tiber. Wenn sie morgen Abend wieder am Himmel aufgeht, auf welchen Wechsel wird er, „der wechselnde Mond", dann niederschauen! Nur der Tiberstrom rauscht dann in seinem steten, gewöhnlichen Lauf dahin und wälzt seine Fluthen wie gestern und wie vor tausend Jahren, — ein Sinnbild der Vorsehung, die, ewig gleich, durch die wechselnden Geschicke der Menschen und der Völker wandelt.



Anmerkungen.

1. Etwa anderthalb Meilen von Rom, bei der Poststation Prima Porta, wurden in den sechsziger Jahren die Trümmer der kaiserlichen Villa der Livia ausgegraben, wo unter andern die jetzt im Vatikan stehende herrliche Statue des Augustus gefunden wurde. In einem gewölbten Saale sind die Wandmalereien, welche einen Garten darstellen, trefflich erhalten. Von der Anhöhe, auf welcher, noch heute größtentheils in Schutt und unter Wiesengrund begraben, die ausgedehnten Gebäude der Villa sich erhoben, genießt man eine weite Aussicht bis nach Rom hinüber. Das Pflaster der alten flaminischen Straße, welche unten vorbeiführt, ist noch theilweise erhalten.
2. Der Apostel Petrus wurde nach seiner Kreuzigung in der Familiengruft eines Gläubigen begraben, die an jener Straße lag, welche von der älischen Brücke am Circus des Nero vorüberführte und deren Richtung durch die Auffindung heidnischer Gräber am Beginne des Peterplatzes, vor den Stufen des Domes und hinter dem Hochaltar festgestellt ist. Von Papst Anenclet, dem dritten Nachfolger Petri, meldet die Papstchronik, memoriam b. Petri construxit, er habe über der Ruhestätte des Apostels eine Art Kapelle oder Oratorium aufgeführt (vgl. die Erklärung bei De Rossi, Roma sotterr. I, 196) und daselbst zugleich die Grabstätten für die Päpste hergerichtet; dort sei auch er selbst bestattet worden (et alia loca, ubi episcopi conderentur; ubi et ipse sepultus est in pace juxta corpus b. Petri). De Rossi gibt (l. c. III, 454 seq.) nach Analogie heidnischer Grabbauten und ähnlicher christlicher Kapellen über den Katakomben die Beschreibung dieses Mausoleum's oder der cella memoriae des Apostelfürsten: Auf einem von Mauern umschlossenen, mit Bäumen und Blumen bepflanzten Grundstück, der „area monumenti", erhob sich ein zu den gottesdienstlichen Versammlungen und zur Feier der christlichen Liebesmahle oder Agapen bestimmter Bau, aus welchem man in einen unterirdischen Raum, in die Grabkammer, hinabstieg. Da bei den Römern jeder Begräbnißplatz, auch der christliche, ein locus religiosus und daher durch das Gesetz geschützt war, so konnte die von Anenclet erbaute Memoria des Apostelfürsten die Stürme der Verfolgungen bis auf Constantin überdauern. — Während bei den übrigen Gräbern berühmter Martyrer, auch bei dem des Apostels Paulus, die Beschaffenheit des Bodens die Anlage von unterirdischen Gängen und Grabkammern ermöglichte, in welchen sich die Gläubigen in der Nähe des Heiligengrabes bestatten lassen konnten, ließ der Thonboden des vatikanischen Hügels solche unterirdische Anlagen nicht zu; man kann also von Katakomben im gewöhnlichen Wortsinne im Vatikan nicht reden. Die christlichen Gräber daselbst waren, gleich den unsrigen, an der Oberfläche der Erde angelegt, wie es auch in Afrika und überall dort der Fall war, wo sich der Boden nicht zum Bau von Katakomben eignete. Zwei aus dem dritten, vielleicht noch aus dem zweiten Jahrhundert stammende Grabsteine

des vatikanischen Friedhofs, die im Jahre 1842 ausgegraben wurden, sind in der Note 4, S. 103 in Abbildung mitgetheilt. Sie stammen aus Grabanlagen, die nicht im unmittelbaren Zusammenhange mit der Apostelgruft standen; diese selbst und ihre area war theils durch den Circus des Nero, theils durch andere heidnische Bauten auf einen kleinen Raum beschränkt, und daher sind auch außer den Päpsten des ersten und zweiten Jahrhunderts keine andern Martyrer dort begraben worden. Näher auf diesen interessanten Gegenstand einzugehen, ist hier nicht der Ort (vgl. unsere Schrift: Des Apostelfürsten Petrus glorreiche Ruhestätte, Pustet 1871). — Das Jahr, in welchem Constantin an Stelle der Memoria des Anenclet die Basilika über der Gruft des hl. Petrus erbaute, ist ungewiß; da Papst Silvester die neue Kirche einweihte, muß der Bau vor dem Jahre 335 vollendet gewesen sein; doch setzt man die Gründung gewöhnlich um etwa zehn Jahre früher, wo Constantin nach Besiegung des Licinius 323 alleiniger Kaiser des ganzen römischen Reiches wurde.

3. Artemius, unter Kaiser Constantin dux oder praefectus Augustalis von Aegypten und Landpfleger von Syrien, wurde seines christlichen Glaubens willen unter Julian zu Antiochien vor Gericht gestellt und nach mannigfaltigen Martern enthauptet. Die Kirche feiert sein Fest am 20. October. Seine Martyrakten, verflochten mit denen der hh. Eugenius und Macarius, und des hl. Babylas, sind uns in einer späteren Umarbeitung erhalten. (Surius, X, 579 seq.)

4. Das Geschlecht der Anicier zählte zu den edelsten und hervorragendsten Adelsfamilien Rom's im 4. und 5. Jahrhundert. Der erste christliche Consul war Julianus Anicius, der im Jahre 322 mit Probianus das Amt bekleidete. Ein Anicius Paulinus war 394, ein Anicius Probianus 395, ein Anicius Bassus 408 Consul. Die hl. Christina, die berühmte Martyrin von Bolsena, wird als „de gente Aniciorum“ von mütterlicher Seite her bezeichnet; ebenso stammte der hl. Benedict, der Begründer des Ordenslebens im Abendlande, aus der Familie der Anicier; Silvia Anicia Probina, die Gemahlin des Senators Gordianus Anicius, war die Mutter des hl. Gregor des Großen. Vor ihm hatte schon ein Anicier, Felix III., die päpstliche Würde bekleidet. Der Palast der Anicier lag im transtiberinischen Stadttheil, wo noch jetzt eine Straße den Namen der Via Anicia trägt; die Familiengruft derselben befand sich, wie De Rossi im I. Bande seiner christlichen Inschriften nachgewiesen hat, in der Basilika des hl. Paulus.

5. Unter Diokletian waren den Christen ihre Friedhöfe, wie ihre gottesdienstlichen Versammlungsorte in den Städten genommen und confiscirt worden. Allerdings wird uns berichtet, daß Maxentius sie den Christen zurückgegeben habe; da jedoch ein Gleiches von Constantin gemeldet wird, so muß das Edict des Maxentius gar nicht, oder doch nur in beschränkten Grenzen zur Ausführung gekommen sein.

6. In der apostolischen Zeit war, wie beim letzten Abendmahle, die Feier der hl. Messe mit der gemeinschaftlichen Speisung der Versammelten verbunden; man nannte diese religiösen Mahlzeiten Agapen (ἀγάπη), Liebesmahle. „Der Charakter unsrer Mahlzeit“, so schildert Tertullian (Apol. 39) dieselben, „ergibt sich aus ihrem Namen, der das bezeichnet, was bei den Griechen „Liebe“ heißt. Bevor man sich zu Tische setzt, bildet ein Gebet zu

Gott das Vorgericht; man ißt, so viel der Hunger erfordert; man trinkt, so weit es züchtigen Menschen nützlich ist; man redet, eingedenk, daß Gott uns hört. Ein Gebet schließt wiederum das Mahl." Wohl schon zu Anfang des zweiten Jahrhunderts wurden Messe und Mahl der Zeit nach von einander getrennt; doch blieb an den Jahresfesten der Heiligen und ebenso an den Todestagen der Gläubigen wenigstens die Speisung der Armen noch als Erinnerung an jene altchristlichen Liebesmahle. Darstellungen von Mahlzeiten, wo die Gäste nach römischer Sitte auf halbrunden Polstern um die Tafel gelagert sind, kommen in den Katakomben ziemlich häufig vor, zumal im Coemeterium des Callistus, wo die Hinzufügung der Körbe der wunderbaren Brodvermehrung auf die Beziehung des Bildes zur hl. Communion hinweist. (Vgl. unsere Abbildung unten im letzten Capitel.) Andere Darstellungen solcher Mahlzeiten in den Katakomben erscheinen als Vorbilder des ewigen Gastmahls in der himmlischen Seligkeit. — In den Martyrakten der hh. Perpetua und Felicitas heißt es, die Martyrer hätten, so viel sie es vermochten, die coena libera in die agape verwandelt, wobei einer von ihnen, Saturus, sich an das zuschauende Volk wandte mit den Worten: „Merkt euch unsere Züge gut, damit ihr uns am Tage des Gerichtes wieder erkennet." (Ruinart, Acta, III, 219.)

7. Den Sterbenden, im Besondern den Martyrern vor ihrem Tode den Leib des Herrn als Wegzehrung zu spenden, ist uralte kirchliche Sitte. Schon die Martyrakten der hl. Perpetua und Felicitas aus dem Jahre 202 oder 203 lassen die hl. Perpetua in der Vision, wo sie vor dem himmlischen Hirten erscheint, die Eucharistie unter dem den alten Christen geläufigen Symbol geronnener Milch empfangen. (Et de caseo, quod mulgebat, dedit mihi quasi buccellam, et ego accepi iunctis manibus et manducavi, et universi circumstantes dixerunt: Amen. (Vgl. die Erläuterung bei Ruinart, l. c. I, 242 seq.) Auf das Bestimmteste spricht sich fünfzig Jahre später der hl. Cyprian darüber folgender Maßen aus (ep. 2. Lib. I): „Jetzt müssen wir nicht den Sterbenden (auf dem Todbette), sondern den Lebenden (die in den Martertod gehen), die Communion spenden, damit wir diejenigen, die wir zum Kampfe ermuntern und begeistern, nicht wehrlos und unbewaffnet lassen, sondern sie durch die Wehr des Leibes und Blutes Christi schirmen; und da die Eucharistie den Zweck hat, die Empfangenden zu schützen, so lasset uns Jene, die wir geschützt gegen die Angriffe des Feindes sehen wollen, mit der Kraft der göttlichen Speise bewaffnen. Denn wie wollen wir sie belehren oder auffordern, im Bekenntnisse seines Namens ihr Blut zu vergießen, wenn wir ihnen, bevor sie in den Kampf gehen, das Blut Christi vorenthalten? . . . . Der kann nicht fähig sein zum Martyrthum, der von der Kirche nicht zum Streite gewappnet wird, und das Herz wird schwach (in der Folter), wenn der Empfang der Eucharistie es nicht aufrecht hält und entflammt." — Von der Feier der hl. Geheimnisse in den Kerkern liefert uns der heidnische Spötter Lucian eine Schilderung (De morte peregr. III, 335): „Die Vornehmeren unter den Christen bestachen die Wärter des Gefängnisses und verweilten die ganze Nacht (bei dem Bekenner); dann feierten sie ein gemeinschaftliches Mahl, unter Lesungen aus ihren hl. Büchern". Von dem Verlangen der Gläubigen, nicht ohne die hl. Wegzehrung von hinnen zu scheiden, wie von der Spendung der Kommunion unter Einer Gestalt an einen Sterbenden, bietet uns

Eusebius (Kirchengesch. VI, 44) nach einem Briefe des Bischofs Dionysius von Alexandrien ein Beispiel aus der Zeit der valerianischen Verfolgung (um 260). Als der kranke Greis Serapion sich dem Tode nahe fühlte, schickte er seinen Neffen, daß er ihm den Priester rufe. Dieser, der ebenfalls krank war, gab dem Knaben eine Partikel der hl. Eucharistie, damit er sie, in Wasser getaucht, dem Sterbenden reiche (exiguam Eucharistiae partem puero tradidit, jubens, ut in aqua intinctam seni in os instillaret). Der Knabe that, wie ihm befohlen worden, und kaum hatte Serapion die hl. Wegzehrung empfangen, da starb er. (Puer buccellam intinxit et in os senis infudit. Qui ea paulatim absorpta, continuo animam exhalavit.)

8. Papst Urban III. hatte um das Jahr 225 die sämmtlichen zur hl. Feier nothwendigen Gefäße (ministeria sacrata) aus Silber anfertigen lassen. Dazu gehörten auch die patenae, große Teller oder Schüsseln, für die hl. Communion, da in alter Zeit statt unsrer kleinen, runden Hostien ein einziges Brod consecrirt und dann nach der Zahl der Communicirenden in Stücke zerbrochen wurde. — Alles Heilige durfte nur mit verhüllten Händen berührt und angefaßt werden. — Die Uebertragung der hl. Communion geschah entweder in kleinen Gefäßen, thecae, oder in reichgestickten Umhüllungen. — In alter Zeit legte der Priester oder der Diakon die hl. Communion den Gläubigen auf die kreuzweise auf einander gelegten Hände, und der Communicirende spendete sich dann selbst den Leib des Herrn.

9. Das „in mente habete“ (μνήσκεσθε), „seid eingedenk in euern Gebeten“, ist die ständige Formel in der alten Kirche, durch welche sich die Bischöfe dem Gebete der Gläubigen, diese sich der Fürbitte der Martyrer und der zum Himmel eingegangenen Seelen, die Abgeschiedenen sich dem Gebete der Ueberlebenden empfahlen. Schon der hl. Ignatius gebraucht diese Formel „gedenket meiner in euren Gebeten“ in seinem Briefe an die Trallianer (ed. Zahn, p. 55); der hl. Cyprian (ep. 60 ad Episcopos Numid.) empfiehlt die Brüder, welche Almosen gesammelt hatten, dem Gebete der Gläubigen mit den Worten: „In euren Gebeten gedenket der Brüder, die zu diesem Liebeswerke gerne ihre Hand geliehen haben, und vergeltet ihnen die Wohlthat beim Opfer und im Gebete.“ (Fratres nostros, qui ad hoc opus libenter operati sunt, in mente habeatis in orationibus vestris et eis vicem boni operis in sacrificiis et precibus repraesentetis.) Le Blant (Inscriptions chrét. de la Gaule) citirt eine Grabschrift, auf der es heißt: „in orationibus tuis roges pro nobis, quia scimus te in ☧, in deinen Gebeten bitte für uns; denn wir wissen, daß du in Christus bist.“ Eine griechische Grabschrift im Kircher'schen Museum lautet: „Hier ruht Dionysus, ein unschuldiges Knäblein, in Mitten der Heiligen. Gedenket in euern Gebeten nun auch ihr dessen, der die Grabschrift verfaßt, und dessen, der sie in den Stein gemeißelt hat.“ De Rossi (Roma sotterr. II, 18) gibt uns u. a. graffiti oder in den Kalk der Grabkammern eingekratzten Inschriften die Anrufungen: „Sante Suste, in mente habeas in horationes Aurelio Repentinu“, „Heiliger Sixtus (Papst Sixtus II.), gedenke in deinen Gebeten des Aurelius Repentinus“; „Marcianum, Successum, Severum spirita sancta in mente havete et omnes fratres nostros“, „Ihr heiligen Seelen, gedenket des Marcianus . . . . und all' unserer Brüder.“ Eine

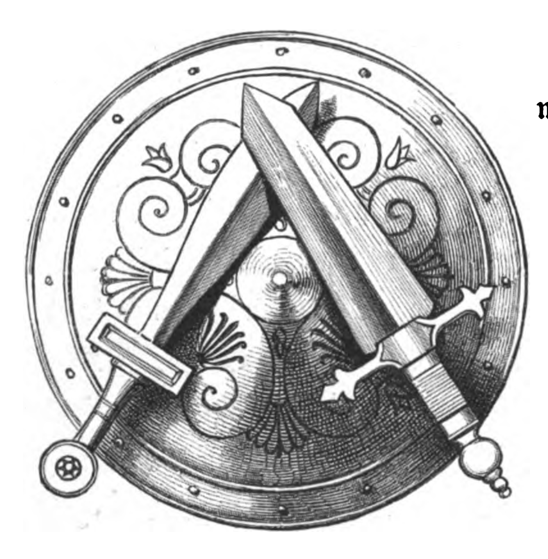
Grabschrift zu Aquileja aus dem Ende des 4. Jahrhunderts empfiehlt am Schlusse die Verstorbene der Fürbitte der Martyrer: „Martyres sancti in mente havite Maria(m)", „Ihr heiligen Martyrer, laßt euch Maria empfohlen sein". Viele dieser Anrufungen gehören, wie De Rossi (l. c. 19) nachweist, der vorconstantinischen Periode an: wie lebendig fühlte schon die älteste Zeit das Band des Gebetes, welches die streitende, leidende und triumphirende Kirche unter einander verbindet!

10. Die vasa diatreta waren Glasbecher, deren ganze Außenseite in durchbrochener Arbeit durch Ausschneiden aus der harten Glasmasse hergestellt wurde. Einen solchen Becher, 1725 gefunden, beschreibt Winckelmann (Werke III, 293) also: „Die Schaale ist äußerlich netzförmig, und das Netz ist wohl drei Linien vom Becher entfernt, mit welchem es verbunden ist vermittelst Fäden oder feiner Stäbchen von Glas, die in fast gleicher Entfernung vertheilt sind. Unter dem Rand zieht sich in hervorragenden Buchstaben, die auch, wie das Netz, durch Hülfe solcher Stäbchen etwa zwei Linien weit von dem eigentlichen Becher getrennt sind, folgende Inschrift: BIBE VIVAS MVLTIS ANNIS (Trinke und lebe viele Jahre). Die Buchstaben sind von grüner Farbe; das Netz ist himmelblau." (Vgl. Marquardt, Röm. Privat-Alterth. II, 340.) Andere Glasbecher zeigten auf ihrem Boden bildliche Darstellungen in Gold, und solcher Glasböden mit biblischen Scenen oder Heiligenbildern ist eine ansehnliche Zahl in den Katakomben gefunden worden. Diese „Goldgläser" wurden als Hochzeitsgeschenk den Brautleuten, oder bei besonderen Veranlassungen den Freunden gegeben; manche derselben haben wahrscheinlich auch eine liturgische Verwendung gefunden, wie denn gläserne Kelche und gläserne Patenen bei der hl. Messe vielfach in Brauch waren. In den Katakomben sind die Goldböden dieser Becher in den frischen Kalkverschluß der Gräber eingedrückt, theils zum Schmuck und zur Kennzeichnung, theils in Nachahmung der Versiegelung des Grabes Christi. Das nebenstehende Glas ist der Boden eines solchen, als Hochzeitsgeschenk bestimmten Goldglases für die beiden Gatten Jucundus und Cyriaca.



Zehntes Kapitel.

Der neue Balthasar.



m frühesten Morgen des nächsten Tages wurde Maxentius durch einen Eilboten geweckt, welchen Rufus, der noch in der Nacht in das Lager zurückgekehrt war, mit der Meldung sandte, Constantin stelle sich in Schlachtordnung auf; jeden Augenblick könne der Kampf entbrennen.

„Gut," erwiderte der Tyrann, „ich werde die Siegesnachricht meines Feldherrn im Circus erwarten. Sage dem Rufus, er solle Bedacht nehmen, den Constantin lebendig in seine Gewalt zu bekommen, damit ich den Schurken im Triumphe aufführen kann."

Die frisch eingetroffenen Legionen, wie auch die Prätorianer waren lauter alte, kampfgeübte Kerntruppen; dazu kam die kaiserliche Leibgarde der Herkulier, 6000 Mann stark. So besaß Maxentius ein

Heer, an Zahl dem Gegner weit überlegen, an Uebung und Gewandtheit dem Feinde wenigstens ebenbürtig, durch keine anstrengenden Märsche erschöpft. Die theilweise Entmuthigung war durch das Eintreffen der afrikanischen und sicilischen Legionen geschwunden, die mit unermeßlichem Jubel ihren alten Feldherrn Rufus wieder begrüßt hatten. Das ganze Heer war dem Maxentius mit Begeisterung ergeben, da er es stets nach dem Grundsatze des Kaisers Septimius Severus behandelt hatte: „Bereichere die Soldaten, und frage weiter nach Niemand." Noch gestern hatte er ihnen, wie es bei solchen Gelegenheiten üblich war, für den Jahrestag seiner Thronbesteigung das donativum oder Geldgeschenk, aber im doppelten Betrage, auszahlen lassen. So durfte er, auch ohne die Weissagungen der Sterndeuter und des Magiers, seines Sieges gewiß sein und konnte daher alle seine Gedanken auf die Feier seines heutigen Festes richten.

In safrangelbem Leibrock, der mit breiter Stickerei in Gold und eingefügten Juwelen besetzt war, darüber den weiten, faltenreichen Purpurmantel, das goldene Strahlendiadem um die Stirne, in der Hand den Elfenbeinscepter mit dem Adler auf der Spitze, selbst die Schuhe mit Edelsteinen bedeckt, so trat Maxentius zur festgesetzten Stunde aus seinen Gemächern hervor und nahm mit verachtungsvoller Herablassung die tiefehrfürchtigen Glückwünsche und Begrüßungen der in weißer Festtoga ihn erwartenden Senatoren und Ritter entgegen.

Unter den schmetternden Fanfaren der Musik und dem Jubelgeschrei der Menge setzte sich der Festzug vom Palatin durch den Triumphbogen des Titus, vorüber am Doppeltempel der Roma und Venus, in Bewegung. Der Kaiser selbst fuhr stehend, einen Palmzweig in der Hand, gleich einem Triumphator, von den Feldzeichen seiner Leibgarde umgeben, in einem mit sechs prächtigen Schim=



meln bespannten Siegeswagen, der von Goldplatten in getriebener Arbeit und von Elfenbein strahlte; in einem folgenden Wagen saß die Gemahlin, in all dem Glanze der golddurchwirkten Gewänder traurig, wie ein mit Blumen bekränzter Grabstein, — heute doppelt traurig in der Erinnerung an den herrlichen Jüngling, den das schwarze Verhängniß aus ihren Mutterarmen gerissen hatte. Die Senatoren und Ritter, die Priester mit den Statuen der Götter nebst den weiß gekleideten vestalischen Jungfrauen, die vornehmen Hofbeamten in rother, goldgestickter Livré und das übrige Gefolge von Rang schlossen sich, die Männer zu Pferde, die Frauen in Sänften oder in eleganten Kutschen, den kaiserlichen Wagen an. Trotz seiner Abmahnung hatte Heraclius seine Gattin Sabina nicht von der Theilnahme an der Feier zurückzuhalten vermocht; Sabinus, der im Gefolge des Kaisers seinen Platz hatte, würde um keinen Preis auf das Vergnügen des heutigen Tages verzichtet haben. Unzählig war die Volksmenge, welche dem Zuge voraufging und nachfolgte oder von den Treppen und Brüstungen der Tempel und Paläste zuschaute; Tausende waren schon in der Frühe, lange vor dem Dämmern des Tages, hinausgezogen, um einen möglichst günstigen Platz zu gewinnen. —

Die Nacht, welche für Irene in heißen Gebeten verflossen war, hatte von ihrer Seele die letzten Schlacken des Irdischen abgelöst. Wohl dachte sie noch an ihren Sohn, allein dieser Gedanke störte den Frieden ihres Herzens jetzt nicht mehr. Wenn der Adler sich von der Erde hoch über die Wolken emporgeschwungen hat, dann kreist er, den Blick zur Sonne gerichtet, ruhig und ohne Flügelschlag, im reinen Aether. Auf die hingeworfene Frage eines der Gefangenen, wann wohl der Kampf beginnen werde, gab sie, ein Lächeln seliger Verklärung auf ihren Zügen, zur Antwort:

„Christus, der Vorsitzende der Spiele, hat bereits seinen Platz eingenommen; der hl. Geist hat seine Streiter mit dem Oele seiner

Gnade gesalbt und sie mit himmlischen Waffen ausgerüstet, und in unabsehbaren Reihen harren die Zuschauer, die Heiligen des Himmels, auf den Beginn des Kampfes. Die porta libitinensis ist in ein Triumphthor verwandelt; Engel aber in leuchtenden Gewändern stehen an demselben bereit, die Sieger vor den obersten Kampfrichter, vor das Antlitz Gottes zu führen, um aus seiner Hand die Preise, den Palmzweig und den Kranz der Glorie, zu empfangen."[1])

Schlaflos, wie Irene in dem Verließ des Circus, hatte Valeria in der Hütte des Mincius die Nacht zugebracht. So glücklich sie über die Rettung ihres Vaters und dessen wunderbar schnelle Erholung war, so quälend war für sie der Gedanke an Irene. Sie konnte sich gar nicht darein finden, daß sie ihre mütterliche Freundin verlieren sollte, und doch brachte jede Stunde sie dem schrecklichen Augenblick näher. Die Vorstellung, welch' einen Schmerz es dem Sohne bereiten werde, wenn er, voll des Glückes, nach dem errungenen Siege zu seiner Mutter eile und, statt sie in seine Arme schließen zu können, die Nachricht vernehmen müsse, daß sie vor wenigen Stunden dem Schwerte der Henker zum Opfer gefallen sei, zerschnitt ihr die Seele.

Sie hatte dem Candidus die Bulla mit dem vom Blute seines Vaters gefärbten Schwamm zu überreichen; wie sollte sie Worte finden, den edlen Jüngling in seinem namenlosen Schmerze zu trösten?

Nicht einmal ein Andenken an die Hingeschiedene vermochte sie ihm zu bieten!

Ja doch! Wenn sie zum Circus eilte, konnte es ihr mit den übrigen Gläubigen gelingen, das Blut der Martyrer in Tücher und Schwämme zu sammeln und so mit dem Blute des Vaters in der goldenen Bulla das der Mutter zu vereinigen. Und konnte sie nicht

zudem die Leiche Irene's in das für ihren eigenen Vater bestimmte Grab legen, gesondert von den andern Martyrern, welche in einem polyandrium, in einer gemeinsamen Gruft beigesetzt werden sollten, um so Candidus wenigstens an das Grab seiner Mutter führen zu können? — Wohl dachte Valeria an die Gefahr einer abermaligen Begegnung mit Sabinus; allein Heraclius war mit seinem Sohne jedenfalls im Gefolge des Kaisers, und unter der großen Volksmenge konnte sie mit der nöthigen Vorsicht sich wohl seinen Blicken entziehen.

Als sie in der Frühe dem Vater ihren Wunsch mittheilte, erhob dieser zwar ernste Bedenken, gab aber doch endlich nach, als Rustica um das Haupt Valeria's eine Kopfhülle legte, wie die Weiber aus dem Volke sie zu tragen pflegten und wodurch sie vor dem Erkennen mehr geschützt wurde. —

Es war ein prachtvoller Herbstmorgen. Vom Albanergebirge her wehte ein frischer, kräftiger Luftzug; vom klaren Himmel glänzte die Sonne auf die Festprocession nieder und spiegelte sich blitzend in dem reichen Goldschmuck und den blanken Waffenrüstungen des militärischen Gefolges. Maxentius zweifelte nicht, daß das ihm freundlich lächelnde Glück eigens für seine heutige Feier diesen prächtigen Sonnenschein gesandt habe; er dachte nicht daran, daß diese Sonne nicht bloß ihm leuchte.

Schaaren von Landleuten, die den Festzug mit freudigem Zuruf empfingen, standen einzeln und in Gruppen zwischen den Monumenten und Laubgruppen der Appia, in ihren bunten, grellfarbigen Trachten gleichsam lebendige Blumenkränze die Straße entlang.

Nur zwei Männer, ein älterer und ein jüngerer, welche etwas abseits von der Straße, nahe beim Grabmale der Cornelier standen, hatten kaum ein Auge für die vorüberziehende Pracht, und wenn sie flüchtig hinschauten, war der Blick ein ernster und finsterer. Der ältere

war der greise Diakon Severus[1]), der sich bei den Katakomben des Callistus eingefunden hatte, um die letzten Anordnungen für die Bestattung der Martyrer zu treffen; den jüngeren, mit aufgeschürztem Leibrock, kennzeichnete die lange Picke, auf welche er sich stützte, als einen der fossores.

„Es ist und bleibt Schade," bemerkte der Todtengräber, „daß wir gestern der saubern Bande nicht den Rückweg verschüttet haben. Eine Stunde Gefängniß wäre für sie die rechte Strafe gewesen."

„Ueberlassen wir Gott die Strafe, mein Sohn," entgegnete der Greis, „sowie das Maß und die Zeit!"

„Ich weiß, daß du Recht hast, mein Vater. Allein wenn ich all' den Frevel betrachte, den man ungestraft an uns verübt; wenn ich die Pracht und Hoffart anschaue, mit welcher der Kaiser jetzt wieder in den Circus zieht, um die heiligen Glieder Christi vom Schwerte seiner Henker hinschlachten zu lassen, dann möchte ich doch manchmal . . ."

„Ward nicht Balthasar, der König von Babylon, in derselben Nacht erschlagen, in welcher er die hl. Gefäße des Tempels zu Jerusalem bei seinem Gastmahle entweihte?"

„Als Daniel die geheimnißvollen Schriftzeichen an der Wand deutete. Allein bei dem heutigen Feste," fuhr der Fossor fort, während heiliger Unmuth aus seinen Augen leuchtete, „sind es nicht Becher von Metall, sondern die lebendigen Gefäße des heiligen Geistes; und nicht Wein, sondern das Blut der Martyrer ist es, das vergossen wird."

„Und wenn Gott es will," sprach der Greis, indem er Constantin's gedachte, „erscheint auch heute ein geheimnißvolles Schriftzeichen, das Maxentius und seine Gäste nicht verstehen."

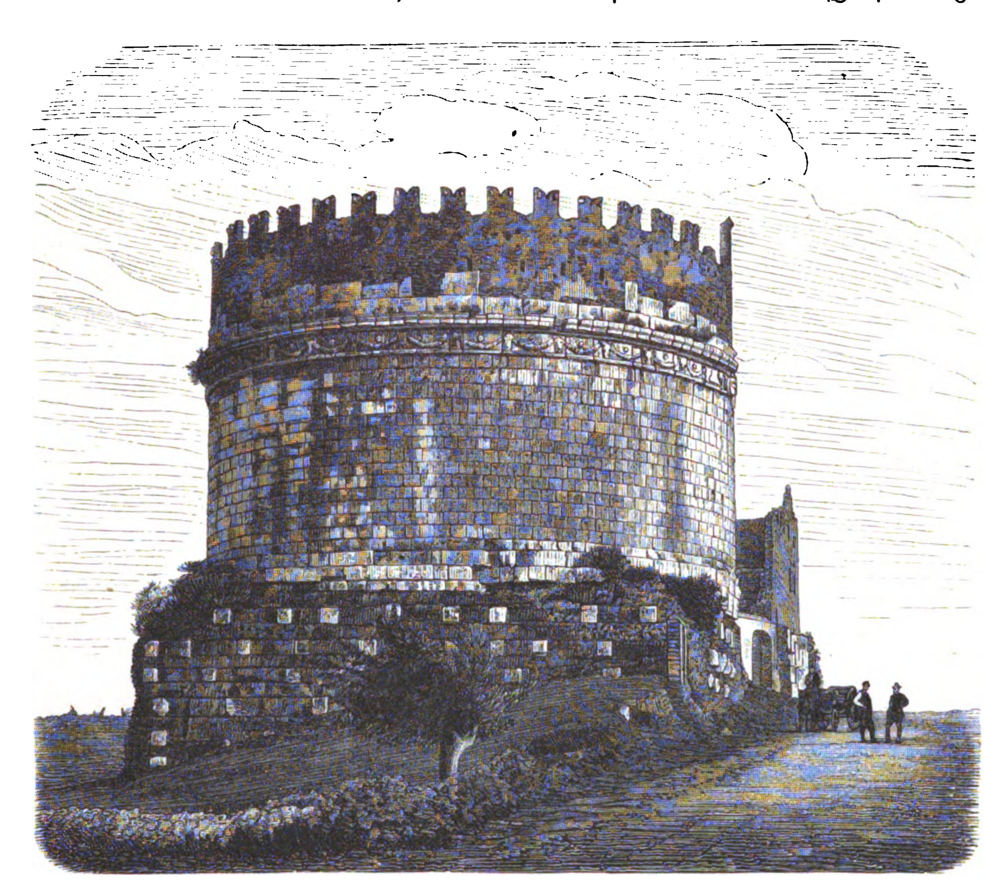
„Aber dann werden die heiligen Gefäße zerbrochen und ihr Blut schon vergossen sein."

„Wer weiß es, mein Sohn, wer weiß es? Hat Gott nicht oftmals die Seinen dem Rachen des Todes entrissen?" —

Unterdessen hatte der Kaiser, vom Jauchzen des Volkes begrüßt, durch das Hauptportal seinen Einzug in den Circus gehalten und auf dem Podium mit seinem nächsten Gefolge, mit den Senatoren und den vestalischen Jungfrauen Platz genommen. Von seinem erhöhten Throne, dem pulvinar, ließ er seine Blicke über den weiten, stattlichen Bau schweifen, und ein Lächeln stolzer Zufriedenheit spielte um seine Lippen: er hatte Rom um ein herrliches Bauwerk bereichert, das seinen Ruhm der fernsten Nachwelt verkündigen sollte. Die in zehn Stufen aufsteigenden Sitzreihen, mit den kostbarsten Marmorarten geschmückt, konnten gegen zwanzig tausend Menschen fassen, und wenn Maxentius allerdings heute die Plätze weniger besetzt fand, als er erwartet haben mochte, weil die Besorgniß vor den bevorstehenden Ereignissen denn doch bei Vielen die Neugierde überwogen hatte, so trübte dieses kaum einen Augenblick die Freude des Kaisers an seinem Werke. Mitten durch die Arena, ihre ganze Länge hinunter, zog sich die mit Statuen, Säulen und Tempelchen geschmückte spina, jene Langmauer, um welche die Wagenlenker in siebenmaliger Wiederkehr zu fahren hatten. In der Mitte der spina erhob sich der Obelisk, welchen Domitian um das Jahr 90 nach Chr. nach Rom gebracht und den Maxentius jetzt in seinen Circus verpflanzt hatte.

Heute stehen von dem Baue, den der Tyrann mit dem Blute der Martyrer einzuweihen im Begriffe stand, nur mehr die Umfassungsmauern und die Thürme des Einganges; noch sieht man die porta libitinensis, durch welche die Leichen hinausgeschleppt wurden. Tiefe, öde Stille lagert über der grasbewachsenen Stätte, und in den mit Schutt

bedeckten Gängen und Gewölben haben die Füchse ihre Höhlen gegraben. Mächtige Ruinen in der Nähe erinnern an den Tempel des Romulus und an andere Prachtbauten, die den Circus umgaben; über Allem ragt, auf der Höhe der hier stark ansteigenden appischen Straße, das Grabmal der Metella, um dem ernsten Bilde der Zerstörung



einen noch ernsteren Abschluß zu geben. Der Obelisk aber, der, in fünf Stücke zerbrochen, bis zum Jahre 1651 an der Erde lag, steht jetzt auf dem Navonaplatz vor der Kirche der hl. Agnes; auf seiner Spitze ruht eine Taube mit dem Oelzweig des Friedens. —

Die Feier der Einweihung des neuen Circus begann mit der Enthüllung der Statue des Romulus, dem zu Ehren der Kaiser den Bau aufgeführt hatte.



Für die Kaiserin war ein eigener, hoher Thron errichtet worden, der von einem Baldachin aus Purpur und Goldstickereien überschattet, mit kostbaren orientalischen Teppichen und mit Kränzen geschmückt war; auf goldenen Dreifüßen brannte der Weihrauch in den duftigsten Wohlgerüchen. Von hier aus konnte sie,

umgeben von ihren Sklavinnen, der Enthüllung der Statue ihres Sohnes in unmittelbarer Nähe zuschauen.

Als die fallende Hülle ihr das Bild zeigte, das kalte, weiße Marmorbild mit den bekannten, theuern Zügen in starrer Versteinerung, streckte die Kaiserin unwillkürlich, von ihrem Schmerz übermannt, die Arme aus, als hätte sie die Statue umschlingen und aus ihrer Mutterbrust Leben in den todten Stein überströmen lassen wollen. Dann aber senkte sie seufzend das Haupt in ihre Hand und starrte voll trüben Grames hinaus, ohne auf die Sklavinnen zu achten, die besorgt sich um ihre Herrin drängten, die einzigen, welche unter den Tausenden von Schaulustigen sich um den Schmerz einer Mutter, um den Schmerz einer Kaiserin kümmerten.

Der Enthüllung der Statue folgte die religiöse Ceremonie der Einweihung des Circus, indem die Priester unter Gebeten und Gesängen in Procession goldene und silberne Statuen der Götter, sowie die Brustbilder des Maxentius und der Angehörigen des kaiserlichen Hauses durch den Circus trugen und die Mauern desselben mit Weihwasser besprengten. Bei der Länge der Rennbahn nahm der Akt eine ziemliche Zeit in Anspruch.[3])

„Beim Herkules!" flüsterte ungeduldig Sabinus seinem Nachbar zu, „die frommen Herren könnten sich das sparen! Ich hätte an des Kaisers Stelle lieber einige hundert Gladiatoren mit einander fechten lassen. Das Kampfgebrüll derselben ist viel wohlklingender, als dies Geplärre, und wenn das frische Blut umherspritzt, das gefällt Göttern und Menschen mehr, denn ein See voll Weihwasser." —

Der laute Lärm und das Jubelgeschrei, mit welchem das Volk das Erscheinen des Kaisers im Circus begrüßt hatte, war für die Bekenner die Botschaft gewesen, daß nunmehr die Stunde des Martyrium's herannahe. Gefaßt, ja freudig, schauten sie dem Tode in's Angesicht. Der Anblick der Soldaten, die sich mit gezückten Schwertern

an dem Eingang des abgesperrten Raumes aufstellten, um auf das gegebene Signal über ihre Opfer herzufallen, hatte für sie nichts Schreckliches. Noch einmal gaben sie einander den Friedenskuß und ermuthigten sich gegenseitig zu standhaftem Bekenntnisse des Namens Christi. Und wäre unter ihnen einer gewesen, dem im Angesichte des Todes das Herz gezittert hätte, ein Blick auf Irene würde ihm den vollen Muth des Martyrium's zurück gegeben haben. Sie, die das schwerste Opfer zu bringen hatte, stand, ein Lächeln himmlischer Verklärung auf ihrem Antlitz, wie eine Mutter zwischen ihren Kindern, und wenn von Zeit zu Zeit sich ihre Arme zum Gebete erhoben und ihr Auge in seliger Verzückung, hinaus über alles Irdische, den Himmel offen zu sehen schien, dann loderte an der Gluth ihrer begeisterten Opferfreudigkeit auch bei den Uebrigen die Flamme edelsten Bekenntnißmuthes höher auf. —

Endlich waren die Vorfeierlichkeiten im Circus beendigt und Aller Augen richteten sich bald auf die Kaiserloge, von wo Maxentius durch das Hinabwerfen eines weißen Tuches in die Arena das Zeichen zum Beginne der Wettkämpfe geben mußte, bald auf die Schranken am oberen Ende des Circus, wo die Wagenlenker nur mit größter Mühe ihre stampfenden und kampfbegierigen Rosse im Zaume zu halten vermochten.

Maxentius hatte der Enthüllung der Statue und dem Anfange der Festprocession zugeschaut; dann war er verschwunden, wahrscheinlich weil der religiöse Pomp nicht minder ihn, wie das Volk, langweilte. Nunmehr mußte er jedoch am Platze sein, um das Zeichen zu geben.

Allein Minute um Minute verging: der Herrscher erschien nicht. Die Spannung und Ungeduld der Tausende ringsum auf den übereinander aufsteigenden Sitzen wuchs mit jedem Augenblicke und machte sich endlich in Ausrufen und Stampfen mit den Füßen Luft. Denn im Amphitheater und im Circus, wo in den ungeheuern Massen der

Einzelne verschwand, durfte auch einem strengeren Herrscher gegenüber sich das Volk Manches herausnehmen, und selbst tyrannische Kaiser nahmen dort ängstlich Rücksicht auf Stimmung und Aeußerungen, auf Lob und Tadel der Menge.

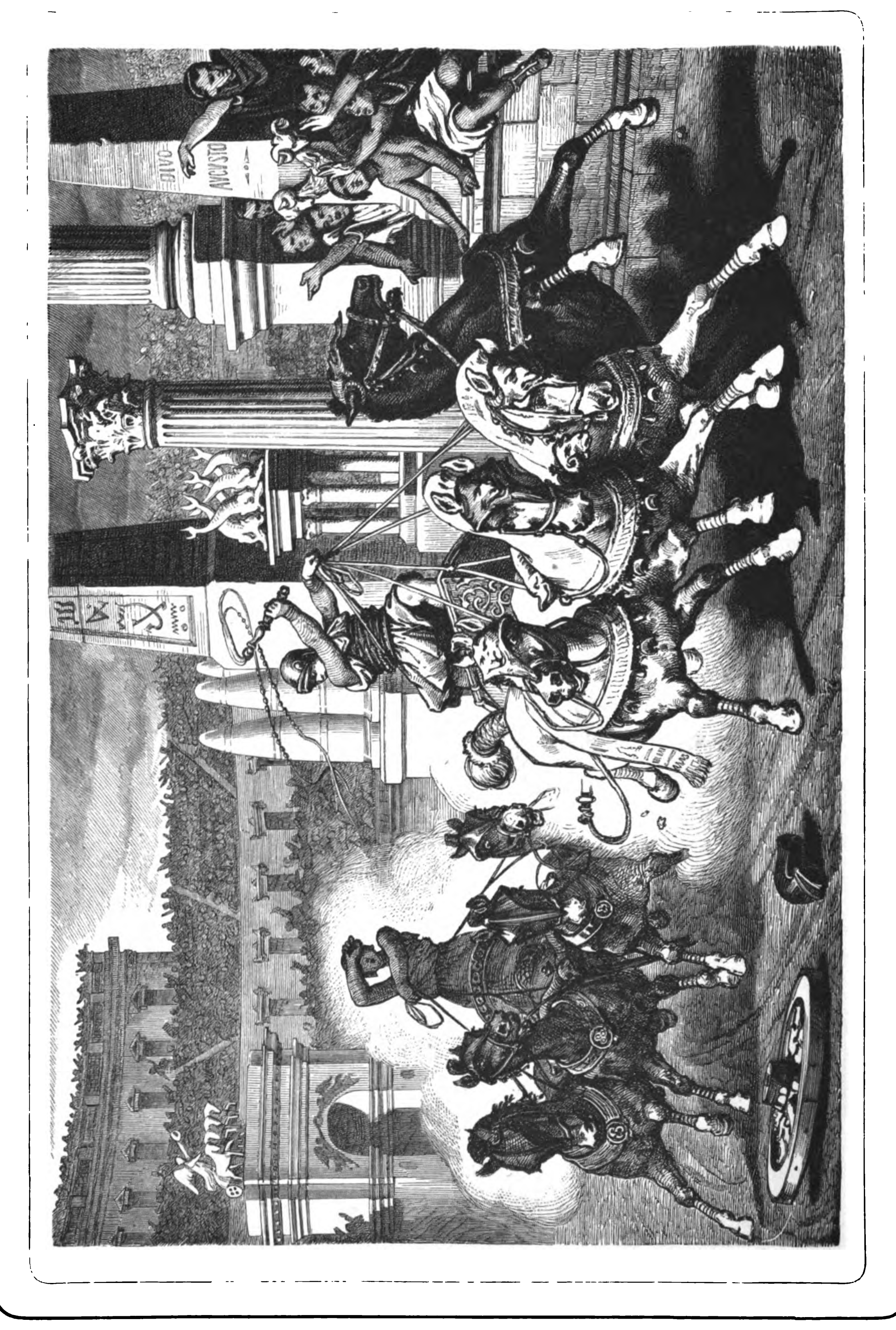
Nach und nach jedoch nahm die Unruhe des Volkes einen andern Charakter an: die Kunde, Constantin habe den Rufus angegriffen und die Schlacht sei entbrannt, eilte von Mund zu Mund und brachte die Tausende im Circus in die lebhafteste Unruhe und Aufregung.

Die Sache wurde noch schlimmer, als einer der Hofbeamten, um das Volk zu beschwichtigen, statt des Kaisers das Signal zum Beginnen der Rennfahrt gab.[4])

Auf das Zeichen fielen die Schranken, und in wilder Jagd schossen die sechs Viergespanne, wie der abgeschnellte Pfeil, dahin in die Rennbahn. Vornübergebeugt auf ihrer Biga stehend, flogen die Wettfahrer auf schäumenden Rossen neben einander, vor einander die lange Straße hinunter und trieben mit Peitschenknall und Zuruf die Renner zu Windeseile; es war ein prächtiges Schauspiel.

Aber wenn die Römer sonst mit jeder Fiber den in aufwirbelnden Staubwolken dahinstürmenden Wagen folgten, durch Zurufen, Händeklatschen, Tücherschwenken um die Wette die Kutscher ihrer Farbe anspornten, sich bis zum rasenden Wahnsinn immer wilder aufregten, falls das vorderste Viergespann von dem nächsten überholt wurde, jenes wieder die Spitze gewann, ein Wagen beim Umbiegen um die Spina an der vierthürmigen Meta oder Steinsäule zerschellte, — heute hatte das Spiel keinen Reiz für das Volk, und während schon ein großer Theil sich nach den Ausgängen des Circus drängte, begannen die Uebrigen immer wilder, immer lauter nach der Kaiserloge hin zu pfeifen und zu schreien.

„Fort mit den Rossen!“ hieß es; „wo ist der Kaiser? was ist geschehen? gebt uns Nachricht!“


DIVO
AVGVSTO

Endlich trat ein Herold vor und gebot mit seinem Stabe Schweigen. Die Wagenlenker hielten ihre Pferde; Alles lauschte gespannt.

Mit lauter Stimme verkündigte der Herold, daß der göttliche Maxentius es nicht über das Herz habe bringen können, seine tapfern Legionen allein gegen jenen Unverschämten kämpfen zu lassen, der es wage, seine Hand wider die geheiligte Hauptstadt des Reiches zu erheben und die Feste des römischen Volkes durch Waffenlärm zu stören. So sei denn der heldenmüthige Kaiser an die Spitze seiner Truppen geeilt, um den Ruhm Cäsar's zu überholen; denn er brauche bloß zu kommen, um zu siegen.

Die Einen beantworteten die prahlerischen Worte des Herolds mit Hohngelächter, die Andern erwogen mit Schrecken, daß es bedenklich genug um die Entscheidung stehen mußte, wenn Maxentius die Spiele verließ, um persönlich an die Spitze der Legionen zu eilen; Alle hatten nur den Einen Gedanken, jetzt so schnell als möglich nach Rom zurückzukehren.

In wenigen Augenblicken stand der weite Circus leer, und in einem dichten Knäuel wälzte sich die ungeheuere Masse von mehr denn zehntausend Menschen, sich gegenseitig stoßend und drängend, der Stadt zu. Es war, als ob Constantin nicht von der entgegengesetzten Seite Rom angreife, sondern auf der appischen Straße heranziehe und die vor ihm fliehende Menge verfolge. Männer, Weiber und Kinder schrieen wirr durcheinander; undurchdringliche Staubwolken wälzten sich mit dem Volke der Stadt zu, und die Sonne, die am Morgen so freundlich gelächelt hatte, sandte jetzt glühende Strahlen auf die Flüchtlinge, die bei aller Eile nicht eilig genug zur Stadt gelangen konnten.

Sabina hatte in der ungeheuren Verwirrung vergebens ihren Sohn gesucht, vergebens nach ihren Sklaven und Sänftenträgern geschrieen; es blieb ihr nichts anderes übrig, als in ihren Festkleidern

zu Fuß durch den unergründlichen Staub in der brennenden Sonnenhitze keuchend und schweißtriefend mit der übrigen Masse der Stadt zuzueilen. —

Als Maxentius auf die von Rufus eingelaufenen Meldungen über den Stand der Schlacht sich entschloß, persönlich an die Spitze seiner wankenden Legionen zu eilen, schmeichelte er sich noch mit der Hoffnung, durch sein Erscheinen sofort das Schicksal des Tages zu wenden. Dennoch aber rief er, davonreitend, dem Aufseher der Gefangenen den Befehl zu, die Christen niedermetzeln zu lassen, falls bis zur neunten Stunde (drei Uhr Nachmittags) nicht die Siegesnachricht eingetroffen sei. Wenn es mir schlimm gehen sollte, dachte er, sollen wenigstens diese Hunde sich nicht über mein Unglück freuen.

Sabinus hätte gerne den Herrscher allein die Lorbeeren des Tages pflücken lassen. So sehr er sich bis dahin in die Nähe des Maxentius gedrängt und einen Blick von ihm zu erhaschen getrachtet hatte, jetzt versuchte er, schleunigst zu entwischen; allein ein Wink des Kaisers nöthigte auch ihn, sich dem kleinen Gefolge anzuschließen. In rasendem Ritte ging es die appische Straße dahin der Stadt zu; die Reiterposten des Heraclius mußten jetzt umgekehrt dem Rufus den Befehl überbringen, um jeden Preis sich zu halten, bis der Kaiser auf dem Kampfplatze erscheine.

Von der Anhöhe aus, auf welcher das Grabmal des Cornelius steht, schauten der Diakon Severus und der junge Fossor der vorübersprengenden Schaar nach: — sie konnten nicht zweifeln, was das zu bedeuten hatte.

Der greise Diakon faltete die Hände, hob seine Augen zum Himmel und sprach mit erschütterndem Ernst das Eine Wort:

„Balthasar!“



Anmerkungen.

1. Der Vergleich des Lebens überhaupt, und besonders des Martyrium's mit den Kämpfen in der Rennbahn oder im Amphitheater war den Christen ein sehr geläufiger; hatte ja schon der hl. Paulus ihn wiederholt gebraucht. Sehr anschaulich schildert die hl. Perpetua uns die Vision eines solchen Kampfes, die für sie die Ankündigung ihres bevorstehenden Martyrium's war, also: „Tags bevor wir mit den wilden Thieren kämpfen sollten, sah ich in einem Gesichte, wie der Diakon Pomponius hieher kam und heftig an die Pforte des Gefängnisses pochte; ich ging und öffnete ihm, und er sprach zu mir: „Perpetua, wir erwarten dich; komm'!" Und er faßte mich bei der Hand, und wir gingen durch wüste und mühsame Orte. Endlich kamen wir fast athemlos zum Amphitheater; er führte mich mitten in die Arena und sprach zu mir: „Habe keine Furcht; ich bin hier bei dir und arbeite mit dir." Nach diesen Worten ging er fort. Als ich aufschaute, sah ich eine ungeheure Volksmenge in gespannter Erwartung. Und da ich wußte, daß ich zu den wilden Thieren verurtheilt sei, wunderte ich mich, daß keine Bestien losgelassen wurden. Da trat wider mich ein Aegyptier vor, von häßlichem Aussehen, begleitet von seinen Helfershelfern, um mit mir zu kämpfen. Auch zu mir kamen Jünglinge, schön von Gestalt, mir Helfer und Genossen. Diese begannen mich mit Oel zu salben, wie es zum Zweikampf zu geschehen pflegt. Und ein Mann von wunderbarer Größe, so daß er die Zinnen des Amphitheaters überragte, trat auf, angethan mit kostbaren Gewändern, in der Hand einen Stab und einen grünen Zweig mit goldenen Aepfeln. Nachdem er Ruhe geboten, rief er: „Wenn dieser Aegyptier jenes Weib besiegt, wird er es mit dem Schwerte tödten; wenn es aber ihn überwindet, soll es diesen Zweig empfangen." Damit zog er sich zurück; wir aber gingen auf einander los und begannen zu kämpfen. Ich faßte den Aegyptier beim Kopfe; er stürzte auf das Gesicht, und ich setzte ihm den Fuß auf den Nacken. Da rief mir das Volk Beifall zu, und meine Genossen stimmten Lieder an; ich aber trat zu dem Kampfrichter und empfing den Zweig. Und er küßte mich und sprach zu mir: „Meine Tochter, Friede sei mit dir!" und so ging ich glorreich zur porta sanavivaria hinaus. Da erwachte ich."

   Die Leichen der Gefallenen wurden durch eine besondere Pforte, die porta libitina, hinausgeschleift, während die heil aus dem Kampfe hervorgegangenen Streiter durch die



sanavivaria die Arena verließen. An der ersteren erwarteten in den Jahrhunderten der Verfolgung die Gläubigen den Schluß der Spiele, um die Leichen der Martyrer von den Wärtern und Beamten zu kaufen; wenn das Volk, gesättigt von Blut und grausamer Lust, sich zu den Ausgängen des Amphitheater's hinauswälzte, dann umfingen in heiliger Ehrfurcht die Gläubigen die blutigen Ueberreste der Martyrer und hüllten sie in kostbare Tücher, um sie in der Stille der Nacht zu den Thoren hinaus in die Cömeterien zu tragen.

2. Der oben genannte Diakon Silvester wurde 314 Nachfolger des Papstes Milziades. Von Severus ist noch die Grabkammer vorhanden, die er sich und den Seinen mit Erlaubniß des Papstes Marcellinus in den Katakomben des Callistus bereitet, und wo er auch sein Töchterchen Severa beigesetzt hat. Die Inschrift auf das Mädchen gehört zu den schönsten und zartesten aus der altchristlichen Zeit. „Ihr Leichnam," so heißt es darin, „ist hier im heiligen Frieden bestattet, bis Der ihn weckt zur Auferstehung, dessen heiliger Geist ihre reine Seele zu sich genommen, auf daß sie ihm auf immer makellos angehöre; dereinst wird er sie uns in verklärter Schönheit zurückgeben. Neun Jahre und elf Monate war sie alt, als sie von dieser Welt hinübergetragen wurde."

3. Ueberhaupt wurden die Circusspiele durch eine gottesdienstliche Feierlichkeit, die **pompa**, eingeleitet, wobei Götterbilder und die Bildnisse der Kaiser und ihrer Angehörigen umhergetragen wurden. Unter dem Schall von Flöten und Tuben zog die Procession durch den Circus, von dem versammelten Volke durch Aufstehen und Beifallruf begrüßt. Den Meisten

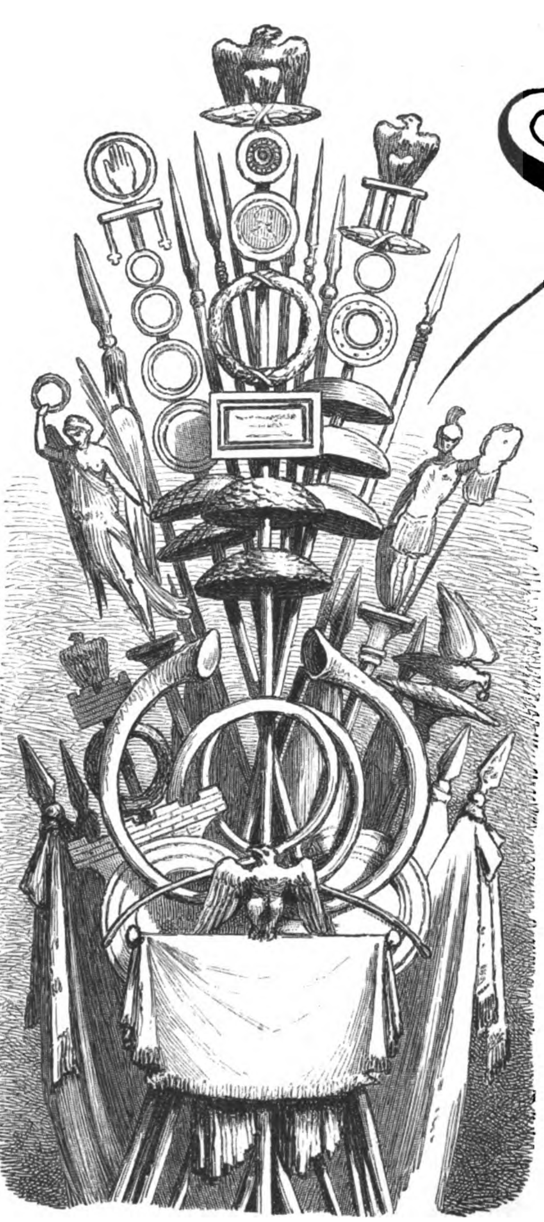
jedoch schien der oft gesehene Zug, der sich in feierlicher Langsamkeit bewegte, gar kein Ende nehmen zu wollen; man verglich ihn mit einer langweiligen Vorrede. — In der Regel fuhren vier Wagen zu je vier Pferden. Die Renner wurden theils aus Apulien und Calabrien, wo besonders die Hirpiner geschätzt waren, theils aus Sicilien und Spanien bezogen. Die Prämien für die Sieger bestanden in Kränzen und Palmzweigen, in Geldsummen, prächtigen Kleidern und anderen Geschenken. (Vergl. Friedländer, II, 208.) —

4. Die Wettfahrten im Circus fanden um eine lange, durch die ganze Bahn sich hinziehende Mauer, die spina, statt; wer in siebenmaliger Umfahrt zuerst an das durch einen Kreidestrich bezeichnete Ziel gelangte, war Sieger. An den Enden der Mauer standen die metae, vier zusammengefügte Steinkegel, um welche die Wagen zu biegen hatten und an welchen sie leicht zerschellten, wenn der Kutscher die Wendung zu kurz gefaßt hatte. Auf der Mitte der spina stand der Obelisk, an den sich nach beiden Seiten zur weitern Zierrath Statuen, Säulen, Tempelchen u. dgl. anschlossen. — Die Sitzreihen der Zuschauer stiegen über einander auf; die unterste, das podium, war mit einem Geländer versehen und für die Senatoren reservirt. Dort befand sich auch der Ehrensitz des Kaisers; wenn er aber beim Spiele präsidirte, so war sein Platz auf einem Balkon über dem mittleren Portal der Eingangsseite, und er gab das Zeichen zum Beginne der Spiele dadurch, daß er ein weißes Tuch, die mappa, in die Arena warf. (Vgl. Marquardt, Röm. Alterth. IV, 501 f.)



Eilftes Kapitel.

Die Schlacht.



Stark eine halbe Stunde vor dem flaminischen Thore (Porta del popolo) münden bei der milvischen Brücke (Ponte molle) von Norden zwei Heerstraßen ein, die cassische und die flaminische. Die letztere zieht sich, von der Villa ad gallinas her, am Rande der vielfach steil abfallenden Abhänge hin, welche bald näher an das gewundene Bett der Tiber herantreten, bald weiter zurückweichen und so kleinere und größere Ebenen den Fluß entlang begrenzen. Unweit der milvischen Brücke dehnt sich in Folge einer stärkeren Biegung des Stromes die Ebene zu einer

weiten Fläche aus, welche heute nach den Ruinen eines alten Grabmals die Wiesen oder prati di Tor di Quinto heißen.

Das ist das Schlachtfeld des 28. Oktober 312.

Rufus, der Feldherr des Maxentius, hatte seine Aufstellung in einem großen Dreieck genommen: die Tiber, in welche eben hier der reißende Anio mündet, zu seiner Rechten und im Rücken, mit den beiden Brücken stromabwärts; links die Anhöhen, die von Bogenschützen und Schleuderern besetzt waren; vor sich nach Norden die flaminische Straße.[1]) Die Aufstellung war in soferne günstig gewählt, als Constantin auf dem engen Terrain zwischen der Tiber links und den Höhen zu seiner Rechten seine Streitkräfte nicht frei entwickeln konnte und durch die überall auf den Felsenvorsprüngen postirten Scharfschützen einem verderblichen Seitenangriff ausgesetzt war. Nimmt man dazu die bedeutende Uebermacht des Gegners, der nach einigen alten Angaben über eine vierfach größere Zahl verfügte,[2]) so wagte Constantin mit seinen von den Eilmärschen ermüdeten Truppen einen Kampf, der, menschlich gesprochen, mehr als kühn war, und der, wenn verloren, ihn am Ziele seiner Hoffnungen um Alles brachte.

Allein Constantin, vertrauend auf das himmlische Zeichen, das ihn so wunderbar von Sieg zu Sieg bis vor die Thore Rom's geführt hatte, wollte auch nicht Einen Tag verlieren, stellte beim ersten Grauen des Morgens sein Heer in Schlachtordnung auf und zwang den Feind, zu den Waffen zu greifen. Er selbst, in glänzender, goldstrahlender Waffenrüstung, den prächtigen, schneeweißen Hengst tummelnd, ritt vor der Schlachtlinie auf und nieder und entflammte durch wenige, aber zündende Worte die Kampfeslust seiner Krieger.

Das Labarum an ihrer Spitze hatten die zahlreichen christlichen Krieger im Heere Constantin's bisher einen wahren Löwenmuth an den Tag gelegt, um so mehr, als überall, wo das Zeichen Christi im Kampfgewühl über den Streitenden leuchtete, die tödtlichen Geschosse

der Feinde ihre Kraft verloren zu haben schienen. Allein der immer mehr im Heere zur Anerkennung gekommene christliche Charakter des neuen Feldzeichens hatte zur Folge gehabt, daß die zu den Göttern haltenden Anführer und Soldaten vielfach mit schiefen und finstern Blicken auf dasselbe zu schauen begannen. Selbst Constantin schwankte noch immer, und obwohl er im tiefsten Grunde der Seele an Christus glaubte und ihm seine bisherigen Erfolge zuschrieb, so hatte er es doch bisher noch nicht über sich bringen können, mit der Inbrunst eines lebendigen Glaubens zu dem Gott der Christen zu beten. Zumal im Angesichte Rom's, der Hochburg des Göttercultes, regten sich wieder Zweifel in seiner Seele, und theils aus Rücksicht auf seine heidnischen Soldaten, theils in Folge der eigenen Unentschiedenheit beschloß er, die sechste Legion, welche das Labarum als Feldzeichen hatte, erst in den Kampf zu führen, wenn die Noth es erheische. Wurde dann durch sie der Sieg errungen, so sollten damit seine letzten Bedenken gegen die christliche Religion niedergeschlagen sein. Daher wies er jener Legion zwar im Centrum, jedoch im Hintertreffen ihren Platz an. An ihrer Spitze hielt auch heute der Centurio Candidus das heilige Zeichen mit seinem im Glanze der Morgensonne weithin strahlenden Namenszuge Christi, und mit Stolz und Freude schauten die Seinen auf die herrliche Gestalt des edlen Jünglings, der die Christen an den Erzengel Michael erinnerte, wie er den Dämonen des Abgrundes sein „Wer ist wie Gott?" zuruft.

Gordianus hatte mit seinen Priestern den Göttern reiche Schlachtopfer dargebracht und erklärte sich überglücklich, dem göttlichen Kaiser verkündigen zu können, daß die Opferschau günstige Zeichen ergeben habe.

Als nunmehr Alles zum Kampfe bereit war, gab Constantin das Zeichen zum Angriff. Die Signale ertönten, und unter dem frohen, wilden Schmettern der Trompeten und dem wie Donnerrollen erschallenden Schlachtrufe rückten die Legionen in den Kampf.

Constantin selbst hatte sich an die Spitze der gallischen Reiterei gestellt, und ob auch von einem Hagel von Pfeilen und Geschossen umschwirrt, stürmte er mit solchem Ungestüm auf die feindliche Reiterei, daß diese dem Anprall nicht Stand zu halten vermochte und in wilder Flucht sich auflöste. Allein wie eine eherne Mauer stand das schwerbewaffnete Fußvolk der Legionen des Maxentius, Mann an Mann, Schild an Schild, — und an dem Walde der weit vorgestreckten Lanzen prallte der erste Stoß ab. Wohl ließ Constantin alsbald auch die Heersäulen seiner Fußsoldaten in den Kampf rücken; jedoch jetzt traten auch die alten, narbenbedeckten Prätorianer und das Kaisercorps der Herkulier in's Treffen, — und an ihrer Tapferkeit brach sich abermals die Macht der Anstürmenden.

Und nun ging der Feind von der Abwehr zum Angriff über. Rufus selbst führte seine Veteranen, mit denen er so manchen Sieg errungen hatte, auf den Feind. Unter dem dröhnenden Schritt der schwerbewaffneten Colonnen bebte die Erde; der Zusammenstoß war ein furchtbarer.

„Beim Wodan!“ brüllte König Eroc voll Wuth und Ingrimm seinen Germanen zu, „habe ich denn alte Weiber vom Spinnrocken her nach Rom geführt? Thor schleudere seinen Hammer Jedem in den Rücken, der einen Schritt zurückweicht!“ —

Es kam den Legionen des Rufus zu Statten, daß die Sonne ihnen im Rücken stand, während sie die Augen der Gegner blendete; zudem trieb der Ostwind undurchdringliche Staubwolken den Truppen Constantin's entgegen.

Rufus sandte seinen ersten Eilboten ab, dem Maxentius die günstige Entwicklung des Kampfes zu melden.

Die Nachricht traf gerade in dem Augenblicke ein, als die Hülle von der Statue des Romulus fiel: konnte es für den Tyrannen ein glücklicheres Zusammentreffen geben? Dennoch that er sich Gewalt an,

dem versammelten Volke sofort durch den Herold die frohe Kunde mitzutheilen; so gewiß der Sieg war, so mußte doch die Wirkung eine großartigere sein, wenn er den Römern die völlige Vernichtung des Gegners verkündigen konnte.

Unterdessen schwankte der Kampf unentschieden hin und her. Die Soldaten Constantin's, eingedenk der Siege, die sie bisher errungen hatten, Rom, das Ziel ihrer Wünsche, vor Augen, fochten wie die Löwen; allein die alten Kerntruppen des Maxentius hatten den Vortheil größerer Kaltblütigkeit, günstigerer Stellung und bedeutender Uebermacht.

Um die Anhöhen von den feindlichen Bogenschützen und Schleuderern zu säubern, hatte Constantin den Tribunen Artemius mit einigen Cohorten entsendet, ihnen in den Rücken zu fallen; allein derselbe mußte auf unüberwindlichen Widerstand gestoßen sein, und die mörderischen Geschosse von der Höhe wirkten verheerend auf den rechten Flügel.

Eroc, der greise Alemannenkönig, hatte seine Germanen zu neuem Angriffe auf dem linken Flügel gesammelt und, um sie mehr anzufeuern, das Feldzeichen seinem einzigen Sohne, dem Abgott seiner Soldaten, anvertraut. Mit ungebrochenem Muthe stürmten die tapfern Recken in den Kampf; der erste, welcher, von einem Pfeile in's Herz getroffen, dahin sank, war der herrliche Jüngling. Eroc sah's; er zerdrückte die Thräne, die ihm in's Auge trat. Allein seine Krieger konnten eine vorübergehende Entmuthigung nicht überwinden. Diesen Augenblick der Bestürzung nutzten die gegenüberstehenden Prätorianer sofort aus und drangen mit unwiderstehlichem Ungestüm vor: die Germannen wichen und ihre Reihen begannen sich aufzulösen.

Rufus entsandte seinen zweiten Eilboten.

In diesem kritischen Momente wandte sich Constantin an den Gott der Christen.

„Jesus Christus," rief er, „ist es wahrhaft Dein Zeichen gewesen, das mir über der Sonne erschien und mir den Sieg verhieß, so halte denn nun auch dein Versprechen! Dann will ich an dich glauben, und mit mir soll das ganze Reich dich als den Einen, wahren Gott anbeten."

Alsdann gab er der sechsten Legion den Befehl, in den Kampf zu rücken.

Ihren Candidus mit dem Labarum an der Spitze, unter dem Schlachtrufe „Christus vincit, Christus siegt,"[3]) drangen die Helden auf den Feind.

Und wunderbar! Gleichsam mit Einem Schlage wendete sich das Treffen. Wie die Fluthen eines Stromes sich vor dem Felsen stauen, an den sie anprallen und von dem sie zurückgeschleudert werden, so standen, so wichen die Reihen der Gegner. Es war, als ob ein übernatürliches Licht von dem in der Sonne leuchtenden Namenszuge Christi ausströme und seine Strahlen wie himmlische Zornesgluth auf die Feinde schleudere. Zu gleicher Zeit erschienen auf den Felsenspitzen die Soldaten des Artemius; ringsumher sah man die Feinde von den steilen Wänden hinunterstürzen; bald waren die Höhen gesäubert, und durch das breite Thal, welches heute von dem Maler Poussin seinen Namen trägt, fielen Constantin's Cohorten dem Feinde in die Flanke.

„Christus vincit, Christus vincit!" erscholl es von Neuem; ermuntert durch das Vordringen des Mitteltreffens rückten auch die Flügel wieder vor, und immer lauter erhob sich auf der ganzen Schlachtlinie, von den heidnischen wie von den christlichen Soldaten, der Ruf: „Christus vincit, Christus vincit!"

Rufus knirschte vor Wuth mit den Zähnen, als das Zauberzeichen, das ihm schon viermal den Sieg aus den Händen gewunden und den Lorbeerkranz seines Feldherrnruhmes zerrissen hatte, an der Spitze der feindlichen Legionen erschien, als seine Soldaten, aufgehalten und

zurückgeworfen, sich vergebens in den Tod stürzten, als selbst die Prätorianer zu weichen begannen.

Ein dritter Eilbote ging an Maxentius ab.

Aber kaum hatte der Kaiser unter finsterem Stirnrunzeln die Meldung desselben vernommen, da traf schon eine neue Botschaft ein: „Das verfluchte Christuszeichen wirft Alles nieder; wo ist deine Verheißung? Einzig deine Gegenwart kann die Schlacht noch wenden."

Maxentius stieß bei dieser Nachricht einen fürchterlichen Fluch aus. Allein er mußte ja siegen: das stand außer Zweifel, und wenn es ihn verdroß, die Kampfspiele verlassen zu sollen, so war auch wiederum sein Ruhm doppelt groß, wenn der Sieg seine persönliche Sache gewesen war.

„Wohl," sprach er, „so will ich selbst den constantinischen Stecken vor's Knie nehmen, wenn Rufus ihn nicht zu brechen vermag. Nazarener!" setzte er höhnisch hinzu, „wir wollen sehen, wer von uns beiden der Stärkere ist!"

Nach einem Ritte von nicht ganz einer Stunde traf er auf dem Schlachtfelde ein.

Rufus hatte unterdessen bei der großen Ueberzahl seiner Streitkräfte die frischen Legionen aus der Reserve in den Kampf führen können, um durch einen Massenangriff das wankende Glück des Tages zu retten, und vor dem Walle der geschlossenen Colonnen war der vordringende Feind für einen Augenblick zum Stehen gebracht worden. Allein es war, als ob über Constantin's Legionen himmlische Heerschaaren in den Lüften für das Zeichen des Kreuzes kämpften, als ob unsichtbare Hände die Geschosse des Gegners auffingen und auf ihn selbst zurückschleuderten.

Als Maxentius auf dem Kampfplatze erschien, wogte, soweit das Auge reichte, wildestes Schlachtgetümmel. Eingedenk ihrer glänzenden Vergangenheit bewährten die Cohorten der Prätorianer ihre alte Tapfer-

keit; sie, die so oft Kaiser auf den Thron gehoben und Kaiser gestürzt hatten, starben jetzt den Heldentod für einen Kaiser, der dieses Opfers so gar nicht werth war. Mit nicht geringerer Tapferkeit fochten die Legionen aus Sicilien und Afrika, indem sie jede Handbreit Boden mit dem Muth der Verzweiflung vertheidigten, um so verzweifelter, als der Fluß in ihrem Rücken, auf den sie immer weiter zurückgedrängt wurden, ihnen nur die Wahl ließ, in ehrenvollem Kampf zu fallen, oder von den Wogen verschlungen zu werden.

Das Erscheinen des Maxentius wurde von seinen Getreuen mit Jubel begrüßt. Sofort stellte er sich an die Spitze der Herkulier, seiner Kaisergarde, und führte sie in das Treffen. Von Neuem entbrannte der Kampf; es war ein letztes Aufraffen der letzten Kraft. Neben Maxentius sank sein tapferer Feldherr Rufus, von einem Speer tödlich getroffen, zu Boden; vor dem unwiderstehlich vordringenden Feinde wichen die Reihen der Herkulier.

Damit war das Schicksal des Tages entschieden.

Bald war die Flucht allgemein. In völliger Auflösung, die Waffen von sich werfend, von der gallischen Reiterei verfolgt, eilte Alles den beiden Brücken zu. Allein unter der Last der Flüchtigen wich die Schiffsbrücke auseinander, begrub die Einen in den Fluthen, schnitt den Andern den Weg der Rettung ab; nur Wenigen gelang es, auf den umherschwimmenden Brettern und Kähnen das gegenüberliegende steile Ufer zu erreichen. Von der zerstörten Schiffsbrücke stürzten sich die Massen nach der milvischen Brücke, hart auf dem Fuße verfolgt von den mörderischen Schwertern und Geschossen der Feinde. Die steinerne Brustwehr auf beiden Seiten der Brücke vermochte dem unermeßlichen Gedränge nicht Widerstand zu leisten; das Geländer brach, und Fußsoldaten und Reiter wälzten sich in grausem Gemisch, mit dem Tode ringend, in den sich wild aufbäumenden Fluthen. Selbst Diejenigen, welche schwimmen konnten, wurden von Andern, die sich in der Ver-

zweiflung an sie anklammerten, in das nasse Grab hinabgezogen, — unter ihnen auch Sabinus, der Sohn des Präfekten.

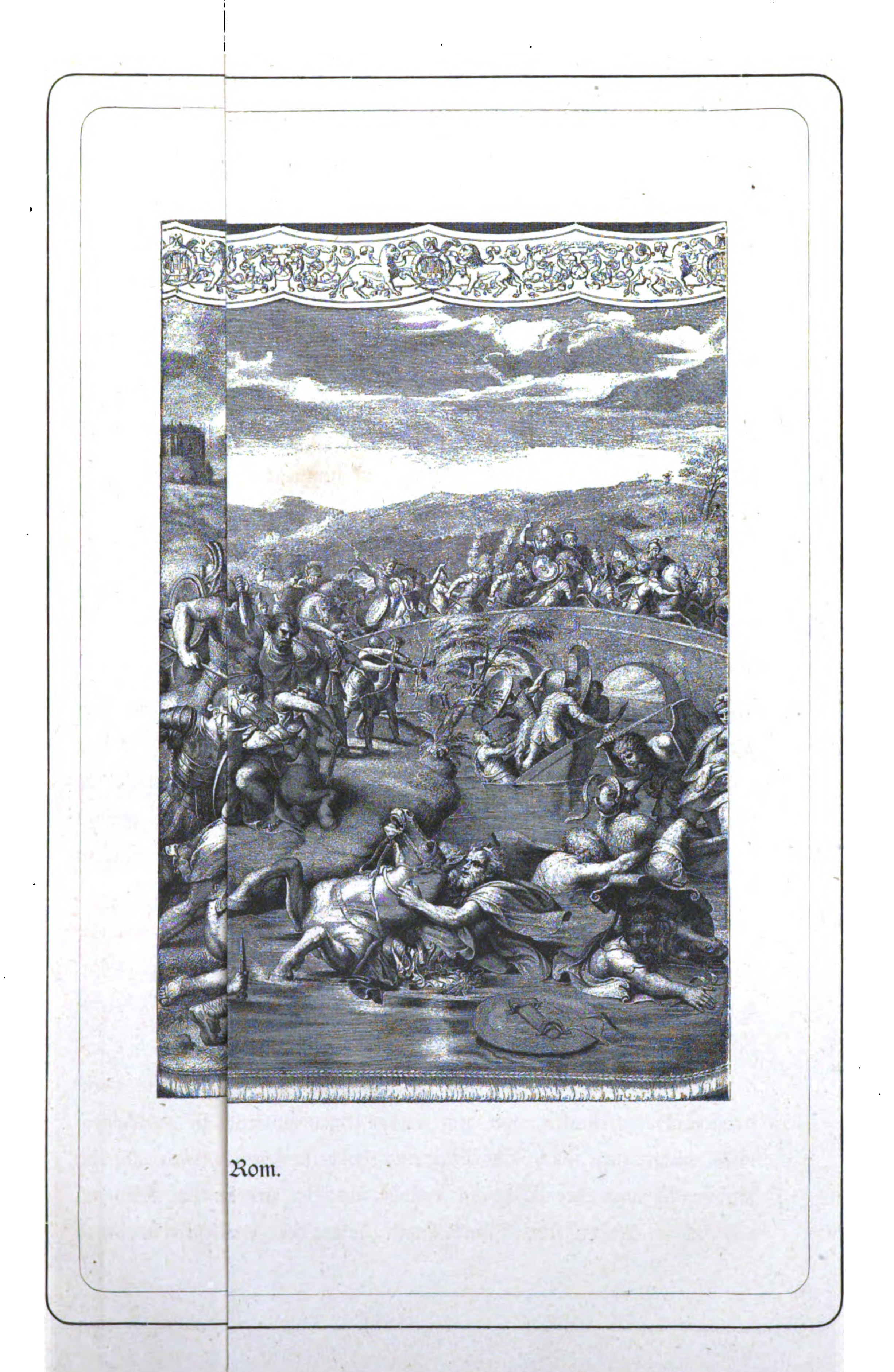
Maxentius, umgeben und gedeckt von seinen Herkuliern und dem letzten Reste der Prätorianer, war, langsam zurückweichend, bis in die Nähe der Brücke gelangt; allein hier staute sich die Masse der Flüchtigen derart zusammen, daß jeder weitere Schritt unmöglich war. In diesem Augenblicke erschien, an der Spitze der sechsten Legion, Constantin hoch zu Roß, um durch einen letzten Stoß dem blutigen Kampfe ein rasches Ende zu machen. Indem er nunmehr auch selbst in den Ruf seiner Soldaten einstimmte „Christus vincit!“, drang er, das Labarum an seiner Seite, mit überwältigender Wucht auf die Feinde ein.

Hinter sich die tosenden Fluthen, vor sich das rasende Schwert des anstürmenden Feindes, den Tod vor Augen, den Tod im Rücken, kämpfte die Kaisergarde ihren letzten Kampf.

Als Maxentius Alles verloren sah, gab er seinem Rosse die Sporen und setzte über das jäh abschüssige Ufer in den Fluß. Allein der angeschwollene Strom riß Roß und Reiter fort; in der Verzweiflung klammerte sich der Tyrann an den Hals seines Pferdes, und versank in den über ihn zusammenschlagenden Fluthen: vor den Augen Constantin's verschlangen ihn die Wogen.

Sofort ließ der Sieger das Signal geben, den Kampf und die Verfolgung einzustellen. Dann stieg Constantin von seinem Rosse, kniete auf der Erde nieder und dankte, entblößten Hauptes, dem Himmel für den glorreichen Sieg.

Und neben dem Kaiser sank Candidus, sanken die Hunderte christlicher Soldaten, sanken, von dem überwältigenden Eindruck des Augenblicks hingerissen, auch die Schaaren der heidnischen Krieger auf die Kniee; Thränen der Rührung rollten über die gebräunten Wangen; das fühlte Jeder: eine höhere Hand hatte des Feindes Uebermacht



Rom.

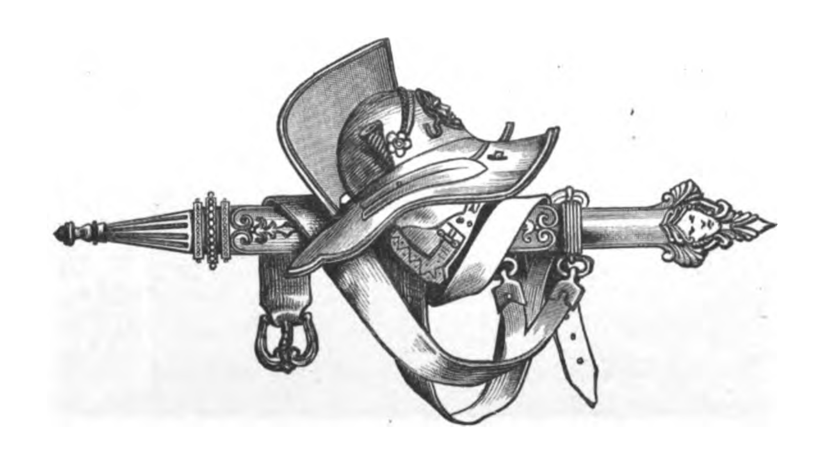
vernichtet und den glorreichsten Siegeskranz um die Feldzeichen Constantin's geschlungen.[4])

Kurz nach Mittag war die große und entscheidende Schlacht gewonnen.

Erst jetzt dachte König Eroc an seinen Sohn. Er fand die Leiche, das Feldzeichen auch im Tode fest in der Hand, in der Nähe des Ufers. Stumm hob der Greis den Jüngling auf seine Arme; seine Krieger wollten ihm die Last abnehmen; allein er wehrte es ihnen, indem er sprach:

„Hat der Vater ihn als Kind in das Leben getragen, so sollen auch die Vaterarme ihn in das Grab tragen. Seiner Ahnen werth ist der Heldensohn gefallen; möge Wodan ihn in Walhalla aufnehmen!"

Der große Kampf, der die Geschicke Rom's uud der Kirche entschied, fand seine würdige Darstellung in einem jener Gemälde, mit welchen Raphael's unsterbliche Meisterhand den Vatikan geschmückt hat: vor uns Maxentius, wie er in den Wogen versinkt, über ihm, auf dem Ufer heransprengend, Constantin, das Zeichen des Kreuzes zu seiner Seite; rechts auf der milvischen Brücke wie auf den Kähnen im Flusse die Flüchtlinge; links ein Krieger, der die Leiche seines Sohnes findet. —



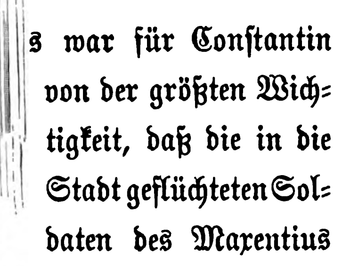
Anmerkungen.

1. Nazarius beschreibt uns die Aufstellung des Rufus also: „Bei der Menge der Truppen, die ihm zur Verfügung standen, dehnte sich seine Schlachtlinie aus, soweit das Auge reichte; allein die Länge der Fronte schwächte dieselbe nicht nur nicht, sondern durch die Stärke der Hülfstruppen und der Legionen stand sie wie eine gewaltige Mauer da.
2. Zosimus gibt die Streitkräfte Constantin's mit 90,000 Fußsoldaten und 8000 Reitern an, während er die Truppen des Maxentius auf 170,000 Fußsoldaten und 18,000 Reiter schätzt. — Im Heere Constantin's bildeten gerade die germanischen und britannischen Hülfstruppen ein starkes Contingent; seine Verluste in den vorhergegangenen Schlachten waren sehr gering gewesen; Nazarius, in seiner Lobrede auf den Kaiser, hebt dies ausdrücklich hervor (tuis integris . . . . sine tuorum vulneribus).
3. Der Ruf: „Christus vincit" ist später in die Liturgie übergegangen. In den Litaneien des Mittelalters sangen zwei Sänger abwechselnd mit dem Chor: „König der Könige!" — Christus siegt; „Du, unser König!" — Christus siegt; „Du, unsere Hoffnung!" — Christus siegt; — „Du, unsere Hilfe!" — Christus siegt; u. s. w. Daran schloß sich in weiterer Ausführung der Ruf: „Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat, Christus ist unser Sieger, unser König, unser Kaiser." (Vgl. Höfler, deutsche Päpste, I, S. 285.) Im erhabensten Ausdruck des Triumphes, den das Christenthum über das Heidenthum feiert, setzte Papst Sixtus V. auf die Spitze des Obelisken, den er aus dem Circus des Nero nach dem Petersplatze verpflanzt hatte, das Kreuz, und ließ auf den Fuß des Obelisken jenen Ruf als Inschrift einmeißeln: „Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat," indem er die Bitte hinzufügte: „Christus ab omni malo plebem suam defendat, Christus schirme sein Volk vor allem Uebel."
4. Daß der Sieg das Werk Gottes gewesen, war bei den Zeitgenossen allgemeine Ueberzeugung; der heidnische Redner Nazarius gibt derselben Ausdruck in folgenden Worten: „Die Gottheit war es, welche deine Frömmigkeit schützte; sie war es, die den Hochmuth des Tyrannen brach; sie hat dein Heer mit solcher Macht unterstützt, wie nur ein Gott sie verleihen konnte." Constantin selbst aber erklärte später in einer Ansprache (ad sanctum Coetum, Cap. 22): „Ich meinerseits schreibe mein Glück und alle meine Erfolge der Hilfe von oben zu. Und mit mir weiß Das und lobt dafür Gott die erlauchte Stadt Rom." Daher berichtet Eusebius in seiner Lebensbeschreibung Constantin's (I, 33): „Auf das lebhafteste überzeugt, daß Gott ihm geholfen, dankte sofort der Kaiser in inbrünstigen Gebeten dem Spender des Sieges." Er erzählt dann, Constantin habe seiner Statue zu Rom eine Nachbildung des Labarum's in die Hand geben und auf das Postament die Inschrift setzen lassen: „Durch dieses heilbringende Zeichen, den wahrhaftigen Spender der Stärke, habe ich euere Stadt vom Joche der Tyrannei befreit, dem Volke und Senate von Rom die Freiheit zurückgegeben und ihre frühere Größe und Herrlichkeit wieder hergestellt."



Zwölftes Kapitel.

Der Retter.



Es war für Constantin von der größten Wichtigkeit, daß die in die Stadt geflüchteten Soldaten des Maxentius weder den Versuch machten, sich hinter den Mauern zu sammeln und es auf eine Belagerung oder einen Straßenkampf ankommen zu lassen, noch auch durch Mord und Plünderung sich an der wehrlosen Bürgerschaft für die erlittene Niederlage zu rächen. Sobald daher die Schlacht entschieden war, gab er sofort seiner Reiterei Befehl, auf der nach dem Vatikan führenden Straße nach Rom zu eilen und theils über die älische Brücke am Grabmal des Hadrian, theils über die weiter strom-

abwärts gelegene janiculensische Brücke in die Stadt einzuziehen und Capitol und Forum zu besetzen. Zugleich wurden, um die zersprengten Haufen des Feindes abzuschneiden, die milvische Brücke und die Straße nach dem Vatikan durch Truppentheile abgesperrt. Dem Anführer der Reiterei gab Constantin den Paulinus als Begleiter, theils um den städtischen Behörden officiell den Sieg des Kaisers und den Untergang des Maxentius anzukündigen, theils und vor Allem, um dem brennenden Verlangen des Senators nach seinen Kindern, über deren Schicksal er völlig im Ungewissen war, zu entsprechen. —

In der Stadt war, seit dem Augenblicke, wo der Beginn der Entscheidungsschlacht bekannt geworden, die Aufregung von Stunde zu Stunde gestiegen, zumal als Maxentius nach dem Kampfplatz eilte, als die Flüchtlinge in immer größerer Zahl nach Rom kamen, als die Tausende aus dem Circus zurückkehrten. Alles schwebte zwischen Furcht und Hoffnung; die widersprechendsten Nachrichten kreuzten sich, und die Drohungen der in Haufen durch die Straßen ziehenden Soldaten, die Stadt in Brand zu stecken und dem Constantin nur einen rauchenden Trümmerhaufen zu überlassen, wenn Maxentius besiegt werden sollte, erfüllten die ganze Bürgerschaft mit banger Angst.

Die Senatoren hatten sich nach der Unterbrechung der Feier im Circus nach und nach im Tempel der Concordia am Fuße des Capitol's, wo die Väter ihre Berathungen zu halten pflegten, versammelt. Boten über Boten wurden ausgeschickt, um sichere Nachricht vom Schlachtfelde zu erhalten; endlich kam die Meldung, Maxentius habe seinen Tod in den Fluthen gefunden, die Schlacht sei beendigt. Sofort entsandte der Senat eine feierliche Deputation, an ihrer Spitze den neuen Stadtpräfekten Annius Anulinus, mit den goldenen Statuetten der Roma und Victoria nach dem Schlachtfelde, um dem Sieger zu huldigen und ihn zu beglückwünschen. Zugleich erließ der Senat den Befehl, die Ritter und Senatoren, deren eine große Zahl zum Theil

seit Monaten in Ketten schmachtete, sowie alle wegen Majestätsbeleidigung Angeklagten und Verurtheilten sofort auf freien Fuß zu setzen.[1])

Wie hallten die Lüfte wider von dem Jubel und den Segenswünschen für Constantin, mit welchen das Volk die aus dem mamertinischen Kerker und all' den übrigen Gefängnissen befreiten Opfer des gestürzten Tyrannen, die vom Bau der Basilika entlassenen Sträflinge begrüßte! Noch lauter erscholl der Jubel und das Frohlocken, als bald nachher Constantin's Reiterei über die älische Brücke einrückte und das Forum besetzte.

Paulinus wurde von seinen Freunden im Senat auf das herzlichste bewillkommt. Auf seine Frage nach seinen Kindern konnte er lange keine Antwort erhalten, da Niemand über das Schicksal derselben Etwas wußte, bis endlich ein christlicher Senator ihm die frohe Mittheilung machte, dieselben seien in der Villa der Quintilier, die am vierten Meilenstein der appischen Straße lag und im Besitze einer christlichen Familie war, verborgen.[2]) Er hätte noch hinzusetzen können, daß dieselben seit einigen Wochen mit noch andern Katechumenen in der christlichen Lehre unterwiesen würden.

Paulinus entsandte sofort einen reitenden Boten, seine Kinder nach Rom zurück zu führen. Hätte er doch um die zum Tode verurtheilten Christen im Circus gewußt! Mit seinem Boten wäre dann eine Abtheilung der Reiterei hinausgeeilt, sie sofort auf freien Fuß zu setzen. Allein bei der allgemeinen Aufregung und Verwirrung inmitten der sich drängenden Ereignisse dachte Niemand an die Bekenner in dem fernen Circus, und wenn nicht eine unverhoffte Hilfe gleich einem rettenden Engel erscheint, wird der Tyrann selbst im Tode noch seine Opfer fordern. —

Auf die Kunde vom Beginne der Schlacht hatte sich in der Frühe des Tages der Bischof Milziades mit einigen Diakonen und einer

kleinen Schaar von Christen in die Katakomben des h. Valentin begeben, welche, heute ganz verfallen, in dem Höhenzuge vom flaminischen Thore nach der milvischen Brücke zu liegen.[3]) Dort war er dem Schlachtfelde nahe, um sofort nach dem Kampfe den verwundeten Christen schnelle Hilfe bringen zu können. Von einer Villa, welche nicht weit vom Eingange der Katakomben auf der Höhe der Hügelkette lag, konnte man in der Ferne das Schlachtfeld, in unmittelbarer Nähe die ersten auf der flaminischen Straße nach Rom flüchtenden Soldaten, den in den Kampf eilenden Kaiser, die allgemeine Flucht des geschlagenen Heeres sehen; so erhielten die unten versammelten Gläubigen von Zeit zu Zeit Nachricht über den Gang des Kampfes. Während Constantin und die Seinen mit dem Schwerte fochten, erhoben die Christen ihre Arme zum Himmel in inbrünstigen Gebeten, gleich Moyses, als Israel gegen Amalec stritt.

Endlich kam die Nachricht des Sieges; bald darauf die Mittheilung, daß Maxentius von den Fluthen verschlungen sei.

Da erhob sich der greise Hohepriester, um jenen Lobgesang zu wiederholen, den Moyses angestimmt hatte, als Pharao und sein Heer im rothen Meere untergegangen waren:

Singt lobpreisend dem Herrn, der glorreich groß sich erwiesen:
Roß und Reiter begrub er im Meere.
Meine Kraft ist der Herr; er mein Erretter und Gott.
Auf zum Kampfe erhob sich der Held,
— Allmächtiger ist sein Name —
Und schleuderte Pharao's Heer und seine Wagen in's Tiefe.
Gewaltig erwies sich Dein Arm; wie traf Deine Rechte den Feind!
„Verfolgen, sprach er, will ich sie; mein Schwert vernichte sie alle" —:
Ein Hauch von Dir, — da deckt sie das Meer;
Sie versanken wie Blei in den Wogen.
Du führtest in Gnade Dein Volk, Erretter,
Und trugst es erbarmend auf mächtigem Arm.[4])

Dann machte sich der greise Bischof mit seinem Klerus und den um ihn versammelten Gläubigen auf nach dem Schlachtfelde. Denn geziemte es sich, daß an erster Stelle die römische Kirche dem siegreichen Kaiser Dank und Glückwünsche darbringe, so sollte sie nicht minder auch die erste Stunde, welche ihr nach dreihundertjährigem Drucke die Freiheit gab, durch jene Werke der Liebe und Barmherzigkeit weihen, welche zu allen Zeiten Mission wie Merkmal der Kirche Christi gewesen sind. Von dem Antlitze des glorreichen Siegers, der im Namen ihres Gottes den Feind niedergeworfen und vernichtet hatte, wollte sie zu den armen Verwundeten und verlassenen Sterbenden eilen, um in demselben gebenedeiten Namen ihre Schmerzen zu lindern, sie in ihrer Todesstunde zu trösten.

Aber noch ein besonderer Grund drängte den Bischof zur Eile, den Kaiser zu sehen: das war der Gedanke an die zum Tode verurtheilten Christen im Circus. Wie stand es um sie? Waren sie schon niedergemetzelt worden? — Es war bekannt, daß ihre Hinrichtung für den Schluß der Spiele befohlen war; die Wettfahrt hatte sehr wahrscheinlich noch nicht begonnen, als Maxentius den Circus verließ, oder sie war doch dadurch unterbrochen worden; allein wenn so auch der Papst hoffen durfte, daß die Bekenner noch am Leben seien, schwebten sie nicht dennoch in Gefahr, dem Christenhasse und der Rache ihrer Wächter zum Opfer zu fallen? Constantin allein konnte sie retten, und mit der ängstlichen Besorgniß eines Vaters für seine Kinder eilte der greise Bischof, von ihm die Befreiung der Bekenner zu erbitten.

Als der Papst im Lager erschien, war der Kaiser eben mit seinem Generalstabe zum Kriegsrath versammelt, in welchem unter andern auch der Einzug in die Stadt noch für den heutigen Abend beschlossen wurde; mit eigener Hand hatte Constantin dem Candidus die Insignien eines Kriegstribunen angelegt und den goldenen Ring ihm an den Finger gesteckt. Der Kaiser selbst, wie seine Umgebung, stand noch

ganz unter dem mächtigen Eindrucke, den die große Entscheidung des heutigen Tages auf Alle gemacht hatte. Der Ernst dieser Stunde wurde noch vermehrt durch den Gedanken an mehr denn Einen der treuen Waffengefährten und Kriegsobersten, der, gefallen oder schwer verwundet, in der Versammlung fehlte.

Es war ein Moment von weltgeschichtlicher Bedeutung, als der greise Hohepriester vor dem jugendlichen und siegreichen Imperator erschien. Nachdem das Kaiserthum dreihundert Jahre lang das Papstthum als seinen Todfeind verfolgt hatte und der Christenname für Rom und die römische Welt ein Fluch gewesen war, begrüßte jetzt der Papst den Kaiser, der Rom wie durch Christus, so für Christus erobert hatte. Bisher hatten die Imperatoren in der Vernichtung des Christenthums das Heil des Staates gesehen, und jetzt stand der Imperator dem höchsten Stellvertreter Dessen gegenüber, der ihn nach Rom geführt, der Rom von der schrecklichsten Tyrannei befreit hatte. Alles Priesterthum im römischen Reiche hatte bis dahin seine Wurzel, wie seine Krone im Kaiser als dem Pontifex Maximus; jetzt trat aus dem dreihundertjährigen Dunkel der Katakomben vor den Weltbeherrscher ein Hohepriester, der von Gott selbst Amt und Würde empfangen hatte, neben dem der Pontifex Maximus zum einfachen Laien hinabsank.

Freilich alles Dies, mit allen seinen Folgerungen, kam heute weder dem Einen noch dem Andern zu voller Erkenntniß; erst die Zeit mußte das Verhältniß zwischen Sacerdotium und Imperium, zwischen Papstthum und Kaiserthum klären, und nur das Eine mochten beide Männer heute fühlen und begreifen, daß in dem einträchtigen Zusammenwirken beider Gewalten das Glück und Heil des Reiches und der ganzen Welt begründet sei.

Constantin empfing den Papst um so huldvoller, als derselbe der erste war, der ihm aus Rom die Glückwünsche zu seinem Siege und

den Ausdruck der Huldigung darbrachte. Die Erscheinung des heiligen Greises und die schlichte und doch so würdevolle Weise, in welcher der Papst zum Kaiser redete, machten auf diesen, wie auf seine Umgebung einen unverkennbaren Eindruck. Unwillkürlich verglich Constantin ihn mit Gordianus und den andern heidnischen Priestern: wie ganz anders erschien dieser Priester des Christenthums! Constantin fühlte, daß er einem Papste gegenüberstand.

Der Oberhirt beeilte sich, seinen Glückwünschen sofort die Bitte beizufügen, einen Boten auf schnellem Rosse nach dem Circus zu entsenden.

Candidus hatte sich bisher aus Ehrfurcht vor dem Kaiser Gewalt angethan, nach seiner Mutter zu fragen, so gerne er auch aus dem Munde des Papstes die Nachricht seines Boten bestätigt gehört hätte. Bei der Mittheilung, daß Christen im Circus zur Hinrichtung verurtheilt, wenn nicht schon dem Tode überliefert seien, durchzuckte ihn plötzlich eine schreckliche Ahnung, und erbleichend richtete er mit bebender Stimme an den Papst die Frage:

„Wo ist meine Mutter?“

Milziades zögerte mit der Antwort.

„Ist auch sie . . . ?“ rief Candidus, und da ihm das Schweigen des Papstes Alles sagte, warf er sich dem Kaiser zu Füßen und erbat sich die Erlaubniß, nach dem Circus eilen zu dürfen.

Constantin ließ sofort den schnellsten andalusischen Renner vorführen; zugleich entsandte er einen Eilboten in die Stadt an den Obersten der Reiterei, in größter Eile zwei Decurien oder Schwadronen nach dem Circus an der appischen Straße zu schicken; indem er dann dem Candidus den eigenhändig geschriebenen Befehl überreichte, die Gefangenen sofort in Freiheit zu setzen, sprach er:

„Ich hoffe, die Kunde von unserm Siege und dem Untergange des Maxentius wird bereits hinausgelangt sein, und dann sind die

Gefangenen sicherlich schon entlassen; wenn nicht, so wirst du der willkommene Bote sein, der deine edle Mutter und die übrigen Christen im Triumph nach Rom zurückführt. Ich werde", fuhr Constantin fort, „dem Intendanten des kaiserlichen Palastes der Lateraner den Befehl zustellen lassen, für deine Mutter, und für wen es dir weiterhin nöthig erscheint, einen Flügel des Palastes bereit zu halten. Jetzt eile; Gott, der uns nach Rom geführt hat, wird auch dich in die Arme deiner Mutter führen."

Constantin verschwieg vorsichtig seinen Gedanken an die Möglichkeit, daß Maxentius die Hinrichtung gerade für den Fall seiner Niederlage befohlen haben könnte; Candidus hegte dieselbe Befürchtung; er wagte nicht, sie auszusprechen. — In fliegender Eile jagte er die Straße hinunter, welche auf dem rechten Tiberufer am vatikanischen Höhenzuge vorüber führte, da diese vom Gedränge nicht gesperrt war. Dann ging es durch das transtiberinische Stadtviertel, am Circus Maximus und den Bädern des Caracalla vorüber zum appischen Thore hinaus. Das edle Roß schien, zumal als es wieder in's Freie gelangt war, kaum den Sand zu berühren, und doch hätte Candidus sich Flügel gewünscht. Von steigender Angst gepeinigt, seufzte und flehte er aus tiefster Seele zum Himmel empor:

„O laß mich nicht zu spät kommen!" —

Mit Valeria hatte sich eine Anzahl von Gläubigen, meist nächster Verwandten der zum Tode Verurtheilten, seit der Frühe des Tages beim Circus eingefunden, um die Leichen der Martyrer nach dem Coemeterium des Callistus zu übertragen; aus einer Aeußerung, die von den draußen sich umhertreibenden Sklaven des Hofes gefallen war, hatte man erfahren, daß die Schlacht entbrannt sei, und unwillkührlich knüpfte sich an diese Nachricht die Hoffnung auf die Rettung der Gefangenen. Dann waren die ersten Boten des Rufus gekommen, und mit

Angst und Sorge hatten die Christen gehört, wie dieselben nacheinander frohlockend die Erfolge der kaiserlichen Waffen verkündigten.

„O Herr," seufzte Valeria aus tiefstem Herzensgrunde, „laß das Opfer, das die Martyrer dir bringen, deine Hilfe auf Constantin herabflehen!"

Einmal kam ihr sogar der Gedanke, wenn die Bekenner zum Tode geführt würden, sich den Weg zu ihnen zu bahnen und laut sich als Christin zu bekennen, um das Opfer auch ihres Lebens mit in die Wagschale der Entscheidung zu legen. Sie hätte den Entschluß dazu gefaßt, wenn der Gedanke an ihren Vater sie nicht zurückgehalten hätte. Dann war der dritte und vierte Bote erschienen. Maxentius hatte in Mitte der Festlichkeiten den Circus verlassen, um mit verhängten Zügeln nach Rom zu eilen; die allgemeine Flucht des Volkes setzte es außer Zweifel, daß der Sieg sich dem Constantin zuneige, und triumphirend rief der Diakon Severus dem jungen Fossor zu:

„Denkst du an den König Balthasar und das geheimnißvolle Schriftzeichen?"

Valeria hatte die Frage gehört, und wie ein Blitzstrahl leuchtete es plötzlich durch ihre Seele.

„Nach Balthasar," rief sie aus, „kam jener König, unter welchem Gott den Daniel aus der Löwengrube rettete."

Die Worte waren wie aus einer inneren Eingebung von ihren Lippen geflossen, und mit ihnen tauchte auf einmal in Valeria die zuversichtliche Hoffnung, ja fast die Gewißheit auf, daß der Allmächtige heute ein ähnliches Wunder wirken und die Gefangenen vom Tode erretten werde.

Irene frei! — Dieser Gedanke machte sie vor freudiger Aufregung am ganzen Körper erzittern.

„Mein Gott," seufzte sie, „ist es Sünde, wenn meine Seele frohlockt in der Vorstellung, meine Mutter von den Thoren des Himmels

an das Herz ihrer Tochter zurückgeführt zu sehen? Darf ich mich nicht an dem Gedanken freuen, daß die edle Matrone gleich dem greisen Jacob den Sohn wiederfinde?"

Der Diakon Severus beruhigte sie durch den Hinweis auf Abraham, von welchem der Himmel auch nur den gehorsamen Willen, nicht die That und das Opfer seines Sohnes verlangte; aber er verhehlte ihr auch nicht die Befehle des Maxentius, wie sie Einer der Christen von den Wächtern erfahren hatte.

Die Mittheilung vermochte Valeria nicht zu entmuthigen. Die Hoffnung ist, wie eine tröstende Mutter, und zumal die Jugend neigt sich so gerne an ihre Brust und vergißt über ihrem süßen Lächeln, daß die Enttäuschung mit ihren finstern Zügen und ihrem kalten Herzen die Stiefschwester der Hoffnung ist.

Die Gefangenen waren gestern Abend in ein Gewölbe des Circus eingesperrt worden; wie gerne hätte Valeria jetzt mit ihnen geredet! Sie wagte es, ihre Bitte dem Centurio, der dieselben zu bewachen hatte, vorzutragen; allein dieser wies sie barsch zurück, indem er höhnisch hinzufügte:

„Die wissen ja, daß sie sterben müssen; willst du etwa Zeuge der angenehmen Ueberraschung sein, wenn es plötzlich heißt: Jetzt fort auf die Schlachtbank?"

Der Diakon Severus hatte nacheinander einige junge Leute zur Stadt geschickt, Erkundigungen einzuziehen. Jetzt kamen die ersten Boten zurück und berichteten, daß die Bürgerschaft sich in wachsender Aufregung befinde; in allen Straßen sehe man Haufen von flüchtigen Soldaten; es heiße, Rufus sei gefallen, Maxentius gefangen. Der Centurio ließ die Leute vor sich kommen; allein nachdem er ihre Berichte angehört, wiederholte er seine Erklärung:

„All' diese unzuverlässigen Angaben und Gerüchte ändern nichts an dem Befehl, den ich aus dem Munde des Kaisers selbst empfing.

Wenn zur bestimmten Stunde der Bote nicht da ist, thue ich, was ich zu thun habe. Ihr Christen hofft," setzte er ingrimmig hinzu, „daß der göttliche Maxentius unterliege, und ihr würdet Freudentänze um seine Leiche aufführen. Doch dann will ich, sein Centurio, dem großen Todten als erste Libation das Blut der Eurigen darbringen."

„Du würdest doch," wendete ihm Severus ein, „wenn Constantin siegt, dir schlechten Dank bei ihm verdienen, wofern du den so blutigen und grausamen Befehl des Besiegten ausgeführt hättest."

Allein der Centurio blieb unerbittlich bei seiner Erklärung, und für die Christen sank die Hoffnung, die Gefangenen gerettet zu sehen, in demselben Maße, in welchem ihre Erwartung auf den Sieg Constantin's durch die Meldungen neu eintreffender Boten mehr und mehr zur Gewißheit wurde.

Valeria allein hielt fest. Wohl sah auch sie nicht, woher Hilfe und Rettung kommen sollte; aber wenn sie auch in einem neuen Akte der Hingebung Alles in Gottes Hände legte, — sie konnte nicht glauben, daß der himmlische Vater ihr die selige Hoffnung des Wiedersehens habe leuchten lassen einzig, um ihr schweres Opfer doppelt schwer zu machen. Wie freundliche Engel, vom Himmel geschickt, umgaukelten ihre Seele unablässig die Gedanken an den glücklichsten der Augenblicke, wo sie ihre Mutter gerettet in die Arme schließen, wo alle die Bekenner in Jubel und Frohlocken nach Rom zurückkehren würden, um mit der gemeinsamen Mutter, der Kirche, Christi Sieg zu feiern.

In der, wenn auch noch so schwachen Hoffnung, daß vielleicht doch auf irgend eine Weise eine ganz sichere und verbürgte Nachricht über den Sieg Constantin's sich nach dem Circus hinaus verliere und den Centurio umstimme, hatte Severus auf der Anhöhe beim Grabmal der Cornelier einen Wächter aufgestellt. Von dort ließ sich die appische Straße weit hinunter auf die Stadt zu verfolgen; bis zum

Circus standen andere Männer, welche die Wahrnehmungen des Wächters übermitteln sollten. Die neunte Stunde war schon nahe, als derselbe einen Reiter in der Ferne signalisirte.

„Wohlan", erklärte der Centurio, „ich werde dessen Ankunft abwarten; ist er nicht der Bote meines Kaisers, dann thue ich, was mir befohlen worden."

Von einigen seiner Soldaten begleitet, von den Gläubigen gefolgt, begab sich der Centurio zur appischen Straße. Endlich kam der Reiter; es war der von Paulinus zu seinen Kindern nach der Villa der Quintilier entsendete Diener. Voll banger Spannung drängten die Christen sich um ihn; selbst der Wächter war von seinem Posten dem Boten nachgeeilt. Wohl gab derselbe die sichere und unzweifelhafte Nachricht, daß Maxentius gefallen sei; allein statt daß dies den Centurio umgestimmt hätte, stachelte es ihn noch mehr auf, und bestärkte seinen Entschluß, den Tod des Kaisers an den Christen zu rächen. Zum Circus zurückgekehrt, befahl er seinen Soldaten, die Gefangenen vorzuführen.

Vergebens bestürmten ihn die Gläubigen, von der Ausführung des blutigen Befehles abzulassen; vergebens warf sich der greise Diakon Severus mit ihnen dem Centurio zu Füßen: der trotzige Krieger blieb unerbittlich. Die Gefangenen wurden aus ihrem Verließ herausgeführt; die Cohorte der Soldaten nahm sie in ihre Mitte — zum Todesgange.

Valeria erblickte Irene; stumm streckte sie die Arme nach ihr aus. Während sie mit unaussprechlicher Innigkeit und glühendster Inbrunst ihren Hilferuf zum Throne der allmächtigen Erbarmung sandte, folgte sie mit den klagenden und weinenden Gläubigen den Bekennern zum Richtplatze.

Allein nun trat eine ganz unerwartete Wendung ein. Die Mittheilungen des Boten des Paulinus hatten sich rasch in der Cohorte der Soldaten verbreitet; war Maxentius gefallen, Constantin aber

Kaiser, und Rom in seinem Besitze, dann mußte die Ausführung des Blutbefehls für sie selbst die schlimmsten Folgen haben. Schon wider Willen, zögernd und murrend, hatten sie die Gefangenen auf die Richtstätte geführt; jetzt, wo der Centurio ihnen befahl, die Schwerter zu ziehen, auf die Bekenner einzuhauen und sie alle niederzumetzeln, standen die Soldaten unbeweglich und verweigerten den Gehorsam.

Valeria hatte dies nicht sobald bemerkt, als sie voll Jubel die Hände zum Himmel erhob und frohlockend in die Worte ausbrach:

„Dank, Dank dir, allmächtiger Gott! Der du Noe aus der Fluth errettet und Isaak vor dem Schlachtmesser seines Vaters geschützt hast, der du Moyses der Hand Pharao's entrissen, und Daniel aus der Löwengrube befreit hast, — ich wußte es wohl: wer auf dich vertraut, den lässest du nicht zu Schanden werden."

Mit diesen Worten wollte Valeria, schon der Rettung der Gefangenen gewiß, auf Irene zueilen. Allein der Centurio stieß die Jungfrau wüthend zurück, indem er ausrief:

„Beim Hercules! Lebend oder todt ist mein Kaiser mein Kaiser, und sein Befehl soll ausgeführt werden! Und wenn ihr Soldaten den göttlichen Maxentius, der euch mit Wohlthaten überhäuft hat, schnöde vergessen und rebellisch ihm den Gehorsam verweigern wollt, dann will ich allein seinen Tod rächen und seinen Befehl ausführen, bis mir der Arm erlahmt; lebendig soll keiner von diesen Christenhunden, das schwöre ich bei den unsterblichen Göttern, den Platz verlassen."

Die Worte des Centurio machten wenigstens auf einen Theil seiner Krieger Eindruck, und gewiß, wenn sie einmal Blut fließen sahen, ergriff auch sie die Mordlust. In diesem verhängnißvollen Augenblicke erscholl plötzlich draußen fernher der Ruf:

„Haltet ein! Im Namen des Kaisers! Mutter, Mutter!"

Aller Blicke richteten sich in höchster Spannung dem Ausgange des abgesperrten Raumes zu: mit verhängtem Zügel stürmte von der appischen Straße her ein Reiter in kriegerischer Rüstung heran, ein Blatt Papier in der Hand. „Im Namen des Kaisers", wiederholte er, „haltet ein, haltet ein!"

Candidus war es, der auf schweißtriefendem Rosse im letzten entscheidenden Moment erschien.

Alles wich vor dem heransprengenden Reiter zurück, und — auf dem Richtplatze absteigen, mit dem Rufe: „Mutter, Mutter!" auf die Schaar der Gefangenen zueilen und Irene, die ihre Arme dem Sohne entgegenstreckte, an sein Herz ziehen, war die Sache eines Augenblicks.

„Mütterchen, süßestes, süßestes Mütterchen!" — mehr konnte Candidus nicht sagen in der überwältigenden Freudenfülle seines Herzens. Stumm, Thränen der Seligkeit in ihren Augen, beugte die Matrone ihr Haupt über ihren Sohn und preßte ihn an ihr Mutterherz — in langer, unaussprechlich glücklicher Umarmung.

Selbst die rauhen Soldaten standen gerührt umher. Der Centurio war durch das so plötzliche und fast wunderbare Erscheinen eines Retters in der Person eines Kriegstribunen auf's höchste überrascht worden; er hatte den Befehl Constantin's gelesen, den ihm Candidus zugeworfen, und jetzt erklang auch aus der Ferne der Hufschlag der heransprengenden Reiterei. So erließ er denn die laute Erklärung:

„Es ist mir unmöglich gemacht worden, den Befehl des göttlichen Maxentius zu vollziehen. Möge denn der Wille des Siegers gelten: die Gefangenen sind frei."

Die Worte wurden mit lautem Jubel von den Christen begrüßt: der Diakon Severus und die übrigen Gläubigen eilten auf die Gefangenen zu; hier umarmte ein Gatte die Gattin, dort ein Sohn seinen Vater, der Bruder den Bruder unter Thränen süßester Freude. Wenn der Himmel das Oel seines Trostes in die erlöschende Lampe

gießt, dann lebt die Flamme schnell wieder auf, und von der Stätte, wo eben noch das blutige Opfer des Martyrium's dargebracht werden sollte, stieg nun der Weihrauchduft innigen Dankgebetes zum Throne des Allerhöchsten.

So sehr auch Valeria brannte, Irene in die Arme zu schließen, so hatte doch ihr Zartgefühl und ihre jungfräuliche Scheu sie zurückgehalten, sich der geliebten Mutter zu nähern, die in den ersten seligen Augenblicken des Wiedersehens ihres Sohnes, zumal unter solchen Umständen, einzig ihm allein gehören mußte. Schweigend stand sie bei Seite, das Herz übervoll von Glück und Freude, ein Lächeln süßester Wonne in ihren Augen, auf ihren Lippen. So glich sie einer Rose nach dem Gewitter. Noch hangen die Regentropfen wie Thränen an ihren Blättern; allein schon spiegelt sich die helle Sonne in denselben und übergießt die Blume mit neuem Duft und lieblichster Anmuth. Und als nun Irene Valeria erblickte, auf sie zueilte, sie in ihre Arme schloß, da war's Beiden, als ob ein Engel den bitteren Leidenskelch von ihren Lippen weit hinwegschleuderte und Tropfen aus den Wonnequellen des Paradieses in ihre Seele träufelte.

„Das ist mein Sohn, mein Candidus!" jubelte ihr die überglückliche Matrone zu.

Valeria schaute aus ihren milden Augen den Jüngling mit einem Blicke innigsten Dankes an.

„Hochherziger Jüngling", sprach sie, indem sie seine Hand ergriff und sie trotz seines Widerstrebens an ihre Lippen drückte, „Gott allein, der dich gesandt hat, kann dir das süße Glück dieser Stunde vergelten!"

Erröthend schlug sie die Augen nieder.

„Edle Jungfrau", antwortete Candidus, überrascht durch den Adel und die Anmuth in Valeria's Erscheinung, „es ist des Soldaten Beruf, Wunden zu schlagen und den Tod zu bringen: aber süßer ist es doch für ihn, wenn er Leben spenden, Wunden heilen, Thränen trocknen

darf. Allein daß ich als Sohn das Leben der Mutter, als Christ das Leben ruhmwürdiger Bekenner retten konnte, das ist ein Glück und eine Gnade, um die ich freudig all' die rasch welkenden Lorbeeren des Krieges hingebe."

Unterdessen waren die kaiserlichen Reiter angekommen. Da sie die Gefangenen bereits befreit sahen, wandten sie sich, Beute suchend, dem Circus zu, und bald verkündigte ihr Jubelgeschrei, sowie ein an Candidus entsendeter Kamerad, daß sie eine reich besetzte, noch unberührte Tafel in der Halle über dem Eingangsthore entdeckt hätten. Die Bekenner hatten seit der coena libera am gestrigen Abende Nichts genossen; sie bedurften einer Erquickung, bevor sie zur Stadt zurückkehrten, und unter allgemeiner Freude theilten sie mit den Soldaten die reiche Tafel des Maxentius. Es war ein unbeschreiblich reizendes Bild frohesten Glückes, dieser bunte Kranz von Gästen in der goldstrahlenden Halle, in welcher der gestürzte Tyrann den Untergang seines Gegners in wüsten Gelagen zu feiern gehofft hatte. — Am obern Ende der Halle war zwischen Kränzen und kostbaren Draperien das Brustbild desselben angebracht; die Soldaten rissen es von der Wand herunter, stachen ihm die Augen aus, wie Maxentius es mit den Bildnissen Constantin's gethan hatte, und beschlossen, es als Siegeszeichen im Triumphe nach Rom zu bringen.

Da es die Christen drängte, an der allgemeinen Siegesfreude Theil zu nehmen, so brach die glückliche Schaar nach kurzer Erquickung auf, und nachdem sie noch einmal vereint Herz und Hände in lautem Dankgebete zum Himmel erhoben hatten, machten sie sich auf den Weg. Ihnen voraus sprengten die Reiter mit ihrer Siegestrophäe der Stadt zu.

Zwischen Candidus und Valeria dahinwandelnd, ließ sich Irene von ihrem Sohne seine Erlebnisse während des Feldzuges, und zumal den Verlauf der heutigen Schlacht erzählen. Wie aufmerksam lausch-

ten die beiden Frauen seiner Schilderung; wie frohlockten ihre Herzen über all' das sichtbare Eingreifen Gottes; wie glücklich schauten sie nun aus der entschwundenen Nacht der Prüfungen in eine heitere Zukunft, die wie ein goldener Morgen vor ihren Blicken aufging! — Dann kam die Reihe an Irene, zu erzählen, was sie erlebt und erlitten hatte. Ihr Bericht war zugleich eine Schilderung der Prüfungen und Leiden, die über Rufinus und seine Tochter, wie über die andern Bekenner gekommen waren. Wieder und wieder mußte die Jungfrau erröthen über das ihr gespendete Lob; vergebens suchte sie es abzuwehren durch den Dank für die mütterliche Liebe, mit welcher Irene ihr zur Seite gestanden. Candidus horchte mit tiefer Rührung den ergreifenden Worten seiner Mutter; voll frommer Ehrfurcht sah er sich in Mitten einer Schaar von Bekennern, welche theils im Gefängnisse, theils als Baugefangene Noth und Elend aller Art erduldet hatten. Gewiß, während Constantin's Heer mit dem Schwerte um den Sieg focht, da hatten alle diese Leiden und Opfer der Gläubigen in Rom sich gleich flehenden Kindern an den Stufen der göttlichen Majestät niedergeworfen, um den Triumph Constantin's, den Sieg des Kreuzes zu erbitten.

Den tiefsten Eindruck aber auf Candidus machte der Opfermuth, mit welchem Valeria ihren Vater zu retten gesucht, die Schrecken seiner Gefangenschaft im mamertinischen Gefängnisse getheilt, eine fast übermenschliche Last von Leiden und Schmerzen ertragen hatte. Gab es, so fragte er sich unwillkürlich, unter den Töchtern Rom's wohl eine edlere, hochherzigere Jungfrau, als sie? — Valeria mußte ihre Erlebnisse seit der Gefangennehmung Irene's erzählen, und die Weise, wie sie es that, wie sie zumal das glückliche Wiederfinden ihres Vaters schilderte, enthüllte eine Seele von solchem Adel der Gesinnung, daß Candidus nur seine Mutter mit ihr vergleichen konnte, und er begriff vollkommen die innige Liebe, welche Beide miteinander verband.

Die Mittheilung, daß Rufinus in einer Hütte in Trastevere verborgen sei, beantworteten Mutter und Sohn einstimmig mit der Erklärung, Valeria sofort dorthin begleiten zu wollen.

„Mein Kaiser," fügte Candidus hinzu, „hat uns einen Flügel des lateranensischen Palastes angewiesen; dorthin wollen wir den edlen Stadtpräfekten bringen, bis er in den nächsten Tagen wieder durch kaiserlichen Befehl in seinen eigenen Palast zurückkehren kann."

Der Diakon Severus hatte auf Bitten des Candidus einen Fossor in das nahe Dorf geschickt, für Irene und Valeria einen Wagen zu beschaffen. Dieser holte jetzt die Wanderer ein; die beiden Frauen nahmen in demselben Platz, Candidus aber schwang sich wieder auf sein Roß und ritt neben dem Wagen her der Stadt zu. Die übrigen Gläubigen folgten zu Fuß.

Damals war das heute weithin öde und verlassene Gebiet von den Bädern des Caracalla bis zum appischen Thore und über dasselbe hinaus von einer dichten Bevölkerung bewohnt, und neben dem alten Grabmale der Scipionen und den Columbarien der Freigelassenen des Augustus erhoben sich Häuser, Paläste und Villen in großer Zahl. Je mehr sich Candidus und die beiden Frauen der Stadt näherten, und zumal als sie in die bevölkerten Straßen gelangten, um so mehr traten ihnen von allen Seiten Aeußerungen der einmüthigen Freude der Römer über die Befreiung vom Joche des Gewaltherrschers entgegen. Sie selbst waren Gegenstand der Verwunderung und des allgemeinen Staunens; der schmucke Tribun aus dem Heere Constantin's, der auf seinem edlen Rosse neben dem elenden Landwagen als schützender Begleiter zweier ärmlich gekleideten Frauen herritt, war für Alle ein Räthsel. Zumal die Frauen und die Mädchen steckten die Köpfe zusammen und verfielen auf die seltsamsten Vermuthungen, es zu lösen.

Als dann die Gesellschaft über die Tiberbrücke den Weg in das transtiberinische Viertel einschlug, wo, wie noch heute, das ganze Leben und Treiben der armen Klassen sich auf der Straße entfaltete, wo die Handwerker bei offenen Thüren arbeiteten und die Krämer und Höckerweiber ihre Trödlerwaaren und Gemüse vor den Häusern zum Verkaufe ausgelegt hatten, da kam dort Alles in Bewegung. Kinder und Erwachsene liefen dem Wagen nach: man mußte doch sehen, wohin das ging. Und nun gar, als Reiter und Wagen in eine der elendesten Gassen einbogen, vor der Hütte des Mincius Halt machten und durch die niedrige Hausthüre eintraten, drängte sich das neugierige Volk von allen Seiten heran, um durch die Thüre einen Blick in das Innere zu erhaschen. Hundertmal mußte der Bauernbursche, der den Kutscher gemacht, wiederholen, daß er nicht wisse, wer der vornehme Reitersmann und seine Begleiterinnen seien. Zwar erinnerte sich eine von den Nachbarinnen, die beiden Frauen wiederholt gesehen zu haben, als sie die Wöchnerin Rustica besuchten, allein sie hatte sich damals nicht die Mühe genommen, zu fragen, wer sie seien; des Rathens und Vermuthens war kein Ende.

Mincius erzählte eben dem Rufinus und den Seinen, was er über Verlauf und Ausgang der Schlacht erfahren hatte. Für Rustica war der heutige Tag der erste grämliche Tag seit ihrer Vermählung: laut und noch viel öfter im Stillen machte sie sich Vorwürfe, daß sie Valeria allein hatte hinausgehen lassen, und alle Versuche, sich mit der Sorge für ihr Kind, für den Kranken, für die Haushaltung vor sich selbst zu entschuldigen, wollten ihr nicht gelingen. Die blinde Mutter aber verdarb's ihr erst recht, als sie ihren Sohn Mincius schalt, daß er über das Schicksal der Gefangenen im Circus Nichts in Erfahrung gebracht habe. Denn wo hätte ihr Mann darüber Kunde erhalten können, da alle Welt sich einzig mit den Ereignissen auf dem Schlachtfelde beschäftigte?

Da klang von der Straße her das Rollen eines rasch heranfahrenden Wagens. Und wie? — Hielt er nicht vor der Thüre des Mincius? Eben wollte Rustica neugierig an das Fenster eilen, als schon die Thüre aufflog und Valeria mit dem Rufe in das Gemach stürzte:

„Tata, die Mutter ist frei mit allen Gefangenen; Candidus, ihr Sohn, hat sie gerettet; beide kommen, dich zu begrüßen.“

„Gott sei Dank!“ jubelte Rustica und hob frohlockend ihren Säugling aus der Wiege, als sollte der Kleine sich mit ihr freuen.

Gleich darauf trat Irene mit ihrem Sohne ein.

Rufinus raffte seine Kräfte zusammen, ihnen einige Schritte entgegen zu gehen, um sie zu bewillkommnen und ihnen Glück zu wünschen. Mincius und seine Gattin schauten voll froher Neugier auf den Kriegstribunen: solch einen Besuch hatte ihre armselige Hütte noch nicht empfangen. Als dann gar Candidus Rustica mit Lobsprüchen wegen der Rettung des Stadtpräfekten überhäufte, da wußte sie, so redefertig sie sonst war, in ihrer Verlegenheit kaum, was sie antworten sollte.

Mit herzlichem Danke schied Rufinus von den trefflichen Leuten, die ihn mit so viel Liebe aufgenommen und gepflegt hatten.

Während Mincius zugleich mit Candidus ihm behülflich war, in den Wagen zu steigen, drängten sich die Neugierigen, zumal die Weiber, an Rustica, um ihr leise die Frage zuzuflüstern, wer der Tribun, wer der Kranke, wer die beiden Frauen seien. Rufinus war durch die Leiden, die er erduldet, derart verändert, daß die Leute ihn nicht wieder erkannten: wer hätte zudem vermuthen sollen, daß der zum Tode verurtheilte Stadtpräfekt eine Zuflucht in einer Hütte in Trastevere gefunden habe?

Allein sobald Rustica den Leuten mitgetheilt hatte, wer die geheimnißvollen Personen waren, da erhob sich aus der versammelten Menge lauter Jubel; Jeder wollte den Stadtpräfekten sehen und ihm seine Verehrung an den Tag legen. Frohlockend folgten Alle dem

Wagen; von der Straße, wie aus den Seitengassen drängte sich Jung und Alt hinzu, da der in diesem Stadttheil so ganz ungewöhnliche Anblick eines Tribunen in kriegerischer Rüstung, hoch zu Roß, weither die Neugierigen heranlockte, und so gestaltete sich die Fahrt durch das transtiberinische Viertel zu einer Art Triumphzug für Rufinus.

Mincius und seine Gattin, die den davonfahrenden Wagen bis zum Ende ihrer Gasse mit ihren Blicken begleiteten, mußten jetzt den Nachbaren und Nachbarinnen Alles erzählen, und des Fragens und Verwunderns war kein Ende. Rustica aber verschwieg doch, daß und wie sie den Stadtpräfekten gerettet hatte. Was sie gethan, das hatte sie aus Dankbarkeit und in christlicher Nächstenliebe gethan, und das Gelingen war ja so ganz das Werk der göttlichen Hilfe gewesen, daß sie sich dabei kein Verdienst zumaß. Sie beschränkte sich darauf, zu erzählen, es sei Nachts an der Thüre geklopft worden, und als ihr Gatte geöffnet, habe ein Armer um Obdach gebeten; da der Mann ganz elend gewesen, hätte Mincius ihn nicht abweisen mögen. Daß sie selbst den Kranken zu sich heimgeführt, verschwieg sie.

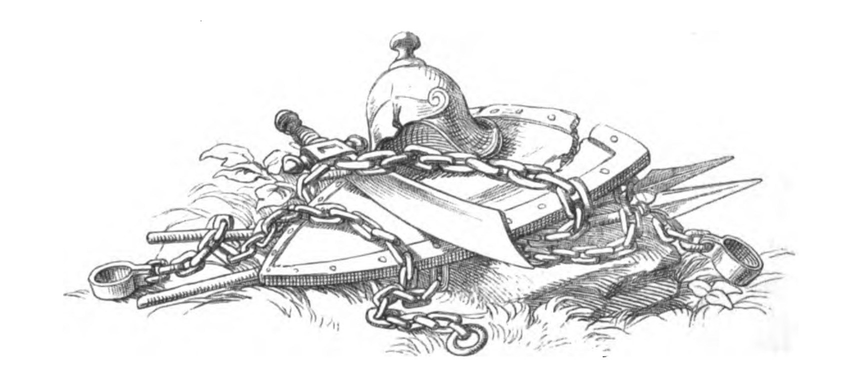
Beim Abschiede hatte Candidus den Fossor ersucht, nach dem Schlachtfelde zu eilen und dem Papste die Rettung der Gefangenen zu verkündigen. Mit welcher Freude machte sich jetzt Mincius auf den Weg, diese ehrenvolle und glückliche Botschaft auszurichten!

Die Sonne war bereits untergegangen, als Candidus sich von den Seinen im lateranensischen Palaste auf einige Stunden verabschiedete, um in das Lager zu eilen. Der Intendant, froh, sich dem neuen Herrscher empfehlen zu können, hatte ihnen, dem Befehle gehorsam, eine Reihe der prachtvollsten kaiserlichen Gemächer zur Verfügung gestellt und trug für ihre Pflege und Bedienung mit aller Umsicht Sorge.

Als Candidus durch die Straßen der Stadt dahinritt, wo er seinem Rosse wegen der Menschenmenge nicht die Zügel schießen lassen durfte, sah er, wie sich überall die Häuser mit Lorbeerzweigen, Blumen-

kränzen und bunten Teppichen zum festlichen Empfange des Siegers schmückten. Die Marmorstatue des Maxentius auf dem Forum war umgestürzt worden, und eine Schaar jubelnder Kinder tanzte im Reigen um die Trümmer desselben. — Candidus ward vom Volke, das in ihm einen Tribunen des siegreichen Heeres erkannte, mit Jubel begrüßt. Im Marsfelde und auf der flaminischen Straße wurde er wieder und wieder im Ritt gehemmt durch die Deputationen der verschiedenen und zahlreichen Collegien und Körperschaften, die in festlichen Gewändern, mit Palmzweigen, Lorbeer- oder Oelzweigen dem Sieger entgegenzogen. Beim Einbruch der Nacht beleuchteten sich rings die Häuser und Villen auf den Höhen die flaminische Straße entlang mit zahlreichen Lichtern, und Schaaren von Landleuten tanzten um die Freudenfeuer, welche allenthalben zum Himmel loderten.

Auf seinem Ritte begleitete den Candidus der bunte Reigen all' der Ereignisse des heutigen Tages: die blutigen Scenen des Schlachtgewühls, die Freude des glorreich errungenen Sieges, die Ehre, mit welcher Constantin ihn ausgezeichnet hatte, all' das Bangen und Hoffen, und all' die Fülle von Freude, Glück und Seligkeit, die ihm der Nachmittag gebracht. Aber so reich und mannigfach die Bilder waren, die an seinem Geiste vorüberzogen, zwei Gestalten standen doch immer im Vordergrunde, — seine Mutter und Valeria.



Anmerkungen.

1. Wie groß die Zahl der in den Gefängnissen schmachtenden Opfer des Tyrannen, selbst aus den höchsten Ständen, gewesen, ergibt sich aus der Schilderung des Nazarius in seiner Ansprache an Constantin: „Zwar wurden vor deinem Triumphwagen nicht die gefangenen Fürsten der besiegten Völker aufgeführt; allein statt ihrer geleitete dich der aus langer Haft befreite Adel; nicht wurden barbarische Häuptlinge zum Tode in den Kerker hinabgestoßen, wohl aber zum Leben aus dem Kerker Consularen befreit.“ (Incedebat tandem soluta nobilitas . . . . deducti carcere Consulares.)

2. Noch heute stehen von dieser Villa der Quintilier mächtige Ruinen, im Munde des Volkes „Roma vecchia, das alte Rom“ genannt, unter Pius VI. die Fundgrube werthvollster Statuen. — Von dort stammt auch das Bruchstück jener Scheibe von Alabaster, das jetzt im kircherianischen Museum aufbewahrt wird. Dieselbe zeigt in einem Kreise das constantinische Monogramm Christi, darunter auf einer länglichen Tafel die griechischen Buchstaben *I. X. Θ. Y. C*, darüber im Halbkreis die Buchstaben LIORV, welche wohl zu QuintiLIORVm zu ergänzen sind. Die schöne Schrift weist auf die Zeit kurz vor Constantin hin. (Vergl. Weiteres De Rossi, Bullett. 1874, 89 f.) Jene griechischen Buchstaben sind die Anfangsbuchstaben der griechischen Worte *Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ;* Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser; zugleich aber bilden sie das Wort Ichthys, Fisch. So wurde das Wort, oder auch das Bild des Fisches Symbol Christi. Auf einem kleinen geschnittenen Stein ist der Namenszug Christi ☧ in das Wort Ichthys verflochten; I☧ΘYC auf einem andern das Bild des Fisches um einen Kreuz-Anker geschlungen, der oben in das Monogramm Christi ausläuft.



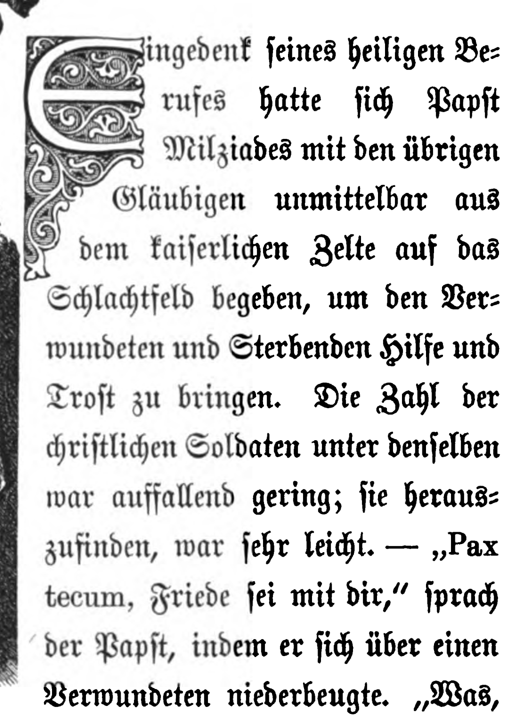
3. Das Coemeterium des h. Valentin ist berühmt durch eine von Bosio dort abgezeichnete und von ihm veröffentlichte Darstellung der Kreuzigung Christi aus dem 7. Jahrhundert, mit welcher die Grabkammer des h. Valentin geschmückt war. Im Jahre 1877 hat der junge Gelehrte Marucchi diese, sowie Ueberreste einer Basilika wieder entdeckt, die sich ehemals über der Ruhestätte des Martyrers erhob. (Vergl. Bullet. 1877, p. 74.) Die Grabkammer war im vorigen Jahrhundert in einen Weinkeller umgewandelt worden! Als seit dem 9. Jahrhundert die Katakomben mehr und mehr in Vergessenheit geriethen, sind noch auf lange Zeit die des h. Valentin von Pilgern und Andächtigen besucht worden; die letzte, aus dem Mittelalter überlieferte Nachricht über diese Katakomben ist die Reisebeschreibung eines Pilgers von der Mosel aus dem 11. Jahrhundert, der in jenes Coemeterium hinabstieg und es von Lampen beleuchtet fand (ubi semper ardent lampades). (Vergl. De Rossi, Roma sotter. I, 222.)

4. Schon Eusebius (Kirchengesch. IX. 9.) legt den Gesang des Moyses nach dem Untergange Pharao's und seines Heeres im rothen Meere den christlichen Soldaten Constantin's in den Mund, als vor ihren Augen Maxentius und die Seinen in den Fluthen der Tiber versanken.



Dreizehntes Kapitel.

Der Einzug.



Eingedenk seines heiligen Berufes hatte sich Papst Milziades mit den übrigen Gläubigen unmittelbar aus dem kaiserlichen Zelte auf das Schlachtfeld begeben, um den Verwundeten und Sterbenden Hilfe und Trost zu bringen. Die Zahl der christlichen Soldaten unter denselben war auffallend gering; sie herauszufinden, war sehr leicht. — „Pax tecum, Friede sei mit dir," sprach der Papst, indem er sich über einen Verwundeten niederbeugte. „Was, Friede!" gab dieser unwirsch zur Antwort; „Wasser will ich haben, beim Herkules! um meinen entsetzlichen Durst zu löschen." Der Papst gab einem seiner Begleiter einen Wink, den Verschmachtenden zu laben, und wandte sich an einen anderen Verwundeten: „Pax tecum,

Friede sei mit dir!" Bei diesem Gruße verklärte sich das Gesicht des Verwundeten, und indem er die Hände ausbreitete, sprach er: „O Gott, Dank, Dank, daß einer der Brüder kommt, ehe ich sterbe! Ist kein Priester unter euch, daß ich wenigstens seinen Segen empfange?"

Schon war die Dämmerung hereingebrochen, und noch immer war der Papst mit seinen Begleitern unermüdlich in frommer Liebesthätigkeit; Constantin erfuhr es, und seine Hochachtung vor dem edlen Priestergreise stieg zur höchsten Bewunderung.

„Warum," fragte er sich, „kümmert sich Gordianus sammt seinen Gesellen gar nicht um die Tapfern? Wer lehrte diese Christen, die Freude des heutigen Sieges nicht bei Gelagen, sondern in der Pflege der Verwundeten zu feiern?"

Constantin kannte noch nicht jenes Wort des göttlichen Erlösers: „Was ihr dem Geringsten aus meinen Brüdern gethan, das habt ihr mir gethan," dieses Wort, das bis zum Ende der Welt Noth und Leid der Erde jener heiligen Liebe an das Herz legt, die in dem Bettler Denjenigen unter ihr Obdach führt, der nicht hatte, wohin er sein Haupt lege, und die in dem Preßhaften, Kranken, von Wunden und Geschwüren Bedeckten ihren gekreuzigten Gott umarmt.

Theils um den Soldaten die so wohl verdiente Erholung zu gönnen, theils wegen der mannigfaltigen Vorbereitungen für den Einzug des Kaisers fand der Aufbruch erst statt, als schon die Nacht völlig hereingebrochen war. Die milvische Brücke konnte in Folge der Zerstörung der Geländer bei dem unvermeidlichen Gedränge nicht benutzt werden; statt auf der flaminischen Straße mußte Constantin daher auf dem rechten Ufer nach dem Vatikan ziehen und über die älische Brücke, am Grabmal Hadrian's vorüber, seinen Einzug in die Stadt halten.[1])

Von den einzelnen Legionen waren Centurien oder kleinere Abtheilungen auserkoren worden, um mit ihren bekränzten Feldzeichen dem Sieger das Geleit zu geben; auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers sollte das Labarum ihm unmittelbar vorangetragen werden. Er selbst erschien, hoch zu Roß, den kaiserlichen Purpur um die Schultern, das Diadem auf dem Haupte, umgeben von seinen Legaten, Kriegsobersten und Feldherrn; die Senatoren und Ritter und wer immer durch Würde und Amt ein Recht dazu hatte, zogen dem Sieger voraus oder bildeten sein Gefolge.

So bewegte sich der Festzug, vorüber an der milvischen Brücke, am rechten Tiberufer dahin, der Stadt zu, unter dem Geleite von Tausenden von Fackeln und dem unaufhörlichen Jubelrufen des unzähligen Volkes, gegrüßt von den Freudenfeuern, die überall auf dem Höhenzuge des Monte Mario und des Vatikan zum Himmel loderten.

Noch stand, wenngleich schon längst nicht mehr benützt, an den Abhängen des vatikanischen Hügels jener Circus des Nero, in welchem das erste Christenblut in Rom geflossen war. In seiner Mitte ragte hoch und schlank der Obelisk empor, zu dessen Füßen damals im Dunkel der Nacht die lebendigen Christenfackeln dem kaiserlichen Wagenlenker geleuchtet hatten; jetzt schaute er, wie der geächtete Name Christi seinen triumphirenden Einzug in Rom hielt, und statt des Aechzens der sterbenden Bekenner hörte er den Jubelruf ihrer Enkel: „Christus vincit!“ Und es wird der Tag kommen, wo der Obelisk aus den letzten Ruinen des Circus fortwandert, um, das Kreuz auf seiner Spitze, das „Christus vincit“ als Inschrift, sich als Wächter hinzupflanzen vor das Grab jenes armen jüdischen Fischers, dessen Gebeine jetzt noch in einer unansehnlichen Grabkapelle neben dem Circus des Nero ruhen, über dessen Gruft dann aber, „ein Himmel in den Himmel“ St. Peter's großer Dom sich wölben wird. — Jetzt steht an jener Grabkapelle ein Häuflein Christen, und da es Con-

stantin's Heerschaaren vorüberziehen sieht, hebt es dankend seine Hände zum Himmel. Unzählige Volksschaaren auf dem weiten Petersplatze, Millionen und Millionen im Geiste auf der ganzen Welt zu seinen Füßen, wird einst von der Loggia der Peterskirche der Nachfolger jenes gekreuzigten Fischers seine Hände segnend über die Stadt und den ganzen Erdkreis ausbreiten. — Noch ragt in der Fülle seines Schmuckes von Säulen und Götter-Statuen das Mausoleum Hadrian's zum Himmel, auf seiner Spitze gekrönt mit dem Riesenstandbild des Kaisers, in der Grabkammer tief unten in kostbaren Porphyrurnen die Asche der Weltbeherrscher. Barbarische Hände werden die kaiserliche Asche aus ihren Grüften in alle Winde zerstreuen, während die Welt, ein Geschlecht nach dem andern, durch die Reihe der Jahrhunderte, zu der Asche des Fischers pilgert; das Standbild auf der Spitze wird dem Bilde des Erzengels Michael, des himmlischen Heerführers der streitenden Kirche, Platz machen, und an die Stelle der Götterstatuen stellen sich auf der älischen Brücke, die, wie das Grabmal selbst, nicht einmal mehr den Namen des Erbauers bewahren wird, Engelgestalten mit den Symbolen des Gekreuzigten auf. — — Hat Constantin, als er am Vatikan und an der Engelsburg vorüber seinen Einzug in Rom hielt, eine dunkle Ahnung gehabt, daß das Alles einstens so werden sollte, und reifte in diesem Augenblicke in ihm der Entschluß, der Erste zu sein, der zu dieser glorreichen Umwandlung Hand an's Werk legte? — Es könnte fast so scheinen, wenn wir erwägen, daß Constantin sich beeilte, über der Gruft des Apostelfürsten, unter Benützung der Mauern des neroischen Circus, die prachtvollste Kirche des Abendlandes zu erbauen, auf deren Fronte er die Inschrift setzte:

„Quod duce te mundus surrexit in astra triumphans,
Hanc Constantinus victor tibi condidit aulam.
Weil nun, geführt von dir, im Triumph zum Himmel die Welt steigt,
Baute dies fürstliche Haus dir Constantinus, der Sieger.“

Ueber die älische Brücke, vorüber am Stadium des Domitian, ergoß sich der Festzug in die Straßen der Stadt. Die Thürgesimse, die Fenster, die Mauern der Häuser und Tempel waren mit unzähligen Lampen beleuchtet:[2]) auf den flachen Dächern loderten Fackeln, und von ihrem Lichte beschienen, stiegen aus Kohlenbecken die weißen Weihrauchwolken empor. Dem Jauchzen der Volksmenge, welche durch die Straßen wogte, antworteten die Jubelrufe von den Dächern herab; man pries Constantin als den „liberator Urbis", als den „fundator pacis", als „Befreier der Stadt und Begründer des Friedens", wie noch heute zwei Inschriften auf seinem Triumphbogen ihn nennen. Manchmal mußte der Zug Halt machen, weil der ungeheuere Menschenstrom sich in den engen Straßen staute.

Wenn aber bei dem gesammten römischen Volke die Freude über die Erlösung von dem harten und blutigen Joche des Gewaltherrschers eine ungeheuchelte und allgemeine war, am innigsten war sie doch bei den Christen. Sie hatten ja am schwersten unter der Grausamkeit des Tyrannen gelitten; von Denen, welche auf Befehl des Senats in Freiheit gesetzt worden, waren gar viele ihre Brüder, die ihnen jetzt gleichsam aus den Armen des Todes zurückgegeben wurden. Die Hoffnungen, welche sie auf Constantin gesetzt hatten, waren durch den huldreichen Empfang des Papstes, wie durch die Rettung der Bekenner im Circus bestätigt worden, und so sah man an allen Häusern, wo Christen wohnten, bei der nächtlichen Illumination das Kreuz oder den Namenszug des Herrn leuchten: die Römer erkannten hieran voll Verwunderung, wie groß trotz der vorhergehenden blutigen Verfolgungen die Zahl der Christen war.

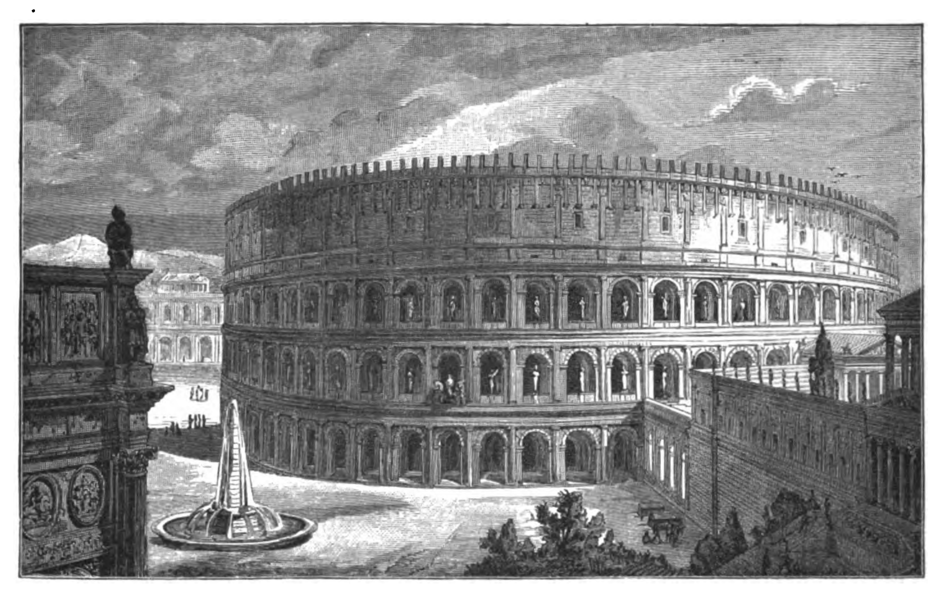
Am Theater des Pompejus vorüber nahm der Festzug seinen Weg in weitem Bogen um das Capitol und den Palatin herum, und stieg dann, am Colosseum vorbei, auf der Via sacra, der heiligen Straße, durch den Triumphbogen des Titus zum Forum nieder.

In der Nähe des Titusbogens, auf der hohen Estrade, welche den Tempelplatz des Heiligthums der Roma umfaßte, harrten nach der mit Candidus getroffenen Absprache Irene und Valeria des kommenden Zuges; so gerne Rufinus sich ihnen angeschlossen hätte, so mochte er es doch nicht wagen, sich dem Einflusse der kalten Nachtluft auszusetzen. Der Intendant des lateranensischen Palastes hatte die beiden Damen in einer geschlossenen Sänfte durch germanische Sklaven unter Begleitung einiger Vorläufer an jenen Platz bringen lassen. Die Zeit seit dem Weggange des Candidus war ausreichend gewesen, sich durch ein Bad zu erfrischen, Festkleider anzulegen und das unterdessen bereitete Mahl einzunehmen. Freilich viel mehr, als alle körperliche Erquickung, hatten die Freude und das Glück, wovon ihre Herzen erfüllt waren, die Spuren der überstandenen Leiden auf dem Gesichte der beiden Frauen verwischt.



Titusbogen.

Auf der Stelle, wo sie den Zug erwarteten, sahen sie vor sich die kühn aufsteigenden Bauten des Palatin, die, soweit es in der Eile möglich gewesen, mit Tausenden von Lichtern bis zu den Zinnen der Tempel und den Gesimsen der Paläste hinauf beleuchtet waren; zu ihrer Rechten erhob sich der Triumphbogen des Titus mit dem goldenen Viergespann auf seiner Höhe;[3]) links in der Tiefe des Thales lag das Colosseum.



Das flavische Amphitheater in seiner ursprünglichen Gestalt.

„Siehst du," sprach Irene, indem sie mit der Hand nach den düsteren Massen des riesigen Amphitheaters hinwies, „siehst du, wie dort überall in den Bogenhallen das Volk sich drängt? Abgewendet von der Arena, auf welcher es so oft in blinder Grausamkeit sich an dem Martertode der Christen ergötzte, harrt es jetzt, um das triumphirende Christuszeichen zu schauen, das seinen Einzug in die Hauptstadt der Welt hält."

„Ich dachte eben," entgegnete Valeria, „wie dieser Titusbogen, welcher dem Siege Rom's über Jerusalem und das Judenthum geweiht ist, sein Gegenstück in einem Constantinsbogen erhalten müßte, der den glorreicheren Sieg des Kreuzes über Rom und das Heidenthum der Nachwelt verkünde. Und mir schien, daß derselbe keine passendere Stelle finden könnte, als angesichts jenes Colosseum's, in welchem die Martyrer für den Triumph des Kreuzes gestritten haben." [4])

„Und was für ein Gegenstück," fragte Irene, „würdest du denn für den Palatin erdenken?"

„Was könnte sich herrlicher den Palästen der Cäsaren entgegen stellen,“ antwortete Valeria, „als ein Haus, in welchem der himmlische König in seinem Sakramente und in seinem sichtbaren Stellvertreter Rom und den Erdkreis segnet?“ [5])

Das Jubelgeschrei des Volkes und die schmetternden Fanfaren der Musik unterbrachen die Unterredung: der Festzug nahte heran. Aus den Bogenhallen des Colosseum's, aus den Fenstern des Palatin's, von den Brüstungen und Säulenpostamenten der Tempel jauchzten die Tausende dem Sieger entgegen, winkten mit den Händen, schwangen ihre Tücher und warfen Blumen und Kränze. Selbst bis auf die Schultern der Götterstatuen war die Straßenjugend hinaufgeklettert und schrie ihr „Jo triumphe!“ Den Fackelträgern, welche den Zug eröffneten, folgten die Truppen mit ihren bekränzten Feldzeichen; die christlichen Krieger hatten vielfach ihre Schilde mit dem Namenszug des Herrn geschmückt.

Aber in dem ganzen prachtvollen Triumphe suchte das Auge der beiden Frauen nur Einen, den Candidus. Wie lachte frohlockend das Herz der Mutter, als Valeria ihr in der Ferne das herannahende Labarum zeigte, als er dann immer näher kam, ihr geliebtester Sohn, das heilige Feldzeichen in der Hand, an der Spitze der Seinen, dem kaiserlichen Triumphwagen vorausreitend! Und jetzt hatte sein suchender Blick auch sie gefunden, und während Irene und Valeria ihm Kränze zuwarfen, wandte er für einen Augenblick das Labarum mit dem goldstrahlenden Namenszuge des Herrn grüßend den beiden Frauen zu. Daß seine Mutter, daß Valeria ihn gesehen, war ihm mehr werth, denn all' der Jubel und Beifall des unzähligen Volkes.

Als der herrliche Jüngling den beiden Frauen jenseits des Titusbogens aus dem Gesichte entschwunden war und Irene eine Frage an Valeria stellte, mußte sie ihre Frage wiederholen, und die Antwort war eine verwirrte. —

Im Tempel der Concordia am Fuße des Capitol's erwartete der Senat den neuen Kaiser, um ihm nach alter Sitte durch die lex regia die Bestätigung seiner Würde zu ertheilen. Es war eine leere Formel, wie denn der ganze Senat längst zur Mumie geworden war; allein Constantin war klug genug, den werthlosen Flitter zu respektiren, in welchem die „patres conscripti" sich gefielen. In würdevoller Ruhe hörte er den langen Panegyricus an, in welchem der Redegewandteste unter den Senatoren den Sieger mit überschwänglichen Huldigungen und Lobpreisungen begrüßte. Dann hielt der Kaiser über das Forum seinen Einzug in den palatinischen Palast; zum capitolinischen Tempel des Jupiter empor zu steigen, um den Göttern zu danken, umging er unter Hinweis auf die späte Stunde. Schon vorher war es von den Senatoren, welche der Ueberzahl nach Anhänger der Götter waren, nicht ohne bittere Verstimmung bemerkt worden, daß Constantin auf dem Altare der Victoria, unter deren Schutz der Senat zu tagen pflegte, nicht das herkömmliche Opfer dargebracht hatte.

Symmachus hatte sich in finsterem Groll bei der Begrüßung des Siegers im Hintergrunde gehalten; er brachte es nicht über sich, ihm das Geleit zum Palatin zu geben. Die Seele voll bitteren Unmuths und düsteren Grams schaute er einsam vom Portal des Tempels auf das hell erleuchtete Forum und das Gewimmel des jubelnden und frohlockenden Volkes nieder.

Da nahte sich ihm Lactantius. In der frommen Hoffnung, seinen ehemaligen Schüler jetzt unter dem Eindrucke der großen Ereignisse wenigstens zum Nachdenken über den Irrwahn des Heidenthums zu bringen, hatte er ihn trotz des damaligen schroffen Abschiedes am Portal des Tempels erwartet.

Als der Senator den Greis erblickte, verfinsterte sich seine finstere Stirne noch mehr.

„Ihr lichtscheuen Reichsfeinde!“ sprach er bitter, „wie ihr jetzt frohlockt über einen Sieg, welcher das schwerste Unglück ist, das je Rom getroffen hat! Allein es ist noch nicht aller Tage Abend! So lange Rom steht, hat noch jeder Triumphator auf dem Capitol den unsterblichen Göttern für den Sieg gedankt, und Constantin brachte nicht einmal der Victoria sein Opfer: dieser Frevel kann nicht ungestraft bleiben.“

„Wenn du uns Christen Reichsfeinde[6]) schiltst,“ entgegnete ruhig Lactantius, „sag' an, wann haben wir uns je selbst gegen diejenigen Kaiser, die uns unterdrückten und auf das blutigste verfolgten, empört? Wir haben als treue Unterthanen für sie und für das Reich gebetet und unsere Hoffnung auf Gott gesetzt. Du nennst diesen Tag einen Unglückstag für Rom, und ich freue mich, daß die Kerker ihre Gefangenen frei geben, das Schwert des Henkers bei Seite gelegt wird und die ruchloseste Tyrannei des Usurpators ein Ende hat. Haben aber die Götter sich wehrlos erwiesen gegen das Zeichen, das den Constantin nach Rom führte, so wird Christus ihn auch vor ihrer Rache schützen; denn was vermögen die Dämonen wider den allmächtigen Gott? Ja, wenn nicht schon du, so wird es hoffentlich dein Sohn erleben, daß das Standbild der Victoria aus dem Senat entfernt wird und daß die Statuen der Götter einzig als Werke großer Künstler erhalten werden.“

„Wenn Gesindel eine Stunde zu Macht kommt, wird es sofort frech und anmaßend,“ entgegnete der Senator mit dem Ausdruck tiefster Verachtung.

„Ich verzeihe deinem Unmuth das harte Wort,“ sprach der Greis; „die Wahrheit ist es, die nach dreihundertjähriger Unterdrückung zum Siege kommt. Und nicht erst der heutige Tag überzeugt die Welt von der Göttlichkeit des Christenthums und dem Irrwahn, dem sie bisher gedient hat. Stehen nicht schon längst euere

Tempel verfallen, die Götterstatuen mit Spinngeweben umzogen, die Stufen zu den Heiligthümern mit Gras bewachsen? Wozu klammerst du dich an einen Leichnam an und hältst an einem Aberglauben fest, der in einem Menschenalter nur mehr bei den Bauern Boden finden wird?“

Symmachus wandte sich, ohne ein Wort zu erwidern, von seinem Lehrer weg und suchte, grollend über den Jubel des Volkes, auf einem Umwege seinen Palast auf. Aber Lactantius hatte mit seiner Voraussagung doch Recht. Denn vergebens bot der Sohn des Symmachus die ganze Macht glänzendster Beredtsamkeit auf, das hochverehrte Bild der Victoria, diesen letzten Hort des hinsinkenden Heidenthums, dem Senate zu retten;[7]) ein christlicher Dichter, Prudentius, war es, der damals seine Fürbitte einlegte, daß die Götterstatuen als „Kunstwerke großer Meister“, als artificum magnorum opera erhalten werden möchten; Lactantius aber faßte an diesem Abende den Plan zu seinem berühmten Werke: De mortibus persecutorum, in welchem er an der Hand der Geschichte den Untergang aller Derer schilderte, welche die Kirche verfolgt hatten. —

Als Symmachus auf seinem Heimwege zu dem in ernstem Dunkel liegenden Tempel der Roma gekommen war, lehnte er sich an eine der prächtigen Porphyrsäulen des Portals und ließ, weit weg von dem lärmenden Wogen des jubelnden Volkes, von der einsamen Höhe herab sein Auge hingleiten über das Forum mit all' den Tempeln und Denksäulen und Monumenten einer tausendjährigen glorreichen Geschichte, und heftete seinen Blick auf den Tempel und die Burg des Capitol's, deren Umrisse sich in majestätischem Dunkel vom Sternenhimmel abhoben. Ihm, der sein Rom und die von den Vätern ererbten Einrichtungen mit dem ganzen Stolze eines echten Römers liebte, der mit so festem Vertrauen auf das heutige Eingreifen der Himmlischen gerechnet hatte, ihm erschien dieser Tag als ein Unglückstag, schlimmer, denn der von Cannä.

„O ihr Götter!“ rief er und ballte beide Fäuste zum Himmel, während Thränen tiefsten Ingrimm's und bitterster Wehmuth über seine Wangen rollten, „warum habt ihr Das zugelassen? Goldenes Rom, du Herrscherin des Erdkreises, siegreich über alle Nationen, — besiegt, geknechtet jetzt von dem Anhang eines gekreuzigten Juden! Steiget aus euern Gräbern, Scipio, Cato, Augustus, und helft mir jammern und wehklagen über die Stunde, welche den Verräther an den Göttern unserer Ahnen auf den Thron der Cäsaren erhebt!“

„So kann nur der edelste der Römer, nur der Senator Symmachus sprechen,“ unterbrach ihn eine Stimme.

Es war Gordianus, der Sonnenpriester, der eben vom Mithrastempel in der Nähe des Lateran's zurückkehrte, wo er seinem Gotte das taurobolium oder feierliche Stieropfer dargebracht hatte.[8])

Beide Männer erkannten einander als Jugendfreunde wieder, und wenige Worte genügten, sich gegenseitig von der Gleichheit der Gesinnung zu überzeugen.

Während Gordianus den Senator zu dessen Palast begleitete, sprach er, anknüpfend an die letzten Worte des Symmachus:

„Wenn der Sonnengott am Abend in das Meer steigt, dann lagern sich die Nebel der Nacht über die Erde, und der Skorpion und die Schlange kriechen verderbenbringend aus ihren Verstecken. Doch der unbesiegbare Gott schläft nur kurze Zeit. Als ich das warme Blut des Opferstieres über seinen Altar ausgoß und in geheimnißvollen Gebeten den leuchtenden Beherrscher des Himmels beschwor, Rom vor der Schmach des Gekreuzigten zu retten, da ward mir in heiligen Zeichen folgendes Orakel:

Ein Jahr von Jahren
Dem Magier von Nazareth!“

„Und wie erklärst du diese dunkeln Worte?" fragte Symmachus.

„Die Lösung kann nicht zweifelhaft sein," entgegnete Gordianus. „Wie das Jahr von Tagen dreihundert fünf und sechszig Tage, so zählt ein Jahr von Jahren dreihundert fünf und sechszig Jahre. Nach diesem Jahresjahr erlischt der christliche Aberglaube." [9])

„Da wären also die letzten Kalenden bereits vorüber," antwortete Symmachus; „denn schon in das vierte Jahrhundert schleicht dieser Irrwahn durch die Welt. Und doch, gerade der heutige Tag . . ."

„Der Skorpion, der heute in Rom eingezogen ist," unterbrach ihn Gordianus, der den Gedanken des Senators errathen hatte, „und die galiläische Natter, die sich mit ihm verbündete, nein, edler Symmachus, nein, sie behalten nicht die Herrschaft! Triumphirend steigt von Osten her wieder der Sonnengott empor und verscheucht die Nebel der Nacht und jagt das Ungeziefer in seine Schlupfwinkel, und näher ist dieser Morgen, als du glaubst."

„Wie soll ich das glauben?" fragte bitter der Senator, „nachdem der verfluchte Name des Nazareners heute seinen Einzug in Rom, in die Curie, in den Palast gehalten hat?"

„Denk' an Maximin, den Kaiser des Ostens, den geschworenen Feind der Christen!" entgegnete der Priester. „Zwischen ihm und Constantin ist der Entscheidungskampf jetzt unvermeidlich, und bei den unsterblichen Göttern! Maximin wird siegen!"

Mit diesen Worten schied Gordianus von seinem Freunde und schlug den Weg nach dem Palatin ein, um dem Kaiser zu berichten, wie er dem Mithras feierliche Dankopfer für den glorreichen Sieg dargebracht habe. — —

Während die kaiserlichen Feldherren sich in dem prächtigen Triclinium des Augustus bei heiterem Gelage ergötzten, saß Constantin, der, müde von den Anstrengungen des Tages, sich zeitig zurückgezogen

hatte, allein in dem hellerleuchteten Prachtgemache des kaiserlichen Palastes, welches noch am Morgen Maxentius bewohnt hatte.

Die siegreichen Feldzeichen seines Heeres waren in Mitte der Halle zu einer Art Trophäe zusammengestellt, über welcher als krönende Spitze sich das Labarum erhob.

Sinnend ließ der Kaiser die Ereignisse der letzten Wochen, von seinem Aufbruche aus Gallien bis zur Entscheidungsschlacht des heutigen Tages, an seiner Erinnerung vorüberziehen, und je mehr er Alles überdachte, um so lebhafter wurde die Ueberzeugung in ihm, daß er einzig dem Eingreifen einer höheren Hand seine glänzenden Erfolge verdanke, daß Der ihn nach Rom geführt habe, unter dessen Namen er den Feldzug begonnen hatte.

Vor seinen Augen ragte über der Trophäe das Labarum mit dem Namenszuge Christi empor, und wie es bisher Verderben bringend in die Reihen der Feinde geleuchtet hatte, so strahlte es jetzt begnadigend in seine Seele hinein.

Constantin sank vor dem heiligen Zeichen auf die Kniee und hob seine Hände in innigstem Danke zu dem Gott der Christen empor, — und nach dreihundertjährigem blutigsten Kampfe der Weltbeherrscher wider den christlichen Namen lag jetzt der Kaiser anbetend zu den Füßen des Gekreuzigten. — —

In diesem Augenblicke stürzten die alten Götter von ihren Thronen in den Abgrund; eine neue Epoche begann in der Weltgeschichte. —

Constantin wollte noch heute seiner christlichen Gesinnung einen feierlichen und öffentlichen Ausdruck geben. Hatte das Christenthum bisher in Höhlen und Schlupfwinkeln sich eine dunkle Zufluchtsstätte suchen müssen, so sollte es jetzt in seinem Oberhaupte auf einem der schönsten Hügel Roms, im Centrum der damaligen Stadt, sich gegenüber den Palatin und das Capitol, zu seinen Füßen das Colosseum, wo so viel Martyrerblut um den Sieg des Kreuzes geflossen war, einen

kaiserlichen Palast zur Wohnung erhalten. Nero hatte das Geschlecht der Lateraner ausrotten und ihren Palast auf dem Coelius confisciren lassen; wiederholt war der Palast die Wohnung der Kaiser gewesen: von jetzt an sollte er Sitz und Eigenthum des Papstes sein.

Eben als Constantin zu diesem Entschlusse gekommen war und eigenhändig den Befehl der Ueberweisung niedergeschrieben hatte, ließ sich Candidus anmelden. Der Kaiser empfing ihn um so lieber, als gerade er ihm als Ueberbringer dieser Botschaft willkommen war. Wer wäre auch dieses Auftrags würdiger gewesen, und wer hätte denselben freudiger ausgeführt?

Candidus berichtete dem Kaiser, wie er glücklich seine Mutter und die übrigen Gefangenen noch im letzten Augenblicke habe retten können. Dann schilderte er mit steigender Wärme die Prüfungen, welche Rufinus und seine Tochter zu ertragen gehabt, sowie den Heldenmuth, den sie dabei bewiesen hatten; zugleich ersuchte er den Kaiser, die von Maxentius verhängte Confiscation widerrufen und Vater und Tochter in ihren Palast zurückkehren lassen zu wollen.

Constantin hatte die Schilderung von der Rettung der Christen und von der Freude des Wiedersehens zwischen Candidus und seiner Mutter mit lebhafter Theilnahme angehört; bei der Erzählung der Leiden des Rufinus stieg die Zornesröthe in seine Wangen, und mit finsterem Stirnerunzeln sprach er:

„So schmählich hat man den höchsten Beamten der Stadt behandelt? Meine erste Sorge soll es sein, das an ihm begangene Unrecht wieder gut zu machen. Es drängt mich, den alten Waffengefährten wieder zu sehen, — ihn", fuhr Constantin lächelnd fort, „und auch seine Tochter, von deren heldenmüthiger Tugend du ein so farbenfrisches Bild entworfen hast, — mit so warmer Begeisterung, mein tapferer Tribun, daß es mir fast scheint, als ob die blutige Arbeit des Mars und der wilde Lärm der Waffen . . . . . doch darüber

sprechen wir vielleicht ein anderes Mal. Gehe jetzt und melde dem Rufinus mit meinem Gruße, daß ich ihn in all' seinen Besitz wieder einsetze; ich werde noch diesen Abend die erforderlichen Befehle geben. Er aber wird sich nicht weigern, das Amt, welches er unter Maxentius bekleidet hat, auch unter Constantin zu verwalten.[10]) Doch dies will ich ihm mündlich sagen; denn morgen wünsche ich ihn und seine Tochter zu sehen. — Aber ich habe noch einen zweiten Auftrag für dich, mein trefflicher Tribun. Suche sofort den Bischof Milziades auf und übergib ihm dieses Schreiben. Es ist, von meiner eigenen Hand ausgestellt, das Dekret, welches ihm und seinen Nachfolgern auf ewige Zeiten den Palast der Lateraner als Wohnung anweist. Möge Christus, der mich nach Rom und an diesen Ort geführt hat, es in Gnaden als ein Opfer meines Dankes annehmen, wenn ich seinem Stellvertreter auf Erden eine würdige Wohnung biete. Morgen werde ich ein zweites Edikt erlassen, welches den Christen alle unter Diokletian confiscirten Kirchen und Coemeterien zurückgibt."

Die Augen des jungen Kriegers leuchteten vor heiliger Freude. Candidus hatte sich während des ganzen Feldzuges so oft in frommer Sehnsucht und Ahnung den gewaltigen Umschwung ausgemalt, den die erhoffte Bekehrung Constantin's für die Kirche zur Folge haben werde; jetzt sah er seine Hoffnung verwirklicht, und ein unbeschreibliches Glück erfüllte sein Herz.

„Mein Kaiser," sprach er voll Frohlocken, „dein Auftrag gibt mir Flügel, und aus tiefster Seele danke ich dir, daß du mich zum Ueberbringer dieses Briefes machst. Und auch für die andere Gnade danke ich dir. Rufinus weilt mit seiner Tochter bei meiner Mutter im lateranensischen Palast; ich eile sofort zu ihnen; wie werden sie sich alle der doppelten frohen Kunde freuen!"

Constantin lächelte.

„Hoffentlich," sprach er, „ist der Umweg über den Lateran zum Bischofe kein gar zu weiter."

„Ich denke, bei meiner Mutter zu erfahren," erwiderte Candidus erröthend, „wo der heilige Greis sich aufhält."

„Auch drängt es mich," fuhr der Kaiser fort, „deiner Mutter die Anerkennung auszusprechen, welche ich dem Heldenmuthe ihres Sohnes zolle. In den nächsten Tagen hoffe ich sie besuchen zu können, da ich es nicht wage, eine edle römische Matrone, wie deine Mutter ist, zu bitten, mit Rufinus und seiner Tochter zu mir zu kommen."

„Mein Kaiser," antwortete Candidus, „meine Mutter wünscht nichts sehnlicher, als dir ihren Dank zu Füßen zu legen, daß du meinen Händen das Labarum anvertraut hast, und es wird für sie die größte Gnade sein, wenn sie mit Rufinus und seiner Tochter vor dir erscheinen darf."

„Morgen früh," bemerkte Constantin, „wird sich ein halbes Heer von Senatoren und Rittern zum Morgengruß anmelden; ich werde jedoch den Hofbeamten Befehl geben, daß man euch sofort vorlasse." [11])

Damit entließ der Kaiser seinen Tribun.

Im Vorzimmer stieß Candidus auf den Gordianus. Der Sonnenpriester warf dem Jüngling einen Blick ingrimmigsten Hasses zu, den dieser jedoch in der Freude seines Herzens gar nicht beachtete. Gordianus ließ sich beim Kaiser zur Audienz anmelden; — er wurde auf den nächsten Morgen beschieden.

Candidus eilte zu seiner Mutter.

Auf dem Wege begegnete ihm der Senator Anicius Paulinus: er hatte seine Kinder wieder gefunden, nicht eines fehlte. Voll seligen Glückes eilte der Vater auf den Freund zu, indem er ausrief:

„Candidus, Gott hat mein Gebet erhört: ich glaube an Jesum Christum!"

Candidus berichtete seinerseits in flüchtigen Worten dem Freunde, welchen Auftrag er habe; dann eilte er weiter zum Lateran.

Die Mittheilung, daß der Kaiser den Rufinus wieder in Amt und Eigenthum einsetze, wurde von diesem und seiner Tochter mit Dank gegen den erhabenen Wohlthäter aufgenommen; mit unbegrenzter Freude begrüßte man die andere Nachricht. Durch diese constantinische Schenkung war nicht nur thatsächlich die Anerkennung des bis dahin geächteten Christenthums durch den Kaiser ausgesprochen, sondern es lag darin zugleich ein glänzender Beweis der frommen Gesinnung des Herrschers.[12])

„O," rief Valeria, und ihre Augen leuchteten, ihre Wangen färbten sich von der Gluth heiliger Begeisterung, „jetzt beginnen die Samenkörner aus dem Blute der Martyrer zu sprießen! In das Dunkel der Grüfte dringt der Morgenstrahl des großen Ostertages unserer Auferstehung; Magdalena trocknet ihre Thränen, und jubelnd singt die Kirche ihr Alleluja. Christus vincit! In Constantin liegt Rom, liegt der Erdkreis in Anbetung auf dem Angesichte vor dem Gottessohne. O, edler Tribun, eile, eile, dem heiligen Vater, der ganzen Kirche die Osterbotschaft zu verkündigen! Du findest den ehrwürdigen Greis beim Coemeterium des Valentin an der flaminischen Straße; so hat es uns eben der Fossor Mincius gemeldet. Welche Freude wird das für ihn und die Brüder sein!"

Candidus verabschiedete sich, da er der bereits vorgerückten Stunde wegen nicht wagen mochte, nach seiner Rückkehr vom Papste noch einmal die Mutter aufzusuchen, verabredete die Zeit, wo man am nächsten Morgen zum Palaste gehen wolle und eilte davon, indem er seinen Weg nach den kaiserlichen Marställen nahm, welche auf der Südseite des Palatin lagen. Es bedurfte nicht der Vorzeigung der constantinischen Handschrift, um ihm sofort einen der besten Renner zur Verfügung zu stellen. In den noch theilweise erleuchteten Straßen wogte

noch immer das Volk jubelnd auf und nieder. Erst als Candidus aus dem Netz der Straßen in das stillere Marsfeld und in die Baumalleen gelangte, welche zum flaminischen Thore führten, konnte er seinem Rosse die Zügel schießen lassen.

Aber während sein Körper auf flüchtigem Ritt durch die Nacht die jetzt stille und verlassene Straße dahin eilte, schwebten licht vor seinem Geiste in buntem Spiele die lieblichsten Bilder. Der Kriegszug war glorreich beendigt; seine süße Mutter hatte er wieder erhalten, aus den Armen des Todes wieder erhalten; er selbst war zum Kriegstribun befördert worden; die Bekehrung Constantin's hatte seine heiligsten Wünsche befriedigt. Waren damit nicht, gleich erschlossenen Blumenknospen, alle seine Hoffnungen erfüllt? —

Die alten — ja!

Plötzlich wurden seine Gedanken auf einen anderen Gegenstand gelenkt.

Aus der Ferne drang durch die Stille der Nacht ein Gesang an sein Ohr, der ihn ganz wunderbar berührte. Waren das nicht die Melodien kirchlicher Psalmen und Hymnen? —

Er sollte bald Gewißheit haben.

Von der Anhöhe, an welcher der Eingang zum Coemeterium des h. Valentin lag, sah er eine leuchtende Procession niedersteigen, alle Theilnehmer, Kinder wie Erwachsene, Männer und Frauen, mit brennenden Fackeln in den Händen. An der Spitze des Zuges wurde ein großes aus Lichtern gebildetes Monogramm Christi getragen, und hoch und hehr strahlte der gebenedeite Namenszug des Herrn in die Nacht hinaus.

Bei diesem Anblicke wurde Candidus auf das tiefste bewegt; Thränen frommer Andacht rollten über seine Wangen.

Es war kein Zweifel: von Christus ihrem Herrn geführt, zog die Kirche mit dem Papste aus dem Dunkel der Kata-

komben in leuchtender Festprocession, unter dem Frohlocken heiliger Gesänge, in die Hauptstadt der Welt ein.

Candidus war abgestiegen und erwartete den Zug. Bald konnte er die Worte des Gesanges verstehen: es war der 113. Psalm, In exitu Israël de Aegypto, jener Psalm, welcher den Auszug Israël's aus der Sklaverei und seine Befreiung von dem Joche des Pharao feiert. Wie herrlich paßten heute die Worte des heiligen Sängers:

„Nicht uns, Herr, nicht uns, nein, deinem Namen sei Ehre;
Um deiner Treu', daß nicht die Heiden sagen: Wo ist ihr Gott? —
Unser Gott — im Himmel thront er: Alles, was er will, vollbringt er.
Silber sind und Gold die Götzen, Gebild sind sie von Menschenhand;
Gleich werd' ihnen, der sie machte, wie Alle, die auf sie vertrau'n!
Auf Gott vertrauet Israël; Er ist Beschirmer ihm und Retter.
Der Herr war unser eingedenk; gesegnet hat er Israël;
Gesegnet seid ihr von dem Herrn, von ihm, der Himmel schuf und Erde.
Wir, die wir leben, preisen ihn, von nun an bis in Ewigkeit."

Candidus sang leise die h. Gesänge mit, und als die Procession herangekommen war, gab er ihr ein Zeichen, zu halten, trat auf den Papst zu und verkündigte, unter Ueberreichung des Briefes, mit lauter Stimme die kaiserliche Botschaft.

Wer beschreibt die Freude und den Jubel der Christen? In die Dankgebete, die sie mit erhobenen Händen zum Himmel sandten, mischten sich die heißesten Segenswünsche für den Kaiser.

Als der heilige Greis die Absicht äußerte, am nächsten Morgen dem Herrscher persönlich seinen Dank darzubringen, erbot sich Candidus, ihn bei'm Kaiser einzuführen. Dann schwang er sich wieder auf sein Roß und jagte der Stadt zu, oft zurückblickend nach dem leuchtenden Christuszeichen an der Spitze der ihm langsam nachfolgenden Procession. — —

Auf dem Marsfelde stieß Candidus auf einen Leichenzug. — Zwei Fackelträger voran, trugen zwei Männer den Todten; zwei Frauen bildeten das einzige, traurige Gefolge.

Eben stellten die Träger, ermüdet, die Bahre auf den Boden, um für einige Augenblicke auszuruhen.

Beim Anblick des einfachen Geleites vermuthete Candidus, daß ein Mann aus dem Volke begraben werde; um so mehr verwunderte er sich, als er die Decke von kostbarstem Purpur mit breiter Goldverbrämung bemerkte, welche über die Leiche ausgebreitet war.

„Wen begrabt ihr da?“ fragte er, neugierig sein Pferd anhaltend.

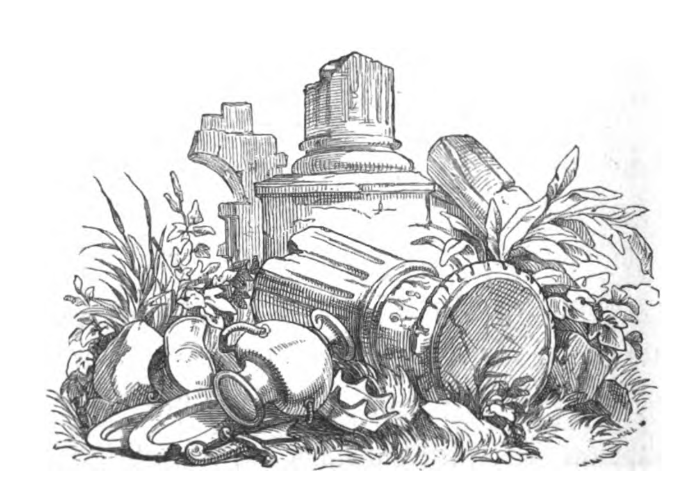
Einer der Männer schlug die Decke zurück; — der Schein der Fackel beleuchtete ein im Tode grausig verzerrtes Frauengesicht.

Candidus fuhr unwillkürlich zusammen.

„Es ist das Weib des Maxentius“, sprach der Todtengräber mit eisiger Gleichgültigkeit; „sie hat sich selbst vergiftet. Ihre Sklavinnen begraben sie auf ihrem Landgute neben der Leiche ihres Sohnes.“

Die Träger hoben die Bahre wieder auf und eilten weiter, so schnell, daß die Frauen ihnen kaum zu folgen vermochten.

„Das Bild des Heidenthums!“ — sprach Candidus tief erschüttert, und setzte sinnend seinen Weg zum Palatin fort, wo der Generalstab des Kaisers seine Quartiere erhalten hatte.

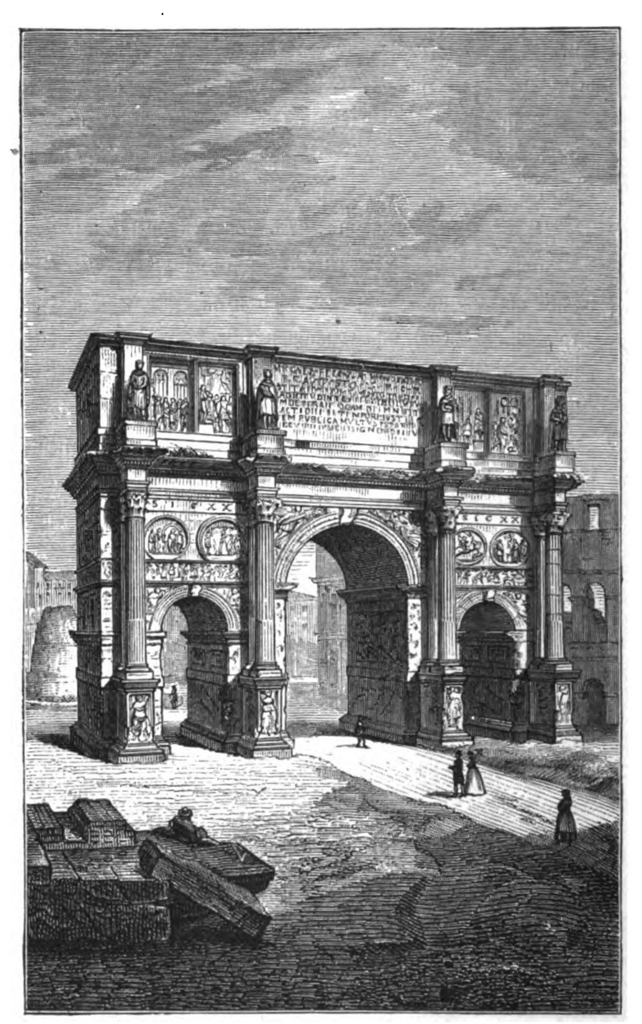


Anmerkungen.

1. Daß Constantin nicht über die milvische Brücke, sondern am Vatikan vorüber seinen Einzug in die Stadt gehalten habe, ist eine schon von Baronius ausgesprochene Annahme. (Ann. III, 103.) Durch das Marsfeld am Stadium des Domitian vorüber hätte der Kaiser nun in die Via Flaminia und damit in die Via sacra einlenken, oder auch gerades Wegs auf der älteren Via triumphalis zum Capitol emporsteigen können. Allein, wie die Stelle seines Triumphbogens beweist, umging Constantin Dies, indem er vom Circus Maximus her auf der dortigen Via sacra seinen Einzug hielt, ohne den capitolinischen Tempel des Jupiter zu betreten. Der Triumphbogen steht auf der Südseite des Colosseum's, wo der Weg links hinauf zwischen dem Palatin und dem Doppeltempel der Roma und Venus zum Triumphbogen des Titus emporsteigt. Hadrian hatte um 130 jenen Doppeltempel erbaut, von welchem außer den gewölbten Unterbauten der Terrasse noch die beiden Absiden erhalten sind; die Reste des Tempels der Roma sind jetzt in Kirche und Kloster der h. Franziska Romana eingeschlossen.
2. Prachtvolle Beleuchtungen machten sehr häufig einen Theil der Festlichkeiten aus, und die Römer müssen in dieser Hinsicht, auch ohne daß ihnen die Kunstmittel unserer modernen Illumination mit Feuerwerk, bengalischem oder elektrischem Licht u. dgl. bekannt waren, große Effekte zu erzielen verstanden haben. Domitian ließ bei einem Feste im Amphitheater bei Einbruch der Nacht einen Kreis von Flammen von oben herab, der die Nacht zum Tage machte und bei dessen Licht das Fest fortgesetzt wurde. Caligula gab einmal nächtliche Schauspiele, wobei die ganze Stadt erleuchtet war; Domitian veranstaltete sogar nächtliche Thierhetzen und Gladiatorenspiele bei Beleuchtung. Bei den Ausgrabungen auf dem Palatin im Jahre 1867 ist eine große Menge einfacher Thonlampen gefunden worden; wenige Jahre früher entdeckte man auf dem Aventin ein ganzes Lager solcher Lampen, und ebenso findet man bei den Ausgrabungen in Ostia und Pompeji alle Tage Thonlampen. Einerseits zu einfach für den täglichen Gebrauch in einem vornehmen Hause, kommen sie andererseits in einer solch' großen Zahl vor, daß sie nur für Beleuchtungen der Thüren und Gesimse an Festen bestimmt gewesen sein können. Daß die Christen bei ihren kirchlichen Festen diese Illuminationen beibehielten, ergibt sich unter anderm daraus, daß Constantin nach dem Berichte des Eusebius (Vita IV, 22) in der Osternacht die ganze Stadt beleuchten ließ. (Vgl. Friedländer, II, 170; De Rossi, Bullett. 1867, 13.)
3. Der Triumphbogen des Titus erhebt sich auf der Anhöhe, die den Palatin mit dem Esquilin verbindet und das Thal des Forum's gegen Osten von dem des Colosseum's trennt. Er wurde ihm und seinem Vater Vespasian nach der Zerstörung Jerusalem's errichtet.

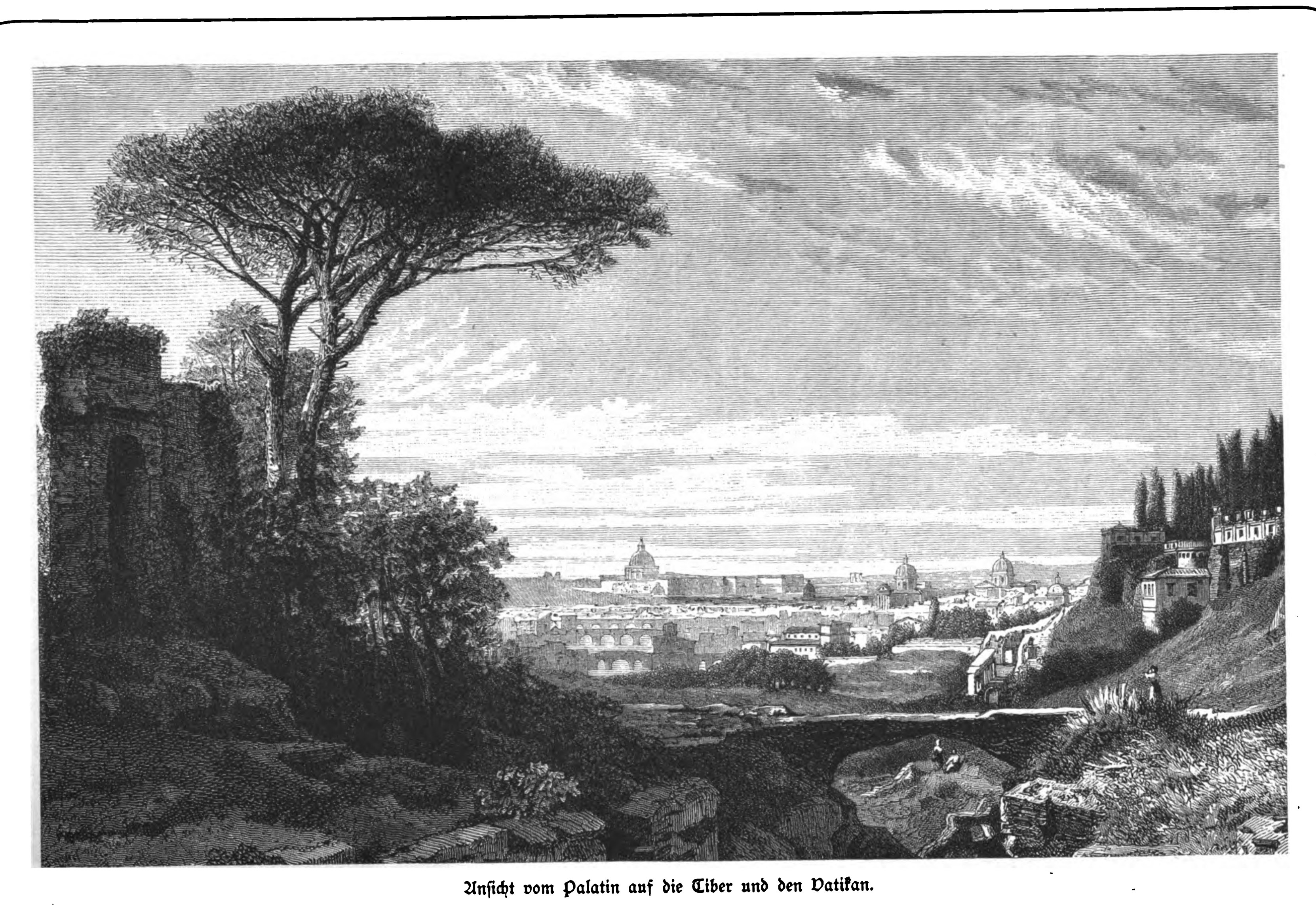
Bedeutende Ueberreste der Via sacra oder der heiligen Straße, die von dort, an der Basilika des Constantin (Maxentius) vorbei, über das Forum zum Capitol emporführte, sind noch erhalten. Die Innenwand des Bogens ist mit Relief-Darstellungen der Beute von Jerusalem (siebenarmiger Leuchter, Bundeslade, Tisch der Schaubrode) und des triumphirenden Einzuges des Titus geschmückt. Ein Viergespann mit der Victoria krönte ehemals den Bogen. Ihn immer vor Augen, mußten die Tausende der kriegsgefangenen Juden in schwerster Sklavenarbeit an dem Ausbau des Colosseum's ihre letzten Kräfte einsetzen, nachdem andere Tausende ihrer Brüder im Amphitheater den wilden Thieren vorgeworfen worden waren. Noch heutigen Tages vermeiden es die Juden in Rom, durch diesen Triumphbogen hindurch zu gehen, der ihnen von Geschlecht zu Geschlecht den Untergang ihrer Nation, die Strafgerichte Gottes über Jerusalem und die Erfüllung der Weissagungen des Gekreuzigten verkündigt.

4. Der Triumphbogen Constantin's wurde vom Senat im Jahre 315 errichtet, als der Kaiser zum zehnten Jahrestage (den Decennalien) seiner Thronbesteigung wieder nach Rom kam. (Vergl. De Rossi, Bullettino 1863, p. 50.) Die Inschrift lautet: **Imp Caes Fl Constantino Maximo | P F Augusto S P Q R | Quod instinctu Divinitatis mentis | magnitudine cum exercitu suo | tam de tyranno quam de omni eius | factione uno tempore iustis | rempublicam ultus est armis | arcum triumphis insignem dicavit.** „Dem Kaiser Constantin haben Senat und Volk von Rom, weil er durch Antrieb der Gottheit und seines Geistes Größe mit seinem Heere den Staat von dem Tyrannen und



dessen ganzem Anhange in gerechtem Kampfe befreite, diesen Triumphbogen geweiht." Die Worte instinctu divinitatis sind von Manchen als spätere, auf Befehl des Kaisers vorgenommene Correktur angesehen worden; man wollte sogar die Spuren des Wortes Jupiter erkennen. Allein die genaueste Untersuchung im Jahre 1863 stellte die Gleichzeitigkeit außer Zweifel. Der in seiner überwiegenden Mehrzahl heidnische Senat hat dem christlichen Bekenntnisse des Kaisers und der Thatsache, daß Constantin auf göttlichen Antrieb zur Bekämpfung des Maxentius nach Rom gezogen war, öffentlich Rechnung tragen müssen. Wie der Kaiser damals, nicht etwa in Privatbriefen, sondern in amtlichen Erlassen seinen christlichen Glauben bekannte, beweist die folgende Stelle, mit welcher er eine Zuschrift an den Proconsul von Afrika schloß: „Dann kann ich in Wahrheit und vollkommen ruhig sein und immerdar von der nahen Hilfe des allmächtigen Gottes Heil und Segen erhoffen, wenn ich weiß, daß Alle im rechten Bekenntniß des katholischen Glaubens und in einträchtiger Bruderliebe Gott, den Heiligsten, verehren, cum universos sensero debito cultu catholicae religionis sanctissimum Deum concordi observantiae fraternitate venerari (cf. Acta purg. Caecil.). Der Senat aber wählte mit Absicht den etwas unbestimmten Ausdruck „divinitas, Gottheit." Denn der Glaube an ein einziges höchstes Wesen war in der dreihundertjährigen Berührung mit dem Christenthum auch in der Heidenwelt allmählich zur Herrschaft gelangt, und unter Andern gebrauchte Symmachus, der eifrigste Vorkämpfer des Götterkultes, neben den Wendungen „so Gott will, mit Gottes Hilfe" u. dgl. auch die Worte „spe divinitatis" (epist. IX.). Instinctu divinitatis sollte also beiden Religionsanschauungen gerecht werden, da das herkömmliche Jovis Optimi Maximi hier zu gebrauchen dem Senat nicht gestattet war. (Vgl. die ausführliche Darlegung bei De Rossi a. a. O.) Zu gleicher Zeit prägte der Senat seinerseits noch Kupfermünzen mit den Bildnissen Constantin's und der durchaus heidnischen Inschrift: Soli invicto comiti, während die in der kaiserlichen Münze geprägten Silber- und Goldstücke offen den christlichen Charakter an sich tragen. (Garrucci, Numismatica Constantiniana. — Cavedoni, Append. alle ricerche critiche int. alle med. di Const.)

5. Eine der herrlichsten Aussichten von den Ruinen der Kaiserpaläste aus ist jene hinüber nach St. Peter und dem Vatikan, zumal am Abende, wenn die Sonne in Feuergluth hinter der Riesenkuppel untergeht. — Rings um dich lagern Trümmer in öder Einsamkeit, senken sich eingestürzte Gewölbe, ragen zerborstene Mauern, von dunkeln Pinien ernst beschattet, wo einst in der goldenen Pracht des überschwänglichsten Luxus alle Lüste und Genüsse der Welt die Sinne berauschten. Aber aus den Ruinen schaust du, dahin über die Tiberbrücken, nach der Basilika des Apostelfürsten, die in heiliger Ruhe und majestätischer Hoheit ihr Kreuz in die goldenen Abendwolken taucht. Und nun klingen und singen die Glocken und Glöcklein von Nah und Fern ihr Ave, wie himmlisches Friedensgeläute, wie seligen Triumphgesang, und während du, — das Kind des Augenblicks, — auf den Trümmern einer versunkenen Weltherrschaft entzückt hinüberschaust nach dem Symbol einer ewigen Weltherrschaft, da sinkt wohl drüben im Vatikan der greise Hohepriester vor dem Tabernakel auf seine Kniee, um für Rom, für die Welt und auch für dich zu beten. —



Ansicht vom Palatin auf die Tiber und den Vatikan.

6. Der Vorwurf, Feinde des Staates zu sein, ist zu allen Zeiten die Devise gewesen, unter welcher die Kirche verfolgt wurde. Als Nero die Verleumdung nicht aufrecht erhalten konnte, daß die Christen Rom in Brand gesteckt hätten, ließ er sie wegen Reichsfeindlichkeit (odium generis humani) hinrichten. Vergebens suchten Justin, Athenagoras, Tertullian die Anschuldigung zu widerlegen. „Man spricht uns die Ehrfurcht gegen die Kaiser ab und nennt uns Feinde des Vaterlandes", klagt letzterer, und betont es dann wiederholt: „Wir ehren den Kaiser, allein so, wie es uns erlaubt und ihm nützlich ist. Wir opfern für das Heil des Kaisers, aber unserm und seinem Gott. . . . Der Christ ist verpflichtet, das Heil des Kaisers und des römischen Reiches zu wünschen." Er weist darauf hin, wie die Christen sich wegen der grimmigen Verfolgungen rächen könnten; allein weit entfernt, Böses mit Bösem zu vergelten, erkennen sie gerade darin die Göttlichkeit ihrer Religion, daß sie verfolgt wird. — Weiser, als seine Vorgänger, entfernte umgekehrt Constantin Chlorus solche Christen, die in der Verfolgung abgefallen waren, aus ihren Staatsämtern, indem er erklärte, wer seinem Gott nicht treu sei, der sei es auch nicht seinem Kaiser, oder sei wenigstens nicht mehr würdig, dem Kaiser zu dienen. (Euseb. Vita Const. I, 13.)
7. Augustus hatte nach seinem Siege bei Actium die durch Feuer zerstörte Basilika Julia auf dem Forum wiederhergestellt und in derselben die Statue und den Altar der Victoria errichtet, auf welchem jeder Senator bei Eintritt in die Sitzung Weihrauch und Wein opferte. Constantin durfte es nicht wagen, das hochverehrte Bild der Göttin zu entfernen; als sein Sohn Constans Statue und Altar stürzte, richtete Magnentius sie wieder auf; allein mit seinem Sturze fiel auch wieder das Götterbild. Julian stellte den Dienst der Göttin wieder her, und so behauptete sie ihren Platz, bis Gratian Statue und Altar im Jahre 382 abermals entfernte. Vergebens wandte sich Symmachus im Namen der heidnischen Senatoren an den Kaiser, vergebens erneuerte er mit aller Macht seiner Beredtsamkeit die Bitte nach Gratian's Tode bei dessen Bruder Valentinian II.; die Opposition der christlichen Majorität im Senat, wie die energische Sprache des Bischofs Ambrosius von Mailand vereitelten seine Absichten. Dennoch sollte das hochverehrte Bild noch einmal in die Curia zurückkehren, als Eugenius 392 zur Herrschaft gelangte. Allein mit dem Sturze des Kaisers verschwand es schon nach zwei Jahren wiederum und jetzt für immer. (Vgl. Brockhaus, Aur. Prudentius, S. 44 f.)
8. Bei der Ausgrabung der Unterkirche des h. Clemens 1864 wurde ein speleum, eine Grotte oder ein Heiligthum des Mithras entdeckt, in unmittelbarer Verbindung mit dem aus der apostolischen Zeit stammenden christlichen Versammlungsorte im Hause des Papstes Clemens. Der Opferaltar mit den Symbolen des Sonnenkultes stand noch an seiner Stelle. In der diokletianischen Verfolgung war die Clemens-Kirche confiscirt und den Anhängern des Mithras überwiesen worden. (Vgl. Bullett. 1871, 153 ff.) — Schlange und Skorpion waren im Sonnenkult die Symbole der dem Lichte feindlichen Mächte.
9. Der h. Augustinus (De Civit. Dei, VIII, 35) berichtet von einem Orakelspruch in griechischen Versen, der, wie es scheint, in den Tagen Constantin's entstand, und wonach der Name Christi 365 Jahre verehrt, nach Ablauf dieser Frist aber plötzlich in Vergessenheit

gerathen werde. (Excogitaverunt nescio quos versus graecos, tamquam consulenti cuidam divino oraculo effusos ..... ut coleretur Christi nomen per CCCLXV annos, deinde .... sine mora sumeret finem.) In diesen Versen, fügt der h. Augustinus hinzu, sei auch des Apostels Petrus als eines Zauberers Erwähnung gethan (Petrum maleficia fecisse subiungunt).

10. Zumal bei freudigen und feierlichen Veranlassungen war es das Recht wie die Pflicht der Personen vornehmen Standes, zur salutatio oder Morgenaufwartung vor dem Kaiser zu erscheinen. Man drängte sich auf dem Vorplatze, der area Palatina, und erwartete die Ankündigung, daß nunmehr die Audienz beginne. Der Empfang fand in der ersten Frühe statt, welche in Rom überhaupt die für Besuche gewöhnliche Zeit war. Im Innern des Palastes war eine Abtheilung der Hofdienerschaft thätig, die Ordnung aufrecht zu halten, die Besuche anzumelden und einzuführen. Der Kaiser, wie die ihre Aufwartung machenden Personen erschienen in der Toga, die Militärs in ihrer kriegerischen Tracht. Die Senatoren wurden mit einem Kuß empfangen; später kam vom persischen Hofe die Sitte des Handkusses und Fußkusses auch an den kaiserlichen Hof nach Rom; sie hat sich bis heute am päpstlichen Hofe erhalten. In der Regel pflegten die Kaiser den ersten Stand bei öffentlichen Empfangsfeierlichkeiten durch große Höflichkeit auszuzeichnen; tyrannische Herrscher übten auch hier ihre Schrecken. (Vgl. die eingehenden Schilderungen bei Friedlaender, Sittengesch. Rom's I, 142 f.)

11. Die Basilika des Lateran ist nach den Worten De Rossi's „in der That die erste oder eine der ersten, welche Constantin dem christlichen Kult errichtete, und sie liegt der Zeit nach wahrscheinlich noch vor der Einweihung des Triumphbogens. Daß sie, seit dem 4. Jahrhunderte die Kathedrale der Päpste, durch die Freigebigkeit Constantin's der Kirche geschenkt wurde, ist eine außer Zweifel stehende Thatsache." Der Lateranensische Palast, seit Nero Eigenthum des Fiscus, trägt in jenen Tagen den Namen von der Kaiserin Fausta, der Gemahlin Constantin's („in domo Faustae in Laterano"); Papst Milziades war bereits im Besitze desselben, als er dort am 2. October 313 achtzehn Bischöfe zu einem Concil versammelte. Und wie Constantin damals für die Gläubigen in Afrika Kirchen erbaute und diesen und ihrem Klerus aus Staatsmitteln reiche Einkünfte zuwies, so hat er sicherlich nicht minder die römische Kirche mit kaiserlicher Freigebigkeit beschenkt; das lange Verzeichniß der Besitzungen und Einkünfte, welche nach Angabe des Liber Pontificalis oder der Papstchronik die lateranensische Basilika von Constantin erhalten hatte, reicht zweifellos zum Theil in die ersten Tage der Regierung des Kaisers über Rom hinauf. (Vgl. De Rossi, Bull. 1863, 52.) Die lateranensische Basilika feiert das Fest ihrer Einweihung am 9. November; war dieser Tag, wenige Tage nach demjenigen des Sieges über Maxentius, derjenige, wo noch in demselben Jahre 312 Papst Milziades vom lateranensischen Palast Besitz nahm? Nach dem Gesagten ist diese Annahme höchst wahrscheinlich.



Vierzehntes Kapitel.

Der Lohn.



ine Menge Leichen von den in der Tiber Ertrunkenen war während der Nacht an's Ufer geschwemmt worden, unter ihnen auch die des Maxentius. Einige Soldaten aus dem Lager Constantin's fanden sie in der Frühe und zogen sie völlig an's Land.

Noch war der Todte mit den kaiserlichen Gewändern bekleidet; allein dieselben waren vom Morast ganz beschmutzt. Das Gesicht war gräßlich entstellt; Wuth und Verzweiflung und das letzte Ringen des

Todeskampfes starrte aus den wilden Zügen; Haare und Bart waren voll Schlamm, — ein grausiger Anblick. Die Soldaten beeilten sich, die Leiche des Schmuckes von Gold und kostbaren Edelsteinen zu berauben und ihn unter sich zu vertheilen. Alsdann hieben sie dem Todten den Kopf ab, steckten ihn auf eine Lanze und trugen ihn jubelnd in das Lager; hatten sie den Tyrannen nicht lebendig in ihre Gewalt bekommen können, so sollte wenigstens sein Kopf im Triumphe aufgeführt werden. Oberhalb des Lagers auf einer der Anhöhen pflanzten sie die Lanze auf, die blutige Trophäe auf ihrer Spitze.

Mit den Soldaten theilte das römische Gesindel das Strandrecht an den Leichen, welche der Fluß an's Land geschwemmt hatte, und die Beraubung wurde auf das gründlichste vollzogen. Nur bei Einem Todten war sie weniger vollständig; es war die Leiche eines jungen Mannes, welche an einer flachen Stelle des Ufers zwischen hohem Schilfe lag. Denn ein Weib hatte mit der Wuth einer Furie die



Plünderer vertrieben und hielt jetzt in der Nähe Wache; und wenn Leute der Stelle nahe kamen, fuhr es auf und schrie:

„Stille, stille, der Kaiser schläft dort! Wißt ihr nicht, daß mein Sohn den Constantin im Zweikampf besiegt hat? Zu Mittag wird der Imperator Sabinus seinen Einzug in Rom halten."

Während Sabina, die wahnsinnig gewordene, mit aufgelöstem Haare und stierem Blick, die Kleider mit Schlamm beschmutzt, die Todtenwache bei ihrem Sohne hielt, harrte Heraclius im Vorzimmer des Kaisers auf den Augenblick, wo er vor dem neuen Herrscher erscheinen sollte.

Heraclius hatte seit gestern Nachmittag Stunden furchtbarster Aufregung durchlebt. Der Schwarm von Spionen und Berichterstattern, über die er sonst verfügte, war ihm untreu geworden, sobald der Tod des Maxentius bekannt wurde; wie bitter empfand er es, daß von dem sinkenden Schiffe seines Glückes sich Alle bei Zeiten zu retten suchten! Die Ungewißheit über das Schicksal des Sabinus, die an Verzweiflung grenzende Angst seiner Gattin um ihren Sohn, die Besorgniß und Furcht wegen seines eigenen Looses, zumal wenn er an seine Vergangenheit dachte, bereiteten ihm die entsetzlichsten Stunden. Beim Einbruch der Nacht hatte er heimlich aus der Stadt entfliehen wollen; allein sein Weib hatte seine Absicht erkannt und ihn mit Gewalt zurück gehalten. In der Frühe war durch einen Sklaven die Mittheilung gekommen, der Sohn liege ertrunken am Ufer der Tiber; Sabina war darüber vor Schmerz wahnsinnig geworden, und um das Unglück voll zu machen, hatte sie einen unbewachten Augenblick benutzt, das Haus zu verlassen. Heraclius war zu sehr außer sich, als daß er nur daran gedacht hätte, nach ihr auszuschicken; die Frage um das eigene Schicksal nahm alle seine Gedanken in Anspruch. Was blieb ihm übrig, als die Wahl, sich das Leben zu nehmen, oder seinen geplanten Versuch zu machen, die Gunst Constantin's zu gewinnen? Aber

er wollte nicht sterben; mit Entsetzen dachte er an das Gericht und die Ewigkeit, an die er jetzt wieder glaubte, glauben mußte, so sehr er sich dagegen sträubte, und so raffte er sich denn auf und ging zum Kaiser.

Vor Allem kam es für ihn darauf an, die Gunst des Herrschers zu gewinnen, bevor dieser etwas Nachtheiliges über ihn erfuhr, und so war er der erste, welcher sich im Vorzimmer zum Morgengruß des Kaisers einfand. Während der Zeit, welche er warten mußte, vermochte er sich einigermaßen zu sammeln, und als er endlich vorgelassen wurde, gab die entscheidende Bedeutung des Augenblickes ihm seine ganze Klugheit und Ueberlegung zurück.

Indem er vor Constantin auf ein Knie sank und ehrfurchtsvoll dessen Hand küßte, begann er:

„Das Amt, welches ich unter dem Usurpator bekleidete, könnte in den Augen deiner Göttlichkeit gegen mich sprechen, wenn ich dir nicht die Beweise vorzulegen im Stande wäre, wie ich während der Zeit, wo ich gezwungen dem Tyrannen diente, doch stets im Herzen deiner Göttlichkeit ergeben gewesen bin. Dies wird mir bei deiner Milde und Gnade Verzeihung erwirken, wenn ich Befehle auszuführen genöthigt war, die ich im Gewissen verurtheilte. Fern von jener Ruchlosigkeit, welche dir Treue heuchelt und im Geheimen mit dem Feinde conspirirt, habe ich vielmehr die Verrätherei unschädlich zu machen gewußt, — indem ich diese Briefe nicht an den Tyrannen gelangen ließ.“

Damit legte er die Schreiben des Oberpriesters Gordianus an Rufus dem Kaiser vor.

Constantin's Stirne zog sich in düstere Falten, als er die Briefe las, an deren Echtheit er nicht zweifeln konnte. Der Mann, der ihm im Namen der Götter den Sieg versprochen, hatte heimlich dem Feinde die Hand gereicht, ihm diesen Sieg zu entreißen!

Der Verrath lag klar zu Tage, und Gordianus hatte den schmählichsten Tod verdient.

Allein welche Wirkung mußte es auf alle Anhänger der Götter in der Stadt und beim Heere haben, wenn der neue Kaiser zum Antritt seiner Regierung den ersten Priester des Mithras in Rom hinrichten ließ? —

In soferne war die Enthüllung dem Constantin weit weniger willkommen, als Heraclius vorausgesetzt hatte.

„Es ist ein kleiner Dienst, welchen ich deiner Göttlichkeit leisten konnte," setzte dieser hinzu; „allein ich hoffe, dir meine Ergebenheit noch besser zu beweisen. Niemand dürfte die Gesinnungen der einzelnen Ritter und Senatoren besser kennen, als ich, und deine Göttlichkeit wird erstaunen, wie Viele vom Adel dir feindlich gesinnt sind."

Constantin verstand die Andeutung des Höflings, aber er verbarg seinen Unmuth.

„Die Regierung einer Stadt, wie Rom," fuhr Heraclius fort, „ist nicht möglich ohne den Geheimdienst zuverlässiger Spione, und ich darf mich rühmen, die ganze Stadt wie mit einem Spinnengewebe umsponnen zu haben, dessen Radien sämmtlich im Mittelpunkte der geheimen kaiserlichen Kanzlei zusammenlaufen. Jede Aeußerung, sei sie selbst im Schooße der Familie und im engsten Freundeskreis gethan, gelangt so an das Ohr deiner Göttlichkeit."

Die Zumuthung, das schmachvolle Spionirsystem des Maxentius zu adoptiren, das so viele edle Männer und Frauen in Verbannung, Armuth und Tod gebracht hatte, empörte den Kaiser. Er gedachte der Mittheilungen, welche ihm Candidus bei der Schilderung der Leiden des Rufinus und seiner Tochter über den Heraclius gegeben hatte: wie vollkommen paßten dazu dessen eigene Aeußerungen!

„Da du so genau über Alles unterrichtet bist," sprach Constantin, und faßte den Höfling scharf in's Auge, „so wirst du mir sicherlich

das Genaueste über das Schicksal des von Maxentius abgesetzten Stadtpräfekten, meines Jugendfreundes Rufinus, mittheilen können."

Heraclius erbleichte; allein er faßte sich schnell und sprach:

„Ein Opfer der Grausamkeit des Tyrannen, ist er als Baugefangener vor Elend umgekommen; seine Tochter hat ihn an der appischen Straße begraben. Selten ist ein edlerer Mensch," wagte Heraclius hinzuzusetzen, „durch ruchlosere Mittel vernichtet worden."

Constantin vermochte sich bei diesen letzten Worten kaum mehr zu beherrschen.

„Maxentius hatte allerdings den Schein für sich, ihn mit Grund zu verfolgen," bemerkte er, „da ihm eine Anzahl gefälschter, angeblich von mir an Rufinus geschriebener Briefe vorgelegt wurde. Selbst in den acta diurna stand ein Bericht darüber. — Kannst du mir sagen, wer diese Briefe hat anfertigen lassen? Kannst du mir sagen," wiederholte Constantin, und seine Augen sprühten Blitze auf den Höfling, „wer der gemeine Grieche gewesen ist, der den Präfekten von Rom in den mamertinischen Kerker geworfen hat, — welcher Preis von seiner Tochter für seine Freilassung gefordert wurde, — wer ihn unter die Baugefangenen verurtheilte und sie als Bettlerin auf die Straße stieß? — Und du wagst es, vor mir zu erscheinen und mir deine ruchlosen Dienste anzubieten? — Nein, Rufinus ist nicht todt; Christus, den du, Elender, verleugnet und verfolgt hast, hat ihn vor deinen Nachstellungen gerettet."

Heraclius hatte sich dem Kaiser zu Füßen geworfen und bat jammernd und flehend um Gnade, da er nur aus Gehorsam gegen Maxentius gehandelt habe. Allein schon war auf ein von Constantin gegebenes Zeichen der Centurio, welcher im Vorzimmer die Wache hatte, eingetreten.

„Führe diesen Elenden," befahl Constantin, „in das mamertinische Gefängniß, wo man ihn in das unterste Verließ werfen soll. Ich

hoffe, daß sich Keiner in Rom findet, der so, wie er, den Tod verdient hat.“

Auf einen Wink des Centurio erschienen Soldaten und schleppten den Heraclius aus dem kaiserlichen Gemache hinaus.

In den Vorsälen und im Hofe hatte sich unterdessen eine große Anzahl von vornehmen Personen eingefunden, dem Herrscher ihren Morgengruß darzubringen; Alle erkannten den Präfekten und ahnten, welches Geschick ihm bevorstehe — Niemand hatte Mitleid mit ihm.

Gerade als die Soldaten ihren Gefangenen die breite Prachttreppe hinunter aus dem Palast führten, stieg Candidus mit seiner Mutter, mit Valeria und dem Bischofe Milziades die Stufen hinauf; Rufinus folgte in einer geschlossenen Sänfte. In dem Gedränge sah nur Candidus den Gefangenen, den er jedoch nicht kannte. Dieser aber erkannte Valeria, und bei ihrem Anblick wurde sein bleiches Gesicht aschgrau. Voll Schrecken starrte er die Jungfrau an, seine Kniee schlotterten, und hätte einer der Soldaten ihn nicht unbarmherzig vorangestoßen, der Verurtheilte wäre zusammengebrochen.

Was war es, was ihn bei Valeria's Anblick so ergriff?

Heraclius hatte sie bisher nur in schwarzen Trauerkleidern, voll Schmerz und Kummer, gesehen; so war sie vor ihm gekniet, als sie um das Leben ihres Vaters flehte; so hatte sie ihm die Hand geküßt, als sie seines Sohnes Gattin zu werden einwilligte, um den Freibrief für Rufinus zu empfangen; so war sie auf dem Forum von ihm mit barschen Worten zurückgewiesen worden, wenn sie ihrem Vater eine Erquickung zu bringen suchte. Da aber das Hofceremoniell Trauerkleider für die Audienzen verbot, so hatte die Jungfrau jetzt ihre schwarze Kleidung mit einem Festgewande vertauscht. Sie trug die Dalmatik, ein helles Seidenkleid von Safranfarbe, über welches vorne von beiden Schultern bis auf die Füße zwei in Gold gestickte rothe

Purpurstreifen, das Vorrecht der Damen vornehmen Standes, hinab-
liefen; das Haupt, dessen Haare, wellenförmig gekräuselt, sich um die
edel geformte Stirne legten, war mit einem weißen Schleier umhüllt,
der mit Purpurbordüre und Goldfranzen besetzt war; um den Hals
hatte sie eine einfache Schnur von Perlen geschlungen. Rosetten in
Gold und Perlen gestickt, die sog. calliculae, waren an der Schulter
und am Saum des Gewandes aufgeheftet. Durch die Erwartung der
bevorstehenden Kaiseraudienz war die frühere Blässe ihrer Wangen
einem frischen Roth gewichen, und all' das Glück, das der gestrige
Tag gebracht hatte, lachte aus Valeria's Zügen. So war das junge
Mädchen eine überaus lichte Erscheinung, voll holder Schönheit und
Anmuth. Die Menge des Volkes, die auf dem Platze vor der Palast-
treppe die Eintretenden musterte, fragte sich flüsternd, wer diese zarte
und liebliche Jungfrau sei; die Christen, welche sie zwischen ihrem
Bischof Milziades und dem jungen schmucken Krieger erblickten, be-
grüßten sie als das Bild der aus der Verfolgung glorreich hervor-
gegangenen Kirche; — was Wunder, wenn sie dem Heraclius, der,
niedergeschmettert durch das Urtheil des Kaisers, halb wahnsinnig
vor Todesangst, sie plötzlich vor sich sah, wie eine übernatürliche Er-
scheinung vorkam? —

Wenn Valeria's Anblick den Heraclius erschreckte, so war hingegen
Candidus, als er in der Frühe in die Wohnung seiner Mutter ge-
treten, um beide zum Kaiser zu geleiten, von der geschehenen Wand-
lung der Jungfrau auf das Höchste entzückt worden. Er verglich sie
bei sich selbst mit einem Edelstein, den die kundige Hand des Gold-
schmieds aus einem antiken, schwarz gewordenen Schmuck heraushebt
und in lauteres Gold faßt; — mit einer dunkeln Felsenquelle, über
welche plötzlich die Sonne ihre lichten Strahlen ausgießt, — mit
einer Rose, die beim Gruße des Morgens frisch aus der Knospen-
hülle ausgebrochen ist.

Er selbst erschien heute nicht mehr, wie gestern, staubbedeckt, erschöpft durch die unerhörten Anstrengungen, aufgeregt durch all' die so mächtigen und gewaltigen Eindrücke, sondern in blühender Jugendfrische, in glänzender Uniform, eine kriegerische und doch anmuthige Gestalt. — Valeria wagte kaum, ihren Blick auf ihn zu richten.

Irene trug die stola matronalis, ein bis auf die Füße hinabreichendes Gewand, das Vorrecht älterer Damen von Stande; darüber die weite palla, welche, das Haupt umhüllend, in reichen Falten den Körper umgab.[1])

Bei der Morgenbegrüßung des Kaisers wurde das Hofceremoniell eingehalten, wie es schon unter den ersten Kaisern gegolten hatte und von Diokletian weiter ausgebildet worden war. In der schweren weißen Toga, dem damaligen Amtskleide, erwartete man im vestibulum des Palastes die Zeit, wo die Audienz beginnen sollte; eine Abtheilung der Hofdienerschaft war geschäftig, die Aufwartenden der Reihenfolge ihres Ranges oder Amtes entsprechend einzuführen.

Es machte auf die Römer einen überaus guten Eindruck, daß Constantin nicht sitzend, sondern stehend die Besuche empfing, auch den seit Diokletian üblichen Handkuß nicht zuließ und eine Höflichkeit an den Tag legte, die gegenüber der rohen Rücksichtslosigkeit eines Maxentius und der vornehm stolzen Verachtung eines Diokletian doppelt gewinnend war.

Rufinus hatte kaum Zeit, die herzliche Begrüßung der Ritter und Senatoren im Vorzimmer zu erwidern; ohne angemeldet zu werden, wurde er sofort mit den Seinen in den Empfangssaal geführt.

Sobald Constantin Irene an der Seite des Candidus erblickte, ging er der Matrone einige Schritte entgegen und beglückwünschte sie zu einem Sohne, dessen Tapferkeit mit seinem Edelmuth wetteifere.

„Der wüste Lärm der Waffen," sprach er, „übertönt gar oft die Stimme des Göttlichen in uns, und nur zu leicht legt sich des Panzers Eisen auch um das Herz des Kriegers; der zügellose Mars macht

seine Söhne zügellos, und mancher Held im Felde streckt vor dem Feind im eigenen Busen feig die Waffen. Nicht so dein Sohn. Der Krieg gibt dir ihn unverdorben heute zurück, gestählten Sinnes, an Ehren reich; kein Schatten trübt deine stolze Mutterfreude."

Als der Papst seinen Dank zugleich mit dem Versprechen darbrachte, daß die römische Kirche, und mit ihr alle Brüder, in inbrünstigen Gebeten den Segen des Allerhöchsten auf das kaiserliche Haupt herabflehen würden, entgegnete Constantin:

„Du zahlst irdische Gabe mit himmlischer Münze, und ich nehme sie um so lieber, als ich den Bestand meiner Herrschaft, wie eine segensreiche Regierung einzig von Gottes Hilfe erwarte."

Den Rufinus begrüßte der Kaiser herzlich, wie einen alten Waffengefährten; in lebhafter Theilnahme gedachte er der Leiden, die er und seine Tochter nur durch christlichen Starkmuth zu ertragen im Stande gewesen seien, und ersuchte ihn, das Amt des Praefectus Urbi wieder übernehmen zu wollen.[2])

Valeria's liebliche Erscheinung hatte Constantin beim ersten Eintreten überrascht. Bei dem Lobe, mit welchem er über Candidus zu der Mutter gesprochen, war dem Kaiser die strahlende Freude nicht entgangen, in der sich unbewußt das Herz der Jungfrau verrathen hatte. So wandte sich denn Constantin an den Jüngling und sprach, indem er auf die Trophäe mit dem Labarum auf ihrer Spitze hinwies:

„Nach Beendigung des Krieges nehme ich aus deinen Händen, mein tapferer Tribun, das Heerbanner, das ich dir anvertraut hatte. Du hast es mit solchen Ehren getragen, daß ich dir etwas noch kostbareres anvertrauen will; und du wirst es um so liebevoller bewahren, als es nicht mein Eigenthum ist. Zwar habe ich den jetzigen Eigenthümer noch nicht um seine Einwilligung gefragt; allein ich thue es in diesem Augenblicke: — Rufinus, ich werbe für meinen Tribunen Candidus um die Hand deiner Tochter Valeria."

Die so ganz unerwarteten Worte des Kaisers machten, zumal auf die beiden zunächst Betheiligten, eine unbeschreibliche Wirkung. Candidus fiel dem Kaiser zu Füßen: das war zu viel des süßesten Glückes! Valeria sank an die Brust der neben ihr stehenden Irene.

„Mein Kaiser," sprach Rufinus, „du erfüllst, was ich selbst stille im Herzen hoffte, und freudig gebe ich dem edelsten deiner Krieger das Kleinod, das der Himmel mir geschenkt hat."

„Mein süßes Kind," sprach Irene, indem sie ihre Arme um die Jungfrau schlang, „so schenkt mir der Himmel in dir eine Tochter wieder."

Constantin hatte Candidus aufgehoben und führte ihn zu Valeria; Rufinus legte die Hand der Jungfrau in die seines Sohnes.

„Kann Etwas besser den Altar ersetzen," sprach der greise Papst und wies auf das Labarum hin, „als dieses Zeichen des gebenedeiten Namens? So segne ich denn als Priester Gottes im Namen Christi den heiligen Bund, zu welchem ihr euch heute verlobet, und erflehe euch vom Himmel Gnade und alles Heil. Seid glücklich im Besitz des Preises, den du, Candidus, dir erstritten, du, Valeria, dir erlitten hast! — Möge euer Bund das Symbol der Eintracht sein, welche fortan den Staat mit der Kirche Christi verbinde, da uns der Himmel einen Kaiser geschenkt hat, der das Heil des Reiches nicht in der Verfolgung, sondern in der Beschützung der Kirche findet, und der mit väterlicher Hand die Wunden zu heilen sucht, welche traurige Verblendung und unverdienter Haß ihr geschlagen haben." —

Noch an demselben Morgen nahm der Papst Besitz vom Palast des Lateran und bestimmte die dortige Hausbasilika, einen großen, auf doppelter Säulenreihe ruhenden Saal, zur Kathedrale des römischen Bischofs. Bis dahin war die Kirche der h. Pudentiana, der Tochter des Senator's Pudens, in dessen Haus der Apostel Petrus die ersten Gläubigen zu versammeln pflegte, die Kathedrale der Päpste gewesen;

von jetzt an sollte die Basilika des Lateran „die Mutter und das Haupt aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises" sein.

Das Edikt, durch welches den Christen ihre heiligen Stätten zurückgegeben wurden, ward von den Gläubigen mit unbeschreiblichem Danke gegen den Kaiser begrüßt, und die Titelpriester beeilten sich, wieder von ihren Kirchen Besitz zu nehmen. Freilich trat ihnen dort vielfach die grauenvollste Verwüstung und Schändung entgegen. Die altehrwürdige Kirche des heiligen Clemens war in ein Heiligthum des Mithras, die im Hause der Lucina sogar in eine Menagerie verwandelt worden; andere Kirchen dienten als Magazine, und von der ehemaligen Ausstattung des Innern waren nur jämmerliche Trümmer übrig. Allein mit einer Opferfreudigkeit und Begeisterung, wie sie in der Kirchengeschichte vielleicht nie größer gewesen ist, gaben die Christen Alles hin, was sie hatten, um das Zerstörte wieder herzustellen, und jeder Tag, wo wieder in einer Kirche der erste Gottesdienst gehalten wurde, war für Alle ein Festtag heiliger Freude. Noch hundert Jahre später klingt in den Versen, mit welchen der Dichter Prudentius jene Tage schildert, der Jubel wieder, mit welchem die römische Kirche damals ihre Befreiung feierte. Die Freude wurde erhöht durch die große Zahl Derjenigen, die, überzeugt von der Wahrheit des Christenthums durch das offenbare Wunder, welches sie im Siege Constantin's vor Augen hatten, den alten Göttern den Rücken kehrten und den Papst Milziades um Aufnahme in die Kirche baten. Die ersten waren der Tribun Artemius und der Senator Anicius Paulinus mit seinen Kindern. —

Am Nachmittage nach der Verlobung des Candidus mit Valeria sah man eine Gesellschaft, Alle süße Freude und seliges Glück in den Augen, zum appischen Thore hinausfahren: das junge Brautpaar pilgerte mit den Eltern zu den Gräbern der Sophronia und der Geschwister des Candidus, um sie mit Blumen und Kränzen zu schmücken.

Sie waren nicht die Einzigen, welche zu den Katakomben zogen; schon seit der Frühe des Tages wallten Gläubige in größeren und kleineren Gruppen, alle festlich gekleidet, auf der appischen Straße dahin. Denn die Kirche feierte an diesem Tage, den 29. October, das Fest des hochverehrten Papstes und Martyrers Cornelius, und hatte man in den Jahren der Verfolgung es nie unterlassen, sein Gedächtniß durch die Feier der h. Geheimnisse über seiner Gruft zu begehen, so sollte heute der Jubel der triumphirenden Kirche seinen Wiederhall an den Gräbern der Martyrer finden. Die fossores hatten noch während der Nacht den seit Jahren verschütteten Eingang wieder eröffnet und die steile Treppe, welche zu der Grabkammer des Papstes hinabführte, frei gemacht; der Weg von der appischen Straße bis zu dem Eingange war mit Blumen und frischem Grün bestreut, die Thüre mit Laubgewinde und Teppichen geschmückt und die Grabkammer selbst mit Guirlanden und zahlreichen Lampen festlich geziert.[8])

Ein leichtes Gewitter hatte am Morgen in vorübergehenden Regenschauern den Staub der Straße niedergeschlagen und die ganze Natur erfrischt; durch die bizarren Wolkenberge brachen jetzt da und dort die Strahlen der Sonne und säumten die Ränder derselben mit Feuersgluth; so schön der Himmel Italiens in seiner reinen Bläue ist, so wundervoll versteht er es, sich in den reizenden Schmuck lichten Gewölks zu kleiden.

Wie Vieles hatte Valeria, hatte Rufinus am Grabe der Mutter und Gattin der im Himmel Verklärten zu sagen; wie trieb es Irene und ihren Sohn zu der Ruhestätte der Jungfrauen, die durch ihr Martyrium den großen Sieg mit errungen hatten!

In den vorhergehenden Tagen hatte Valeria so oft die appische Straße verfolgt, das Herz voll Kummer und Weh und Angst, — als sie die Mutter bestattete, als sie dem Vater das Grab bereitete, als sie von Irene den letzten Abschied nehmen wollte. Rufinus sollte

heute als Christ zu der Ruhestätte seiner Gattin zurückkehren; ihr und der Tochter Gebet hatten ihn auf dem Wege schwerer Prüfung zur Wahrheit geführt. Irene war auf dieser Straße zum Circus hinausgeschleppt worden, um dort zu sterben, ohne, — nach langer Trennung so nahe! — ihren geliebtesten Sohn umarmen zu können. In welcher Seelenangst war Candidus an den Monumenten der Appia vorübergejagt, wie hatte er zum Himmel hinaufgerufen in glühendster Inbrunst, daß er nicht zu spät komme!

An alles Dies dachten die vier Reisenden, und in Valeria's und Irene's Augen perlte wieder und wieder eine Thräne; aber dann flog auch wieder ein Lächeln glücklicher Freude über ihre Züge, wie Sonnenschein nach dem Gewitter. Nie hatte ihnen das Grün der Bäume und der Flor der Blumen lieblicher gelacht; die Villen auf den Abhängen der Albanerberge grüßten von ferne wie fröhliche Kinder; in der reinen, erquickenden Luft des warmen Herbsttages summten und schwirrten die Bienen und Käfer und Mücken, und — wie wunderbar schön! — über all' den Frieden und die Freude wölbte ein prachtvoller Regenbogen seinen lichten Farbenschimmer.

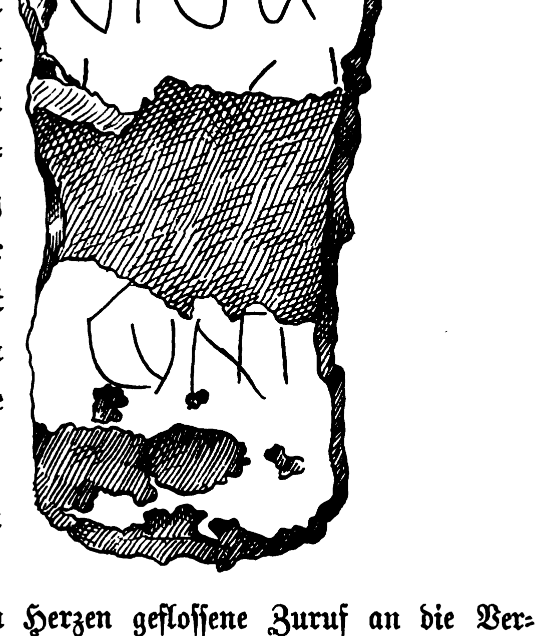
Nach einer halbstündigen Fahrt war das Coemeterium des heiligen Callistus erreicht, und unter Valeria's Führung stieg die Gesellschaft mit ihren Fackeln und ihren Blumenkränzen in die heilige Todtenstadt hinab.

Als sie nach kurzer Wanderung in das Cubiculum traten, in welchem Sophronia ruhte, — nebenan die Doppelinschrift, welche Rufinus ihr gewidmet, zur Seite das leere Grab, das seine Tochter für ihn selbst bereitet hatte, da übermannte beide die Rührung, und zumal Valeria brach in lautes Schluchzen aus. Allein der Schmerz war doch ein linder, von heiligem Troste verklärt. Wohl drängte sich Beiden der Wunsch auf: o, daß du noch lebtest, unser Glück zu theilen! Allein sie fühlten auch, wie in diesem Augenblicke die Selige ihnen geistig

nahe war. Und jetzt erst faßte Rufinus den vollen Inhalt seiner Inschrift: „Sophronia dulcis, semper vives Deo; Sophronia vives, du wirst immer bei Gott leben; ja, du wirst leben!“ Schweigend kratzte er mit einem leichten Instrument in den Kalkbewurf eine dritte Inschrift:

Sophronia, vivas felix cum tuis!

Sophronia, lebe selig mit den Deinen!



Jetzt, als Christ, war Rufinus von der trostreichen Wahrheit überzeugt: der Tod hatte keinen Abgrund zwischen der Verstorbenen und ihren Hinterbliebenen geschaffen; nur ein leichter Vorhang schied sie. Wie Sophronia ewig selig bei Gott lebte, so weilte sie auch bei den Ihrigen mit ihrer verklärten Liebe; hatte sie in den vorhergehenden Tagen der Prüfung für den Gatten und die Tochter am Throne der Barmherzigkeit gefleht, so theilte sie heute vom Himmel her das stille, reiche Glück ihrer Herzen.

Und wie jene beiden ersten Inschriften, so ist uns auch dieser dritte, aus gläubigstem Herzen geflossene Zuruf an die Verstorbene in den Katakomben des Callistus erhalten worden.

Nachdem Valeria und Irene das Grab der Mutter und Freundin mit Kränzen geschmückt hatten, pilgerte die Gesellschaft hinüber zu der Ruhestätte der beiden Mädchen.

Es war ein schlichtes Grab, in welchem die jungfräulichen Martyrinnen in Frieden neben einander schlummerten; der Stein trug nicht



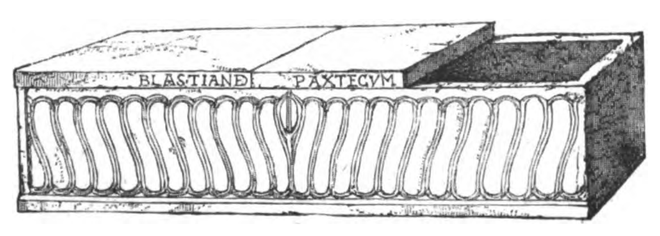
einmal eine Inschrift. Aber Irene hatte über demselben als Vorbilder die drei babylonischen Knaben malen lassen, und wie fühlte sie sich jetzt, wo die Flammen der Verfolgung erloschen waren, gedrängt, in den Sieges- und Lobgesang jener alttestamentalischen Gottesstreiter einzustimmen!

Candidus war, kaum dem Knabenalter entwachsen, aus dem Vaterhause, aus dem Kreise kindlicher Spiele hinausgezogen in den rauhen Kriegsdienst; heimgekehrt stand er jetzt mit seiner Mutter vor dem Grabe seiner Geschwister; die Leiche des väterlichen Martyrers aber lag noch verschüttet in der Sandgrube an der latinischen Straße und harrte, daß der Sohn sie erhebe und eine Grabkammer zu seiner Ruhestätte erbaue als Mittelpunkt einer Katakombe, die für alle Zeiten den Namen des Castulus tragen sollte.

Mutter und Bruder hingen über dem Grabe zwei Blumenkränze auf; Candidus aber bezeichnete den Marmorstein mit dem siegreichen Namenszuge Christi, ☧ für den die Schwestern gestorben waren, in dessen Frieden sie jetzt ruhten, in dessen Himmelsglorie sie ewig mit dem Vater frohlockten.

Nunmehr geleitete Valeria die Gesellschaft zu den hervorragendsten Martyrgräbern: zu der Kapelle, in welcher seit einem Jahrhunderte die Päpste beigesetzt waren, zu der Ruhestätte der h. Caecilia, zu der Katakombenkirche der h. Soteris und in den ältesten Theil des Coemeterium's, wo die h. Lucina, die Schülerin der Apostel, ruhte. Es

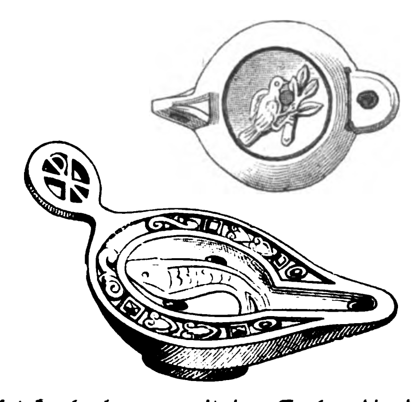
sind die Stätten, welche noch heute nach anderthalbtausend Jahren das fromme Ziel aller Pilger bilden, wenn auch die h. Gebeine der Martyrer längst in die Kirchen der Stadt übertragen worden sind und die Zeit und der Vandalismus roher Menschen Vieles zerstört haben. Damals war noch Alles unversehrt; die Sarkophage oder Steinsärge, die Grabsteine vor den einzelnen Grüften, die Lampen, mit denen man am Todestage der Verstorbenen ihre Gräber beleuchtete, die in den frischen Kalk eingedrückten Gegenstände, welche die Christen an die Versiegelung des Grabes Christi, an seine und ihre Auferstehung erinnerten, die Malereien, mit welchen die Decken und Wände der Grabkammern geschmückt waren.



Sarkophag des Blastianus. — „Friede sei mit dir!"



Boden eines Goldglases, in den Kalkbewurf eines Grabes eingedrückt gefunden, mit den Bildnissen Mariä und der beiden Apostelfürsten.



Katakombenlampen mit der Taube, die den Oelzweig trägt, und mit Fisch und Monogramm Christi.

Auf ihrer Wanderung durch die Katakomben stieß die Gesellschaft bald hier, bald dort auf Gruppen von Gläubigen, die mit ihren

Lichtern in den Händen die heiligen Stätten besuchten; nicht selten klangen, jetzt näher, dann ferner, fromme Gesänge an ihr Ohr; zahlreiche Gräber waren mit frischen Kränzen geschmückt, an andern brannten die in den Kalkverschluß der Grabplatten eingemauerten Lampen.

Valeria wußte Alles wundervoll zu erklären. Wie der Gärtner, umherwandelnd durch den reichen Flor seiner Blumenbeete, bald hier, bald dort einen Zweig, eine Knospe, eine Blüthe abschneidet, um so aus dem Schönsten, was sein Garten bietet, einen farbenprächtigen, duftigen Strauß zu winden, so verstand es auch Valeria, hier eine Inschrift, dort ein Symbol, da ein Gemälde zu erklären; bald führte sie die Freunde in eine reich geschmückte Kapelle, bald hielt sie vor einem schlichten Leichenstein, welcher die wenigen Ueberreste vieler Martyrer barg, die von den wilden Thieren zerrissen, oder die in den Flammen gestorben waren;[4]) bald geleitete sie auf längerer Wanderschaft die Gesellschaft von Stockwerk zu Stockwerk durch die Straßen und Gassen der großen Todtenstadt. Voll Entzücken lauschte Rufinus auf jedes Wort von den Lippen seiner geliebten Tochter; selbst Candidus, der nur die Erinnerungen seiner Kindheit an die Katakomben bewahrt hatte, wußte nicht, was er mehr bewundern sollte, den Reichthum heiliger Schätze, den die Kirche in diesen ihren Schatzkammern barg, oder die tiefe Frömmigkeit und die geistreiche Auffassung, in welcher seine Braut Alles zu deuten und darzulegen verstand.

„Seht hier," sprach Valeria, indem sie ihre Begleiter in eine mit Säulen gezierte Kapelle führte, deren Hintergrund eine reich bemalte Nische bildete, „dies Gemälde ist erst vor wenigen Monaten fertig gestellt worden. Es ist eine der sinnigsten Darstellungen unserer Coemeterien: das Bild des guten Hirten, das Symbol des Herrn, der die verirrte Menschheit auf den Schultern seiner Liebe zu dem Schafstalle seiner Kirche trägt. Den Kopf zu ihm gewendet, drängt sich die treue Heerde um ihn; seine Boten aber eilen in die Wüste

der Welt hinaus, allen Völkern die Wasserströme des Heils zu bieten, die aus dem lebendigen Felsen, welcher Christus ist, hervorfließen. Die Einen hören in Sehnsucht und Zerknirschung auf die gnadenreiche Botschaft, Andere dagegen haften in Sinnlichkeit an den irdischen Genüssen, oder kehren sich in stolzem Hochmuthe von dem Hirten und seinen Boten hinweg." [5])



„Ich stehe nur erst im Vorhof der Kirche," rief Rufinus, das Auge nachdenkend auf das Gemälde geheftet, in freudigem Erstaunen aus, „und wie schön ist Alles, was ich sehe! Was muß es erst sein, wenn ich in das Heiligthum eintreten darf!"

Wieder und wieder richtete er Fragen an seine Tochter, um sich belehren zu lassen, und je mehr er in das Verständniß eindrang, um so heller wurde es Tag vor seinem geistigen Auge.

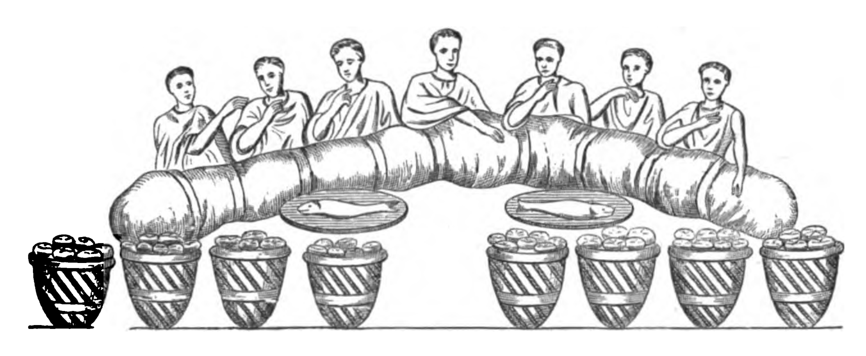
„Sage mir, was hat denn der Fisch zu bedeuten, den ich so oft dargestellt sehe," fragte Rufinus, als die Gesellschaft vor einer eigenthümlichen Darstellung in dem ältesten Theile der Katakomben hielt, wo ein auf dem Wasser schwimmender Fisch abgebildet war, der ein Körbchen auf dem Rücken trägt.

Valeria schaute Irene fragend an, ob sie ein Geheimniß, das erst unmittelbar vor der Taufe erklärt wurde, schon jetzt ihrem Vater enthüllen dürfe. Da aber die Matrone ihr lächelnd zunickte, antwortete sie:

„Auf den Grabsteinen sehen wir bald den Fisch, bald das griechische Wort für Fisch, ΙΧΘΥC, eingemeißelt. Indem man letzteres in seine einzelnen fünf Buchstaben zerlegte, haben unsere Väter im Glauben dieselben der Reihe nach wiederum als die Anfangsbuchstaben der fünf griechischen Worte erkannt: Ἰησοῦς, Χριστὸς, Θεοῦ Υἱὸς, Σωτήρ, „Jesus, Christus, Gottes Sohn, Erlöser," und so ist der Fisch für uns das Geheimzeichen für den Herrn geworden. Daher steht das Bild oder Wort des Fisches auf den Grabsteinen, um anzudeuten, daß der Verstorbene im Glauben an Jesum Christum, den Sohn Gottes, und im Vertrauen auf seinen Erlösungstod von dieser Welt geschieden sei. — So ist auch dieser Fisch," fuhr Valeria fort, indem sie auf das Bild hinwies, „der als ein lebendiger sich über das Wasser erhebt, das Sinnbild des Gottessohnes, der, emporgestiegen aus der Salzfluth seines Leidens[6]) zu ewigem Leben in die Herrlichkeit des Vaters, doch mit uns verbunden ist durch eine wunderbare Speise, die er uns bietet, — die zwar dem Auge und der Zunge Brod und Wein zu sein scheint, in Wahrheit aber durch das Wort seiner Allmacht eine ganz überirdische, himmlische, göttliche Speise geworden ist."

Valeria hielt inne; weiter durfte sie den Schleier des h. Geheimnisses vor dem noch nicht Getauften nicht enthüllen. Rufinus aber betrachtete sinnend das Bild und sprach:

„Auf einem andern Gemälde sah ich einen Fisch neben Körben mit Brod als Speise der zum Mahle geladenen Gäste; hier trägt der Fisch Brod und Wein in einem Körbchen auf seinem Rücken. Nun ist aber, wie du mich belehrt hast, der Fisch Christus: — ist denn etwa



die ganz überirdische, himmlische, göttliche Speise, die ihr esset, die nur den Sinnen als Brod und Wein erscheint, ..."

Rufinus stockte: der Gedanke erschien ihm zu hehr, zu erhaben, als daß er gewagt hätte, ihn auszusprechen.

Das wie in heiliger Verklärung leuchtende Auge Valeria's und das selige Lächeln auf ihren Lippen gab ihm stillschweigend die bejahende Antwort.

„O mein Kind," rief Rufinus mit tief bewegter Stimme, „ist es denn möglich und denkbar, daß der Ewige sich so tief zu der armen Kreatur niederlasse, und kann der Wurm des Staubes seinen Gott in sich aufnehmen, ohne von der Majestät erdrückt, von der Flammengluth seiner Herrlichkeit verzehrt zu werden?"

„Die göttliche Liebe, die erlösend am Kreuze hing," antwortete Valeria, „stellte sich mit ausgebreiteten Armen zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und den Menschen, und zog den Unendlichen nieder in den Staub und hob den Sohn der Erde empor an das Vaterherz Gottes."

„Und darf ich," fragte Rufinus, und eine Thräne perlte in seinen Augen, „darf ich, nachdem ich so lange den falschen Göttern gedient, so hartnäckig die Gnade von mir gestoßen, darf selbst ich armseliger Sünder hoffen, zu diesem Himmelsbrode zugelassen zu werden, um meinen Gott und Schöpfer — — o mein Kind, mein Kind, dürfen meine Hände sich nach dem Sohne Gottes ausstrecken, dürfen meine

Lippen ihn berühren, darf mein Herz ihn umschließen? — Nein, ich bin dessen nicht würdig! — Aber anbeten darf ich ihn und seine Liebe in der Brodsgestalt; sehen darf ich, wie ihr, ihr reinen, heiligen Seelen, ihn in euch und euch in ihn versenket. O, nun begreife ich," fuhr er fort, „wie die Martyrer so freudig und begeistert in den Tod gingen und vor jenen Folterinstrumenten nicht erschracken, bei deren Anblick ich erzitterte; nun sehe ich, woran die Macht der Kaiser zersplitterte; nun verstehe ich, wie meine süße Sophronia das Gefäß Gottes zerschlagen mußte, um es nicht entweihen zu lassen."

Irene und Candidus hatten mit steigender Rührung der Unterredung zugehört. Sie selbst verstanden und erfaßten das Sakrament ja noch viel tiefer, als Rufinus, und dennoch machte das Entzücken, in welches der noch nicht Getaufte bei dem ersten Enthüllen des Geheimnisses fortgerissen wurde, auf sie den lebhaftesten Eindruck.

„Aber sage mir," fuhr Rufinus fort, der sich von dem Bilde gar nicht trennen konnte, „wodurch und auf welche Weise wird denn Brod und Wein in diese himmlische Speise, in den göttlichen „Fisch", in Jesus Christus, den Sohn Gottes und unsern Erlöser, umgeschaffen? Du zögerst, meine Frage zu beantworten; o, laß mich nur noch Einen Blick tiefer in dieses hehrste Geheimniß thun! — Ich ahne es, dies muß sich wiederum durch einen ganz göttlichen Vorgang vollziehen. — Erscheint vielleicht der Herr, wenn ihr im Gebete versammelt seid, vom Himmel her in eurer Mitte, um durch seine göttliche Allmacht dieses unaussprechliche Wunder zu verrichten? — Denn Wer anders, als er selbst, wäre mächtig und zugleich heilig genug dazu?"

„Enthülle ihm nur Alles!" sprachen Irene und Candidus mit Einer Stimme zu Valeria, hingerissen von der Inbrunst, mit welcher Rufinus in das h. Geheimniß des Altars einzudringen suchte.

„Du hast," sprach das Mädchen, und ihre Sprache wurde noch feierlicher, „du hast neben jener Darstellung des Mahles ein anderes

Bild gesehen; — ein Mann, mit dem weiten Pallium bekleidet, wie es unsere Priester vordem gleich den heidnischen Philosophen zu tragen pflegten, steht neben einem dreifüßigen Altartische und breitet seine Hände über ein Brod und einen daneben auf einer Schüssel liegenden Fisch aus. Gegenüber war eine Frau abgebildet, die mit erhobenen Händen betete.“ —



Valeria machte eine kleine Pause; sie mußte sich selbst innerlich sammeln, um das hehre Geheimniß würdig darzustellen. Dann sprach sie tief bewegt:

„Ein Wort, von sterblichen Lippen über das Brod gesprochen, thut dem Unsterblichen und Unermeßlichen Gewalt an; durch den Hauch Gottes allmächtig geworden, wandelt es das Todte in Leben, das Irdische in Himmlisches, die Frucht der Erde in göttliche Speise, und unter dem Schleier der Brodesgestalt liegt der göttliche „Fisch“ auf dem Altare, Jesus Christus, und mit erhobenen Händen ihn anbetend steht die Kirche vor dem Sohne Gottes, dem Erlöser, in lebendigem Glauben an sein Wort: „Nehmt hin und esset; dies ist mein Leib.“

Rufinus stand einige Augenblicke stumm, ringend mit der gewaltigen Größe des Geheimnisses, die seinen Verstand überwältigte. Endlich sprach er:

„Wie rein und heilig müssen euere Priester sein, von deren Lippen der Sohn Gottes gleichsam geboren wird, wie mackellos die Hände, denen er sich, in Brodeshülle gebunden, anvertraut! — Und welche Liebe des Ewigen, dem gebrechlichen Sohne des Staubes Macht über sich zu geben, so daß ein Wort aus seinem Munde genügt, die niedrige Natur des Brodes umzuschaffen nicht in einen Menschen,

nicht in einen Engel, sondern in die göttliche Natur! Nein, nein, das kann kein menschlicher Verstand fassen und begreifen. — Ach, mein Kind," setzte er nach einer Pause hinzu, „was ist das für ein süßer, himmlischer Lohn für die Leiden, die ich erduldete, daß ich durch sie zu der Erkenntniß dieses höchsten Wunders göttlicher Huld gelangte!"

„Und doch," fuhr Valeria fort, „muß der Schleier noch tiefer sinken, um dir Alles zu enthüllen, was der Glaube uns über dieses Geheimniß lehrt. Es ist ja ein Priester, der an dem Tische, an dem Altare steht. — Allein um dies zu verstehen," setzte Valeria hinzu, „mußt du erst in andern Wahrheiten unterrichtet werden, und ich fürchte, dich heute ohnehin schon zu sehr angestrengt zu haben." [7])

„Fühlt man denn leibliche Schwäche, mein Kind," rief Rufinus aus, „wenn die Seele so hoch über alles Irdische empor gehoben wird, oder drücken den Gefangenen seine Ketten, wenn der ganze Himmel in seinen Kerker hineinleuchtet? Allein dein Vater folgt dir, wie das Lamm der Schäferin, auch wenn sie es von der Weide seligen Entzückens in die dürre Wüste der Welt zurückführt."



Nach mehr denn zweistündigem Aufenthalt hatte Valeria mit den Ihrigen wieder die Treppe erreicht, welche aus dem Coemeterium hinausführte. Durch den frei gelegten Eingang fiel grüßend das Licht des Tages, und seiner Einladung folgend stieg die Gesellschaft aus den Katakomben wieder empor. Als Rufinus mühsam die beschwerlichen,

steilen Stufen hinaufkeuchte, bemerkte Valeria, indem sie ihm ihren stützenden Arm bot, scherzend:

„Unsere Väter im Glauben haben es uns fühlen lassen wollen, wie schwer manchmal der Weg aus der Nacht zum Lichte, aus dem Irrwahn zur Wahrheit sei.“

„Auf diesem steilen Wege aber,“ entgegnete mit einem Blicke innigster Dankbarkeit Rufinus, „bietet die Liebe dem Wanderer ihren Arm, und dann gelangt er doch mit der Gnade Gottes endlich an das Ziel.“

Als die Gesellschaft aus dem Garten, in welchem das Coemeterium lag, wieder auf die appische Straße hinaus trat, saß dort, wie es auch jetzt häufig der Fall ist, ein Bauernknabe, der den Ermüdeten die Früchte des Herbstes zum Kaufe anbot. In seinem weiten Korbe lagen neben Aepfeln, Birnen und anderm Obst auch Trauben, schöne, rothe Trauben, und eine derselben emporhebend, bot der Kleine sie mit verlockendem Lächeln Valeria dar.

„O ja,“ rief die Jungfrau, die sich gestern und heute wiederholt an die letzten Worte Sophronia's erinnert hatte, „gib mir die schöne, rothe Traube; es ist meine süße Mutter, die sie mir sendet! Erinnerst du dich noch?“ — fuhr sie, eine Thräne wehmüthiger Freude im Auge, zu ihrem Vater gewendet fort, während sie eine der Beeren zwischen ihren Fingern zerpreßte.

„Die Schaale ist roth,“ antwortete tief bewegt Rufinus, indem er die Worte seiner Gattin wiederholte, „doch das Innere ist klar und hell, und um die harten Traubenkerne legt sich der süße Saft, — so ist es auch mit den Leiden.“ —

Auf dem Rückwege zur Stadt begegnete die Gesellschaft einer Abtheilung Soldaten, welche einen mit Ketten beladenen Gefangenen in ihrer Mitte führten. Wie staunte Candidus, als er in demselben den Sonnenpriester Gordianus erkannte! Zu gleicher Zeit erhob der

Gefangene seinen Kopf, und teuflische Wuth verzerrte sein Gesicht beim Anblick des Tribunen. Der verhaßte Bannerträger des christlichen Namens, mit Ehren überhäuft, vor Glück strahlend, — und er, zum Tode verurtheilt, auf dem Wege nach einer öden Felseninsel, wohin der Kaiser ihn zu lebenslänglicher Verbannung begnadigt hatte! —

Acht Tage später knieten in der Basilika des Lateran an jenem Altare, an welchem einst der Apostelfürst die h. Geheimnisse gefeiert hatte, Candidus und Valeria, von ihren Eltern geleitet, und im Angesichte Gottes und der ganzen Kirche schlossen sie ihren heiligen Bund.[8]) Constantin hatte die Ausstattung der Braut übernommen, und hatte es mit kaiserlicher Freigebigkeit gethan. Von allen Seiten wurden Hochzeitsgaben dargebracht; aber das sinnigste war dasjenige, welches die arme Rustica ihnen schenkte. Rufinus hatte ihr, sobald er in seinen Palast zurückgekehrt war, die glänzendsten Anerbietungen gemacht; aber sie und ihr Mann hatten entschieden jede Belohnung abgelehnt. Jetzt kamen sie und brachten ihr Geschenk: eine einfache Glasschaale, auf ihrem Grunde in grober Goldgravirung die beiden Vermählten vor dem Altare, darüber ein Siegeskranz, ringsum die Inschrift:

„Vivatis in Deo, lebet in Gott!“



Anmerkungen.

1. Für die weibliche Tracht in der alten Zeit geben uns die Gemälde der Katakomben interessante Aufschlüsse zumal in den so häufig vorkommenden Bildern von Oranten oder betenden



Frauen, unter welchen die altchristliche Kunst die zur Anschauung Gottes eingegangenen Seelen darzustellen pflegte. Auch die seligste Jungfrau wird von den Künstlern in der Tracht der vornehmen Damen der betreffenden Zeit gemalt. Das aus dem



3. Jahrhunderte stammende Marienbild in den Katakomben der Domitilla zeigt sie uns



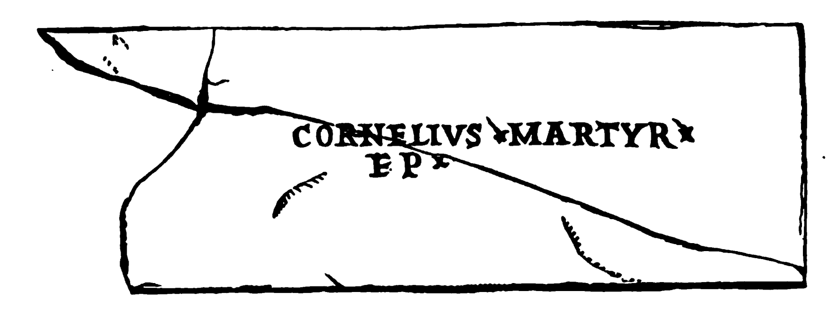
geziert mit dem doppelten Purpurstreifen (laticlavus), der Purpurverbrämung an den Aermeln und den calliculae oder Rosetten, das Haupt mit einem dichten Schleier umhüllt; auf dem oben S. 88 wiedergegebenen Sarkophag-Relief erscheint sie in der palla. Für die in späterer Zeit herrschende Tracht gibt uns das Bild der h. Cäcilia aus dem 6. Jahrhundert ein anschauliches Beispiel. — Daß die christlichen Damen auch im Alterthum manchmal mehr, als es sich schickte, der Mode huldigten und z. B. bald das Haar wellenförmig kräuselten, bald die Frisur in förmlichen Etagen hinaufthürmten, u. dgl., darüber führt schon der h. Cyprian ernstliche Klagen. — Unsere Beschreibung der Gewandung der Valeria entspricht einem Gemälde in den Katakomben des Callistus, das mit unserer Erzählung gleichzeitig ist. (Abbildung bei De Rossi, Roma sott. III, Tav. 1 u. 2.)

2. Das Verzeichniß der Stadtpräfekten Rom's läßt in den letzten Tagen des October 312 (VI. Kal. Nov.) in ganz ungewöhnlicher Weise an die Stelle des Arabius Rufinus den Annius Anulinus treten. Vier Wochen später (III. Kal. Decemb.) erscheint wiederum Arabius Rufinus als Stadtpräfekt. Diese eigenartige Thatsache findet ihre Erklärung in den großen geschichtlichen Umwälzungen jener Tage: Rufinus, von Maxentius gestürzt, ist nach dem Falle des Tyrannen wiederum durch Constantin in sein früheres Amt eingesetzt worden. (Vergl. Pagi, Critica in III. Annal. p. 1014.)

3. Die Grabkapelle des Papstes Cornelius ist in der Folge durch Papst Damasus nicht unwesentlich verändert und durch Inschriften geschmückt worden; eine spätere Zeit fügte noch



Gemälde zu beiden Seiten der Ruhestätte hinzu. Erhalten ist uns noch heute die ursprüngliche Grabplatte mit ihrer Inschrift: „Cornelius, Martyr, Bischof.“ Gesondert von den



übrigen, in der Papstgruft von San Callisto beigesetzten Bischöfen der Römischen Kirche wurde Cornelius in der nach der Apostelschülerin Lucina benannten Abtheilung der Katakomben, auf dem Erbbesitz der Familie der Cornelier, bestattet. (Die obenstehende Abbildung zeigt uns die älteste, der apostolischen Zeit angehörende Grabkammer daselbst, mit Vorgemach und Ausblick auf die an's Tageslicht führende Treppe.)

4. „Polyandrien“ oder gemeinschaftliche Gräber, in welchen solche Ueberreste von Martyrern beigesetzt waren, die den Flammentod erlitten hatten, oder von den Bestien zerrissen worden, gab es manche in den Katakomben. Dies bezeugt ausdrücklich der Dichter Prudentius, indem er sagt, auf manchen Grabschriften sei bloß die Zahl der dort beigesetzten Blutzeugen angegeben (marmora, quae solum significant numerum). Er erwähnt im Besondern eine solche Gruft, in welcher die Ueberreste von sechszig Martyrern ruhten, „deren Namen Christo allein bekannt sind, quorum solus habet | conperta vocabula Christus.“ Ein derartiges Polyandrium befindet sich in der Papstkapelle, und wenn ein Pilgerbuch des sechsten Jahrhunderts von einem Grabe von 80 Martyrern in den Katakomben des Callistus meldet, so ist vielleicht eben jene Gruft die Ruhestätte derselben gewesen. (Vgl. Kraus, Roma sott. S. 165.)

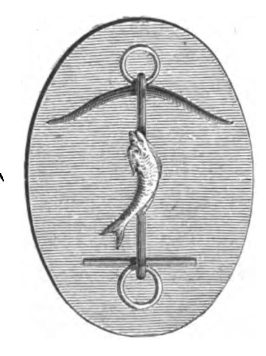
5. Das Gemälde ist auf unserer Wiedergabe theilweise ergänzt, da der Länge nach durch dasselbe in späterer Zeit eine Grabnische ausgehauen ist; doch war die Ergänzung leicht; denn die Composition ist im Wesentlichen verschont geblieben. — Wie schon der Apostel Paulus den Erlöser in dem Felsen vorgebildet sieht, aus welchem Moyses in der Wüste mit seinem Stabe das Wasser schlug, die verdurstenden Israeliten zu tränken, so haben auch die Väter und die christliche Kunst dieses Gleichniß festgehalten und weiter entwickelt, und zwar dahin, daß sie nun auch den Moyses als ein alttestamentalisches Vorbild auffaßten, nämlich als Vorbild des Apostelfürsten Petrus. Das ergibt sich, abgesehen von zahlreichen Väterstellen, aus einer Darstellung auf einem Goldglase, wo der das Wasser aus dem Felsen schlagende Moyses direkt als Petrus bezeichnet wird. Erscheint hier der Apostelfürst, indem er den Gnadenquell der Verdienste Christi mittels der ihm vom Herrn verliehenen Gewalt (des Stabes) den Gläubigen eröffnet, in seinem hohepriesterlichen Berufe, so zeigt eine andere Darstellung ihn uns als den Träger der obersten Lehrgewalt. Wie Jehovah einstens auf Sinai dem Moyses die Tafeln des Gesetzes gab, damit er

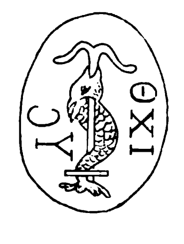


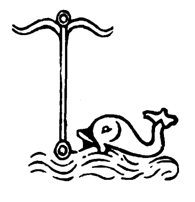


dasselbe dem israelitischen Volke verkünde und erkläre, so überreicht auf dieser Darstellung Christus, auf dem Throne himmlischer Herrlichkeit sitzend, dem neben ihm auf der Erde stehenden Petrus eine Schriftrolle, welche derselbe, als etwas Heiliges, mit verhüllten Händen entgegennimmt. Die Rolle trägt wiederholt die Inschrift: LEX, „das Gesetz", wohl auch den ganzen Satz: DOMINVS · LEGEM · DAT, „der Herr gibt das Gesetz."

6. „Der Fisch, der in das Meer dieser Welt herabgekommen ist", „der Fisch aus dem Lebensquell", „der im Tigrisflusse gefangen wurde", „der in seinem Leiden gekocht ward", sind Wendungen zur Bezeichnung für Christus, die den Vätern ganz geläufig waren. — Wiederholt begegnet uns die Darstellung eines Fisches, der sich um einen Dreizack oder auch um einen Anker, Beide Symbole des Kreuzes, windet, oder eines Fisches, der zu einem

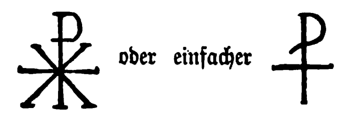








aufrecht stehenden Kreuz-Anker hinschwimmt, oder der, an der Leine gefangen, an dem aufgerichteten Anker hängt. Das alles sind verhüllte Darstellungen des gekreuzigten Erlösers, stammend aus einer Zeit, wo die christliche Kunst in h. Ehrfurcht die wirkliche Kreuzigung des Herrn nicht abzubilden wagte. In der constantinischen Zeit wurde das ┼ mit dem ☧ verbunden, als Darstellung des Gekreuzigten:



oder einfacher



Der Gedanke, daß Christus im Kreuze glorreich triumphirt, findet seinen anschaulichen Ausdruck auf einigen Sarkophagen des vierten Jahrhunderts, wo über dem Kreuze das Monogramm Christi im Siegeskranze steht; zu den Füßen des Kreuzes sind die schlafenden







Wächter angebracht. Eine interessante Darstellung begegnet uns auf einem Oelkrüglein von Jerusalem im Schatze zu Monza aus der Zeit Gregor's des Großen (um 600); dort steht das Kreuz zwischen zwei betenden Figuren; darüber erscheint das Haupt des Erlösers im Glorienschein zwischen Sonne und Mond, links und rechts die beiden Schächer, und Maria und Johannes; unten der Engel und die Frauen am Grabe der Auferstehung. Ein Reliquiar in Form eines Medaillon's, aus derselben Zeit, ebenfalls im Schatze zu Monza, zeigt schon unverhüllt Christum am Kreuze.

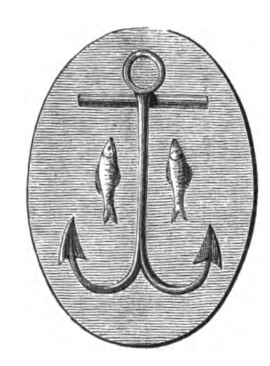
7. Das Opfer der h. Messe tritt uns unverkennbar dadurch vor Augen, daß der Künstler neben jenes Bild des Priesters und der anbetenden Kirche am Altartische als Gegenstück das alttestamentalische Vorbild auf das blutige Kreuzesopfer Christi, das in der h. Messe unblutig wiederholt wird, nämlich das Opfer Abraham's malte. Daß diese letztere Darstellung hier eine symbolische Bedeutung habe, drückt der Künstler dadurch aus, daß er Abraham abbildete nicht, wie er Isaak zu schlachten im Begriffe steht oder den Widder schlachtet, sondern indem er Vater und Sohn betend neben einanderstellt und Widder und Holzbündel zum Hinweis auf jenes vorbildliche Opfer hinzufügt.



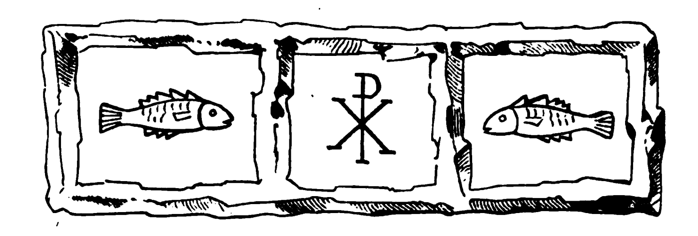
8. Die Ehe vor dem Priester und im Angesichte der Kirche zu schließen, ist uralter Brauch. Schon der h. Ignatius schreibt (ep. ad Polyc. 5): „Es geziemt sich, daß Diejenigen, welche einander ehelichen wollen, ihre Verbindung mit Gutheißung des Bischofs schließen, damit sie nach dem Sinne Gottes, und nicht nach der Begierlichkeit sei.“ „Wie soll ich,“ sagt Tertullian (ad uxor. II, 9), „das Glück einer Ehe schildern, welche durch die Kirche geschlossen und durch das Opfer besiegelt wird, deren Zeugen die Engel sind und die der

himmlische Vater bestätigt?" — Die Glas-Becher mit Goldboden, welche als Hochzeitsgeschenke beliebt waren, zeigen uns das Monogramm Christi über dem Brautpaar; die





Gravirungen auf den Hochzeitsringen stellen in symbolischer Bedeutung die Brautleute dar unter dem Bilde zweier Fische, d. h. Gläubigen, neben dem Kreuz-Anker, um ihre Ehe als in Christo geschlossen zu bezeichnen. — Auf den zahlreichen altchristlichen Grabsteinen von Eheleuten wird es mit Vorliebe betont, daß beide in jungfräulichem Stande in die Ehe eingetreten seien. (Constantiae benemerenti virginius castae compari, cum qua vixit annis XVIIII, der wohlverdienten Constantia, der keuschen Gattin, ihr jungfräulicher Gemahl, der mit ihr 19 Jahre gelebt hat.) Ueberaus mannigfaltig ist auf den Inschriften der Ausdruck heiliger Liebe, welche das Paar im Leben verband, wie die Betonung der vielen guten und schönen Eigenschaften, die der überlebende Theil dem abgestorbenen nachrühmt. („Sanctae et dulcissimae coniugi, cuius industria vel conservantia difficile inveniri potest, der heiligen und süßesten Gattin, deren Fleiß und häuslicher Sinn schwerlich ihres Gleichen hatte;" — „cum qua vixit bene sine ulla querela, mit welcher er glücklich lebte, ohne jemals Grund zur Klage zu haben;" — „quae nunquam mecum discordiam, qua fidelis, habere potuit, die, weil sie Christin war, niemals mit mir in Zwietracht sein konnte." — Eine Gattin meldet, sie habe aus Gallien fünfzig Tagreisen gemacht, „ut commemoraret memoriam mariti sui, um das Grab ihres Gatten zu besuchen," und sie schließt ihre Inschrift mit dem Nachruf: „bene quiescas, dulcissime, ruhe wohl, du Süßester."



Inhalt.



Berichtigungen.

Druckfehler wird der freundliche Leser durch die Entfernung des Verfassers vom Orte des Verlags entschuldigen; von Bedeutung sind nur folgende: S. 18, Note 3, lies „unser Excellenz" statt unsere; S. 78, Z. 8, und S. 99, Z. 19 lies „Aradius" statt Valerius Rufinus; S. 82, vorletzte Zeile lies area „Euelpii" statt Euclepii; S. 214, Z. 7 von unten lies „das Grabmal der Cornelier" statt des Cornelius.




3 2044 036 507 077




CoLibrì


04
LDPE
Digitized by Google

